

A 1498

Mitauische

Monatsschrift.

Januar, 1785.



Mitau,

gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Vorerinnerung.

Meine Absicht, als ich vor Jahr und Tag dieses lurländische Journal herauszugeben unternahm, war, bey Gewissen und Ehre, keine andre, als die ich auf den ersten Blättern des ersten Stückes vorigen Jahres mit unverstellter Offenherzigkeit angegeben habe. Ich war der Meynung, es sey Pflicht, in dem Lande, wohin die göttliche Vorsehung, ohne mein Denken und Zuthun, mich so wunderbar geführt und in den besten Jahren meines Lebens mit so mancherley dem genügsamen Herzen über alles theuern Wohlthaten und Freuden gesegnet hat, nach meinen geringen Kräften thätig, und nützlich thätig, zu seyn. Dazu schien mir, in den Verhältnissen, darinn ich stehe, das Geschäft des öffentlichen, einheimischen Schriftstellers am schicklichsten. Und ich rechnete zuversichtlich auf Theilnehmung und Beyfall.

Verfehlt

Verfehlt habe ich meinen Zweck nicht ganz, obgleich auch nicht ganz erreicht. Wenigstens dreyzehn gute Köpfe unsers Landes haben als Mitarbeiter an dem ersten Jahrgange dieses Journals Theil genommen und mich mit Beyträgen beehrt, die allein diesem periodischen Werke einiges Ansehen unter uns verschafft haben. Denn ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich zur guten Aufnahme desselben das wenigste habe beygetragen können, und daß ich sehr fühle, wie weit die wenigen Versuche von meiner Hand den wichtigern und angenehmern Beyträgen meiner Freunde, selbst der jüngern, nachstehen. Bloß darf ich mir zum Verdienste anrechnen, die gelehrtesten und geistreichsten Männer unsers Landes, zum Theil, zum Schreiben ermuntert zu haben.

Aber auch nicht an Unannehmlichkeiten und bösen fast mit allen litterarischen Unternehmungen von dieser Art verbundenen Widerwärtigkeiten hat es mir gefehlt. Schon die hunderttausend Fragen und Erinnerungen: Was werden Sie dabey vortheilen? oder: Es lohnt hier nicht, so was anzufangen;

fangen; oder: Sie werden Verdruß und heimliche Feindschaft dabey mitzunehmen haben; oder, wie mir wirklich Jemand wörtlich in die Augen gesagt hat: Ueber Kurland ist nichts weiter zu schreiben, als was schon geschrieben ist; Sie werden zu Schaden kommen: — und noch mehr dergleichen Fragen und Erinnerungen waren hinreichend, mich mißmüthig und stutzig zu machen. — Als das erste Stück erschien, tadelte darauf los, wer an der ganzen Sache überhaupt keinen Gefallen hatte, weil es etwas Neues war, das noch dazu von mir herührte, der ich selbst im Lande noch ein Neuling heißen kann. Die gründliche und lehrreiche Abhandlung eines hiesigen verdienstvollen Gelehrten Ueber die verschiedenen Lustarten, z. E., ward von Einigen als rein ausgeschrieben verschrieen, und der Verf. dem dieß zu Ohren kam, fand für gut, sie, zu seiner Rechtfertigung und zu Beschämung seiner vorlauten und unkundigen Tadler, noch öffentlicher aufzustellen, und ließ sie deßhalb ins teutsche Museum einrücken, wo sie jetzt noch einmal wörtlich steht und mit ausgezeichnetem Beyfalle

Beifalle gelesen worden ist. Andre Unannehmlichkeiten, selbst Schikanen und Nockeren, will ich verschweigen. Schon von Paul Einhorn an klagen alle kurländische Schriftsteller über derley Widerwärtigkeiten; Einhorn schilt weiblich in seinen Vorreden auf den in Kurland so rüstigen gelehrten Momus, und seine Nachwelt lacht darüber, jenem zu Spott und ihm zur Ehre; ich habe Gleichmuth und Herz genug, solcherley Kritiken zu ertragen und — zu vergessen.

Noch mehr hat mich die Fortsetzung auf noch Ein Jahr Geduld und Mühe gekostet; und ich bin nun erst, freylich sehr spät, im Stande, obgleich mit fast augenschynlicher Gefahr großen Schadens, meinen zweyten Jahrgang herauszugeben. Wer da weiß, was es in Kurland kostet, Einen Bogen drucken zu lassen, und die Gleichgültigkeit unsers Publikums, wenigstens des größten Haufens, gegen alles, was einheimisch, und nun noch dazu über ein Jahr alt geworden ist, kennet; wer es einsehen will, wie viel ich offenbar dabey wage und vielleicht verlieren kann, der wird meine Be-

Barrellichkeit bey einem so muthig angefangenen, schlüpfrigen Unternehmen, entweder tadeln, oder sonderbar finden. Aber ich habe nun einmal angefangen, und ich will vollführen, was ich einmal angefangen habe; sey mein Gewinn, oder Schaden, auch noch so auffallend. Wenigstens bin ich doch der erste, der in Kurland ein litterarisches Werk dieser Art aufgenommen und ausgeführt hat.

Ich werde künftig, außer einheimischen Sachen, nun auch manchmal über wichtige Gegenstände, besonders der Naturlehre und Oekonomie, manches in dieses Journal aufnehmen, was schon anderwärts, aber in nicht allgemein bekannten Werken, steht; doch soll es selten und nie ohne Anzeige geschehen: auch soll das anderwärts hergenommene nicht so ganz ausgeschrieben, sondern gehörig für unser Publikum und unsre Leser eingekleidet und gerichtet seyn.

Allen meinen Gönnern und Freunden, die mich bisher und fortan auf den heutigen Tag entweder mit lehrreichen und angenehmen Beiträgen unterstützen, oder wohlwollend mein Werk befördert und begün-

begünstiget haben, danke ich hiemit öffentlich und mit gerührtem Herzen. Schon ihre gute Meynung für mich und mein Unternehmen, die sie lediglich als eine dem allgemeinen Besten heilsam scheinende Sache mit ungewöhnlicher Dienstsfertigkeit in Schutz und Pflege nahmen, verdient lauten, aufrichtigen Dank. Ihre Namen hier aufzustellen, wäre Vorlob und schreyendes Rühmen; aber an einem andern Orte und zu andrer Zeit soll lauter mein dankerfülltes Herz sie nennen. — —
 Wismar den 12. März 1785.

K. A. Rütner.

Ueber Landwirthschaft und Bauern- stand. *)

Ich habe so oft den Entschluß gefaßt, über die Landwirthschaft zu schreiben; ich bin aber durch viele Vorstellungen davon abgehalten worden. Man hat in unsern Zeiten unzählich viel über diese Materie gestritten und geschrieben. Viele von diesen Schriften sind in gelehrten Gesellschaften geprüft, und einige, welche vorzüglich geschienen, mit öffentlichen Lobsprüchen beehrt und mit Preisen belohnet worden. Man hat die besten aufbehalten und sie ruhen jetzt ungestört in den Bücherschränken der Gelehrten. In die Landwirthschaft haben sie, so viel mir bewußt ist, wenig Einfluß gehabt,

*) Der Verfasser dieser reichhaltigen Abhandlung scheint den im Oktober v. J. befindlichen Aufsatz eines Ungeannten: Ueber die Leibeigenschaft in Kurland, nicht gelesen zu haben, weil er in vielem mit den guten Wünschen jenes Autors zusammentrifft, ohne jedoch sie eigentlich zu wiederholen. Der Gegenstand, über den beyde geschrieben haben, ist so wichtig und so sehr einer allgemeinen Beherzigung werth, daß darüber nicht genug gesagt werden kann. Um dessentwillen verdient auch diese Abhandlung hier eine Stelle; ob sie gleich eigent-

gehabt, da der ökonomische Zustand in unsern Ländern geblieben, wie er gewesen ist. Vielleicht haben die Verfasser nicht das wahre Ziel getroffen, oder die Mittel, welche sie vorgeschlagen haben, müssen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn.

Noch mehr bin ich in meinem Vorsatz abgeschreckt worden, wenn ich an die Menge Vorurtheile gedacht habe, welche theils allgemein, theils besonders bey den Landwirthen herrschen, und doch mit dem größten Eifer vertheidiget werden. Solche dicke Wolke von Lieblingsätzen zu zertheilen, sind auch die stärksten Gründe zu schwach. Bloß die Zeit, oder einige wichtige Ausstritte, können solche schwächen und den Gesichtskreis der Vernunft aufklären.

lich in und für Livland geschrieben ist. Wenigstens ist sie doch mit mehr Mäßigung und Klugheit abgefaßt, als die, gleichen Inhalts, in den zu Petersburg gedruckten Sammlungen zur russischen Geschichte befindliche, die der selbige Eifer, als er noch Pastor zu Torma war, schrieb und drucken ließ. Der Herausgeber hätte Bedenken getragen, sie hier einzurücken, wenn er nicht wenigstens fünfzig edle Menschenfreunde in Kurland kannte, die über diese Materie eben so denken, und wärmer davon schreiben würden, wenn sie zu schreiben Zeit und Beruf hätten. —

klären. Dann erst lehret der Mensch zurück, wenn er die Vorurtheile so weit getrieben hat, daß er das Unnatürliche, das Traurige, oder vielmehr das Unsinnige seiner Handlungen in den Folgen anschauend gewahr wird. Es ist räthselhaft, was ich hier schriebe, ich werde aber alles in dem Nachfolgenden begreiflich machen.

In diesem Aufsatze werden solche falsche Grundsätze und Vorurtheile angeführet und das Unnatürliche derselben gezeigt werden. Welches Schicksal kann ich also diesen Blättern prophezeyen? Kein andres, als daß die wenigsten meine Gedanken billigen, die mehresten, von verjährten Vorurtheilen eingenommen, solche mit Widerwillen lesen, oder wohl gar als thöricht verwerfen werden, und dann werde ich diese Schrift bald im Staube der Vergessenheit sehen.

Also zu schreiben, um von wenigen gelesen und gebilligt zu werden, und seine Arbeit bald mit Staub bedeckt zu sehen, ist das nicht widersinnig? Nein, hierin liegt eine wahre Beruhigung für mich, und die Hoffnung, daß ich nicht vergebens schreibe, weil ich nichts behaupten werde, was nicht auf Vernunft

nunft und Natur gegründet ist. Ich kenne das Schicksal der Menschen aus den Jahrbüchern ihrer Geschichte. Es sind gewisse Zeiten, wo die Rechte der Menschheit verkannt, oder gar unterdrückt werden. Dieser Druck dauert aber nicht beständig: in spätern Zeiten siehet man das Unrecht ein, und giebt dem Unterdrückten seine entrissenen Vorzüge wieder. Dann wünsche ich, daß die Hand eines vernünftigen Mannes dieses Papier aus dem Staube hervorziehen, meine Gedanken, die Natur und Menschengesübl vertheidigen, lesen, prüfen und bekannt machen möge, und dann bin ich eines vernünftigen Beyfalls vöslig versichert. Ich eile nach dieser langen Vorrede zur Hauptsache.

Ich will zuerst von dem Zustande der Bauern schreiben. Der Bauernstand ist, wie bekannt, in allen Ländern der niedrigste, und in den mehresten der ärmste und verachtteste Stand, und zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten bestimmt. Er ist der Stand, der in den mehresten Reichen unter dem Joche der Knechtschaft seufzet, auf den die meisten Lasten zurückfallen, der sie jedoch, wegen seiner dürftigen Umstände, weit härter als alle andere

dere

dere Einwohner empfindet. Sehen wir aber den Bauernstand in seiner wahren und natürlichen Beschaffenheit an, so ist er unstreitig in allen Ländern der stärkste, und macht den größten Theil der Bewohner aus. Er ist schon in diesem Betrachte wichtig, und verdienet dadurch allein eine vorzügliche Aufmerksamkeit, besonders des Regenten eines Landes. Diesem muß doch wohl daran gelegen seyn, den größten Theil seiner Unterthanen, wenn auch nicht in glücklichem, wenigstens doch in gutem Zustande zu sehen. Da er den Bedrückungen höherer Stände am meisten ausgesetzt ist, so ist die Regierung destomehr verpflichtet, ein aufmerksames Auge auf ihn zu richten, ihm einen besondern Schutz angedeihen zu lassen, und das Unrecht der Mitbürger von ihm abzuwenden. Er ist zugleich durch seine Beschäftigung wichtig. Der Bauer liefert uns durch seinen Fleiß die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens. Ohne Brod, ohne Nahrung, ohne nothdürftige Bedeckung des Körpers können wir in dieser Welt nicht leben. Alles dieses erhalten wir von den arbeitsamen Händen des

Ucker:

Ackermannes. Alle übrigen Stände nähren sich von seinen Produkten.

Ich erwarte hier keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß ich den Stand, der mein Leben erhält, unter die wichtigsten aller Stände rechne. Was helfen uns alle Schätze, Pracht und Kostbarkeiten, wenn es uns an dem mangelt, womit wir unsern Hunger stillen sollen? Ist dieß nicht ein neuer und stärker Bewegungsgrund, diesen Stand höher, als insgemein geschieht, zu schätzen? Wir rühmen die Weisheit der chinesischen Kaiser, wenn sie alle Jahre, mit der Pflugschaar in der Hand, den Feldbau einweihen. Sollten nicht allein der Regent, sondern auch die Bewohner eines jeden Staats sich bestreben, den Landmann, bey seinen mühsamen Geschäften, bey seinen ermüdenden Lasten aufzumuntern, durch kräftige Mittel zu unterstützen, und seinen Fleiß beständig wirksam zu erhalten?

So viel ich mich aus der Geschichte erinnern kann, ist England das erste Land, welches schon vor einigen hundert Jahren diese wichtige Wahrheiten überzeugend eingesehen, und alle mögliche Mittel

Mittel zur Verbesserung des Uckerbaues und der Viehzucht angewendet hat. Durch die fortgesetzte Sorgfalt seiner Könige und ihrer weisen Rätthe stieg England vor allen übrigen Ländern zu einem blühenden Zustande empor. Ein Land, worinn der Uckerbau mit Fleißigkeit getrieben wird, auf dessen Feldern zahlreiche muthige Heerden weiden, hat eine wahre innere Festigkeit und Stärke, und ist vor allem Mangel, der andere Länder so oft bedrohet, völlig gesichert. Alle übrige Einrichtungen in einem Lande können hierauf sicher gebauet werden. Wem hat England den Grund seiner glücklichen Verfassung und seiner Reichthümer zu danken, als dem aus allen Kräften verbesserten Uckerbaue? Waren also die Verordnungen des Parlaments, den Landmann durch Belohnungen beständig aufzumuntern, nicht die weisesten, die dieser erhabenen Gesellschaft ewig Ehre machen? Man konnte nun desto gewisser auf die Beförderung der Künste bedacht seyn, da das Land hinlänglichen Vorrath zum Unterhalte der Künstler lieferte. Der Landmann war mit allen Bedürfnissen genugsam versehen, konnte die übrigen Einwohner wohlfeil ernähren,

nähren und noch dem Ausländer von seinem Ueberflusse mittheilen. Dieser glückliche Zustand dauerte aber nur so lange, als ein Verhältniß zwischen dem Ackerbau und den Fabriken und Manufakturen statt hatte. Allein die letztern gewannen durch die Nachsicht des Parlaments das Uebergewicht. Die Hände zum Ackerbaue verminderten sich. Viele verließen das Land, andere wollten lieber Künstler, als Ackerleute seyn. Ist befindet sich England in der traurigen Lage, daß die nöthigen Lebensmittel in höhern Preisen sind, wodurch das Arbeitslohn, folglich auch der Preis der Waaren gesteigert worden ist. Diese betrübte Folge fühlet England noch diese Stunde, und das Parlament weiß kein Mittel ausfindig zu machen, wie diesem Uebel abzuhelfen ist. Wie nothwendig ist nicht die Sorgfalt einer Regierung, auf das richtige Verhältniß des Landmannes und der übrigen Stände zu sehen!

Aus dem Beyspiele Englands und aus andern noch weit wichtigern Gründen, die ich in der Folge anführen werde, wird man die Nothwendigkeit einsehen, daß der Landmann zum Ackerbaue müsse ermuntert werden. Es entstehet hieraus die Fra-

ge; welches sind die besten und kräftigsten Mittel, den Bauer zu unermüdetem Fleiß anzureizen? Die meisten Leser werden bey dieser Frage vermuthen, daß ich aus statistischen und Kameralbüchern die gepriesensten Vorschläge zusammensuchen und in diese Schrift einschalten werde. Es ist wahr, ich habe viel in solchen Büchern gelesen, ich bin aber endlich müde geworden, weil ich fand, daß die mehresten Vorschläge der Natur der Menschheit nicht völlig angemessen sind, und die meisten dahin auslaufen, daß dem Landmanne noch mehrere Lasten aufgebürdet, und sein schüchternen Geist noch tiefer niedergedrückt werde. Alle künstliche Plane sind hier schädlich, sie sind als Schleichwege anzusehen, die zum Nachtheile des Staats abziwecken. So lange diese Welt bestehen und Menschen auf diesem Erdboden wohnen werden, wird die Natur eine unwandelbare Vorschrift in allen unsern Handlungen und Unternehmungen bleiben. Bey einem Entwurfe, besonders auch in Wirthschaftssachen, muß der erste Gedanke seyn: stimmt er auch mit der Natur der Menschheit und der Sache selbst überein? Nehmen wir dieses nicht zum Augenmerke,

so können wir sicher schließen, daß unser Plan am Ende mißlingen werde, er mag noch so künstlich ausgedacht und mit vielen scheinbaren Gründen unterstützt seyn. Bey geendigter Ausföhrung wird man immer sehen, daß es nur Schein, aber keine wahre wesentliche Vortheile sind, die man dadurch erkünstelt hat.

Ich werde also, statt aller ökonomischen Bücher, mich an die Natur der Menschheit wenden; in ihr werde ich die besten, die sichersten Mittel entdecken, womit man den Fleiß und Muth des Ackermannes beständig unterhalten und ihm die sauerste Arbeit erleichtern und angenehm machen kann. Ein jeder Mensch, auch der ärmste und dummste Bauer, fühlet in sich einen angeborenen Trieb, nach Vortheilen zu streben. Gott hat nach seiner Weisheit diesen Trieb in unsere Seelen gepflanzet, wodurch der Mensch beständig thätig und wirksam erhalten wird. Das Interesse ist also der einzige Grund, welches den Menschen antreibt, Mühe und Arbeit willig zu übernehmen. Welcher Vernünftige würde wohl sich einem Geschäfte freywillig unterziehen, wovon er keinen Nutzen oder Vortheil absehen

ben

hen könnte? Selbst Kinder handeln schon nach dieser angeborenen Neigung. Würde dieser Trieb unterdrückt werden, würden die Menschen in lebendige unthätige Bildsäulen verwandelt seyn. Folgt hieraus nicht, daß auch der Bauer den Grund des Fleißes, das unermüdete Bestreben, in sich selbst habe?

Auf diesen unumsstößlichen Grundsatz wollen wir unser ökonomisches System gründen. Die einzige wahre natürliche Maxime, den Menschen beständig thätig zu machen, ist diese: man zeige ihm Vortheile, die er von seiner Arbeit zu erwarten hat; wenn ihm diese hinlänglich scheinen, wird er aus eigenem Triebe darnach streben, wosfern er nur nicht durch Zwang, langwierigen Druck und Laster schon verdorben ist. Dieser sonst thätige Trieb kann durch eine widrige Behandlung fast gänzlich unterdrückt werden, so, daß der Mensch auch die wichtigsten Vortheile unempfindlich und fühllos ansieht; wovon ich in der Fortsetzung dieser Schrift überführende und unleugbare Beyspiele anführen werde. Die Begierde zu erwerben ist mit den zu hoffenden Vortheilen in einem Verhältnisse. Nach
wicht:

wichtigen Vortheilen strebt man mit Anstrengung aller Kräfte: ein geringerer Nutzen reizt weniger. Wo man wenige Vortheile erblickt, da ersterben Fleiß und Mühe.

Mit diesem angebornen Hange zum Erwerben ist die Liebe zum Eigenthume unzertrennlich verbunden. Das kleinste Kind eignet sich schon Sachen als ein Eigenthum zu, und sucht solches gegen denjenigen, der es ihm entreißen will, zu vertheidigen. Sein Eigenthum verbessert ein jeder Mensch aus eignen Antriebe, ein fremdes hingegen nur in dem Falle, wenn er weiß, daß er hinlängliche Belohnung dafür zu hoffen hat. Ich vermute nicht, daß man diese Sätze in Zweifel ziehen werde, die ein jeder sehr lebhaft in seinem Innern fühlet.

Es wird nicht schwer seyn, die Anwendung dieser Wahrheiten auf die Landwirthschaft zu machen. Alle Autoren, die von der Verbesserung der Landwirthschaft geschrieben haben, sind von der Nothwendigkeit überzeugt, daß der Bauer zum Fleiß müße aufgemuntert werden; sie bilden sich aber ein, daß alle Bemühung vergeblich seyn würde, wenn der Ackermann nicht vorher in Freyheit gesetzt

gesetzt

gefeset wird. In den meisten Ländern müßte man also erst eine ganze Reform vornehmen, ehe man in diesem Punkte seine Absicht erreichen könnte. Freylich ist schon der Name der Leibeigenschaft der Menschheit widrig, wenn man diesen Zustand der natürlichen Liebe zur Freyheit entgegen stellt; und es wäre besser, wenn er gar nicht in der Welt eingeführet wäre. Allein ein Leibeigener fühlet den Trieb zum Erwerben eben sowohl, als einer, der weniger eingeschränkt ist und in Freyheit lebt. Ich kann folglich seinen Fleiß in dem knechtischen Zustande eben sowohl ermuntern und ihn zu einem unermüdeten Arbeiter machen, wenn ich nur nach vernünftigen Grundsätzen verfare, besonders wenn er versichert ist, daß ihm sein erworbenes Eigenthum nicht entrisen wird. Kein Volk lebt in einer strengeren und unmenschlichern Grausamkeit, als die Negern in den Plantagen; wir haben aber doch viele Beyspiele, daß sie aus eigenem Triebe fleißig und arbeitsam geworden sind, so bald ihre Herren ihnen gelinder begegnet, ihnen ein Eigenthum und kleine Vorthelle zugestanden haben; sie haben sogar aus Treue ihr Leben für ihre Gebieter aufgeopfert.

Man

Man überzeuge nur seinen Leibeigenen, daß man es aufrichtig mit ihm meyne und sein wahres Beste zu befördern suche, er wird Liebe und Vertrauen gewinnen, und von der Hand seines Herrn unterstützt, wird er freudig, ohne Zwang und Befehle, die schwereste Arbeit übernehmen. Der Name eines Leibeigenen wird ihm nicht mehr so fürchterlich seyn, er wird seinen Herrn als Wohlthäter und Vater lieben und in allem seinem Rathe willig folgen; ist er, aber vorher sehr unterdrückt und mißtrauisch gemacht worden, ist der Haß gegen seinen Erbherrn in seinem Herzen zu tief gewurzelt, dann wird es natürlicher Weise weit mehr Mühe kosten, den Widerwillen zu ersticken, und Fleiß und Liebe in ihm rege zu machen.

Auf diese unumstößliche Grundsätze können wir sichere Folgen bauen. Der Bauer siehet sein Eigenthum und das Eigenthum seines Herrn als zwey ganz verschiedene Dinge an. Von der Verbesserung seines Eigenthums weiß er, daß er und kein anderer den Nutzen davon zu erwarten habe; aber bey der Verbesserung des Eigenthums seines Herrn siehet er für sich keinen Vortheil: man mag ihn noch

so sehr zu überführen suchen, daß es keine Schuldigkeit sey, für seinen Herrn zu arbeiten, weil er das Land des Herrn nützet und sein Unterthan ist. Alle Beweise sind in diesem Falle zu schwach; er wird immer antworten: Ich muß doch für einen andern arbeiten und sehe keine Belohnung meiner Mühe. Was kann daraus anders erfolgen, als daß er mit Widerwillen die Arbeit des Hofes verrichtet? Ein jeder Erbherr siehet alle Tage den Beweis dieser Wahrheit. Die Hofesarbeit geschieht allemal mit Trägheit und Schläfrigkeit, unter strenger Aufsicht und mit Stock und Schlägen; zu Hause hingegen arbeitet der Bauer ohne Aufsicht, ohne Zwang und Drohen, weil er für sich und zu seinem Vortheile die Arbeit übernimmt.

Hierinn liegen unstreitig die klarsten Beweisthümer, daß die Frohndienste der Natur der Menschheit ganz entgegen gesetzt sind. Obgleich dieses ein jeder Besitzer der Landgüter einseheth, bleibt man doch hartnäckig bey einer Gewohnheit, die noch aus jenen barbarischen Zeiten abstammt, da das Recht der Waffen unschuldigen Nationen die Freyheit raubte und sie zu Sklaven machte.

machte. Doch aber hat man in vielen Ländern diese Wahrheit, wiewohl sehr spät, erkannt und die Frohndienste gänzlich abgeschafft. Wie sehr dadurch der Ackerbau verbessert worden ist, würde überflüssig seyn anzuführen.

Der Mensch liebt sein Eigenthum, wie ich schon vorher gesagt habe, und arbeitet unermüdet an der Verbesserung desselben. Nimmt man ihm aber sein Eigenthum, oder ist er in dem Besitze desselben nicht gesichert, so er stirbt natürlicher Weise dieser Trieb in ihm, und er siehet es zuletzt als eine ganz gleichgültige Sache an. Das Eigenthum eines Bauern bestehet in dem Lande, welches er besizet, in seinen Kindern, seinem Vieh und Habseligkeiten. Nimmt man ihm eins von diesen Stücken mit Gewalt, handelt man dann nicht wider die Natur und benimmt man dadurch dem Bauern nicht Muth und Lust zum Feldbaue? Die Gesetze der Natur müssen wir nicht beleidigen, oder wir müssen selbst das Urtheil über uns fällen, daß wir wider die Vernunft handeln. Die Natur rächet sich auch allemal und straft uns durch die nachtheiligen und unan-

unangenehmen Folgen, welche sie uns empfinden läßt. —

Die wahre Ursache, warum der Erbherr seine Bauern nach solchen naturwidrigen Grundsätzen behandelt, liegt hauptsächlich darinn, daß er sein Eigenthum und das Eigenthum seiner Erbleute als zwey von einander ganz verschiedene Dinge ansiehet. In diesem Betracht ist es natürlich, daß er seinen Vortheil weit mehr, und zum Nachtheile seiner Unterthanen, zu befördern sucht. Dieser unglückliche Gedanke entstand zu den Zeiten, da die Besizer der Güter einen Theil der Ländereyen an sich zogen und solche blos zu ihrem Vortheile bearbeiten ließen. Es war natürlich, daß auch die Arbeit der Bauern dadurch getheilet wurde. Nun suchten beyde Theile ihren Nutzen zu befördern. Der Herr, als Befehlshaber, konnte, wenn er die Grenzen der Billigkeit überschritt, sein Interesse ungeich mehr vergrößern, als der Bauer, von dem man einen strengen und unbedingten Gehorsam forderte. Mußte hieraus nicht unvermeidlich eine Zerrüttung in der Wirthschaft entstehen? Erzeugte diese widernatürliche Einrichtung nicht

zwey

zwey entgegengesetzte Partheyen? Was konnte hieraus anders entstehen, als heimlicher Erol, Widerwillen, Haß und Feindschaft des schwachen und leidenden Theils? Können hieraus wohl gute Folgen fließen? Die Erfahrung hat diese Wahrheit leider mehr als zu sehr bestätigt. So lange dieser Stein des Anstosses nicht aus dem Wege geräumt wird, kann die Wirthschaft nicht in ihre natürliche Ordnung kommen. So lange diese Scheidewand nicht niedergerissen wird, kann der Ackerbau niemals den gehörigen Grad seiner Vollkommenheit erreichen, wie mögen noch so viel künsteln und raffiniren, als wir wollen.

Der Bauer allein ist bloß dazu geboren, das Feld zu bauen; sein Stand und seine Erziehung berechtigen ihn dazu. Der Edelmann kann eigentlich weiter nichts, als eine Abgabe von den Ländern fordern, die der Bauer bearbeitet, nach Verhältniß des Gewinnstes, welchen er jährlich davon zieht. Keine andere, als diese Einrichtung, findet in der Natur statt. Einzig und allein dadurch wird das doppelte Interesse, die entgegengesetzte Parthey aufgehoben. Wir geben dadurch dem
 Bauern

Bauern das Recht wieder, was der Eigennuß ihm entzogen hatte. Nun wird er mit möglich größerm Eribe sein Geld bauen, da er alle seine Kräfte, die vorher getheilt waren, dazu vereinigen kann. Die Vorstellung, daß er zu seinem Vortheile, zu seiner Verbesserung arbeitet, wird seine Lust beständig unterhalten, und er wird den schwersten Unternehmungen muthig entgegen gehen. Wer gegen diesen Satz einigen Zweifel hegt, der darf sich nur um eine Kenntniß der Wirtschaft in den Ländern bemühen, wo die Frohndienste abgeschafft und die Länder den Bauern verpachtet sind, als in England und in vielen andern Ländern; er wird in Verwunderung gesetzt werden, wie viel Nutzen der Landmann von einem kleinen Stücke Landes ärntet, welche schwere Abgaben er davon entrichtet und demohngeachtet sich in wohlhabenden Umständen befindet. Desto weniger wird es ihm alsdenn be fremden, wenn er einen von Frohndiensten entkräfteten und niedergedrückten Bauern, bey seinen weit größeren Feldern, in Noth und Armuth siehet.

Ich weiß aber zum voraus, daß alle meine Gründe, obgleich Natur und Vernunft mir zur

Seite find, doch bey den wenigsten Eindruck machen werden. Was können die stärksten Gründe gegen Vorurtheile und irrige Grundsätze ausrichten, worinn man durch das Beyspiel der Väter und durch eine verjährete Gewohnheit bestätiget ist, nach welchen wir, als Grundregeln, von Jugend auf gehandelt haben. Siehet man von Kindheit an nur eine Art zu wirthschaften und keine andere, so bildet man sich ein, daß diese die einzigste und vorzüglichste auf der Welt sey. Dieß möchte wohl der Punkt seyn, wo die meisten Leser mir widersprechen möchten. Eine Lieblingsidee anzugreifen, nach welcher man sich berechtiget meynt, seinen Nutzen weit mehr, als den Vortheil seiner Bauern zu befördern; im Gegentheile zu behaupten, daß man mehr auf den Nutzen der Bauern, wie auf seinen eigenen bedacht seyn müsse; — ein solcher Satz muß vielen sonderbar, den meisten widersinnig scheinen. Vielleicht aber vermindert sich der Affect, wenn ich mich über diesen Punkt deutlicher werde erklärt haben.

Ich nehme an, daß der Frohndienst abgeschafft sey. Der Erbherr siehet dann nur eine Quelle seiner Einkünfte, nämlich in dem Fleiß und der Arbeit

beit

beitsamkeit seiner Unterthanen. Je ämsiger und unermüdeter diese beschäftigt sind, desto reichere Aernten haben sie zu erwarten, desto glücklicher ist die Viehzucht und destomehr Segen breitet sich über den Landmann aus. Der Bauer kann also, da er mehrere Länder benüzet und durch keine Nebendienste verhindert wird, mehrere Abgaben seinem Herrn entrichten, und er wird es mit Vergnügen thun, so lange sein Herr nur nicht die Schranken der Billigkeit übertritt. Dieses ist die einzige Grenzlinie, die der Herr genau beobachten muß. Läßet er sich von seinem Eigennuße regieren, fodert er mehrere Abgaben, als die Billigkeit verstatet, dann macht er seinen Unterthan mißvergnügt und vermindert seine Lust zum Feldbaue. Der dummste Bauer empfindet das Unrecht eben sowohl, als ein anderer, der aufgeklärte Begriffe hat. Er verstopfet dadurch nach und nach selbst die Quelle seiner Einkünfte, er schadet dadurch nicht sowohl dem Bauern, als sich selbst. Er wird aber niemals wider diese Regel handeln, wenn er sich nur genau mit dem Gedanken bekannt macht: der Nutzen meiner Bauern ist mein Nutzen; jemebr er diesen unterstützt, jemebr er seine Ausnahme befördert,

fördert, desto stärker vermehrt er den Zufluß seiner Einkünfte. Können aber die Erbherren ihrem Eigennutze nicht selbst ein Ziel setzen, dann muß freylich die Obrigkeit durch Wackebücher und Verordnungen diesem Unwesen zu steuern suchen.

Meine Behauptung wird sich noch mehr aufklären, wenn ich die Folgen ganz kurz zeigen werde, die unvermeidlich sind, wenn wir unbillig mit dem Bauer verfahren. Man zwingt den Bauer, mehr für seinen Herrn, als für sich zu arbeiten, man entzieht ihm noch wohl gar unter allerley Vorwand einen Theil von dem, was er sich erworben hat und ihm nach allem Rechte zugehöret, oder wenn man die Ungerechtigkeit noch weiter treibt, läßt man ihm kaum soviel übrig, daß er nothdürftig leben kann. Wir dürfen uns in diesem Falle nur an die Stelle des Bauern stellen, und uns fragen: was wir in solchen Umständen thun würden? Würden wir nicht mißvergnügt werden? würde die Lust in unsern Geschäften sich nicht vermindern? würde nicht der Muth, den Feldbau ferner mit Fleißigkeit zu betreiben, nachlassen? Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit würden sich unserer Seele ganz bemächtigen.

Das liebste Eigenthum, selbst unsre Kinder, selbst unser Leben würde uns nicht mehr reizen: in Unthätigkeit versunken würden wir zuletzt in Laster und Ausschweifungen gerathen, und wenn uns ja die Noth zur Arbeit zwänge, würden wir nur soviel arbeiten, als zu unserm nothdürftigen Unterhalt erfordert wird. Mit welchen Augen würden wir auch denjenigen ansehen, der so viele Ungerechtigkeiten an uns ausübt? Haß und Feindschaft würden sich wider ihn in unsern Herzen empören, wir würden suchen, wenn auch nicht öffentlich, doch heimlich und mit List, uns an ihm zu rächen. Bey alle diesem Verfahren würden wir als Menschen nach den Trieben handeln, die uns angeboren sind.

Damit ich aber auch zeige, daß alles, was ich behauptet habe, auch von der Erfahrung bestätigt wird, will ich Livland zum Muster anführen. Ich kenne dieses Land in seiner ökonomischen Verfassung weit genauer, als alle andere Länder, weil ich darinn viele Jahre die Landwirthschaft getrieben habe. Gehe ich funfzig bis sechzig Jahre zurück, und vergleiche den damaligen Zustand mit dem gegenwärtigen, so wird der Unterschied einem jeden auffallend seyn.

seyn. In jenen glücklichen Zeiten lebte man bey wenigen Bedürfnissen ruhig und zufrieden. Die Tafel war mit Hausmannskost besetzt; die Töchter des Adels kleideten sich in wollene, oder höchstens baumwollene Zeuge. Seidene Kleider waren damals selten. Die Tochter erschien in dem geerbten seidenen Kleide ihrer Mutter, und nach der damaligen Sparsamkeit war dieser Pug anständig. Eben so einfach kleideten sich die Söhne, und ein vom Vater ererbtes Kleid war ein Anzug, den niemand tadelte. Die Künstler arbeiteten in den damaligen Zeiten nach den Grundsätzen ehrlicher Leute; sie verfertigten ihre Waaren fest und dauerhaft, ohne auf äußerliche wandelbare Zierrathen zu sehen: sie waren daher sehr viele Jahre brauchbar und dauerhaft.

So lange der Adel mit den Produkten seines Landes zufrieden war und sich nur die nothdürftigsten ausländischen Bedürfnisse anschaffte, waren seine Ausgaben gering und es mangelte ihm also niemals an dem nöthigen Gelde. Er lebte in seinem kleinen Zirkel in ungestörter Zufriedenheit, und suchte seinen größten Vorzug, den einzigen Punkt der Ehre, darinn,

darinn, ein ehrlicher, rechtschaffner, und, wenn es die Vertheidigung seines Vaterlandes forderte, zugleich ein tapferer Mann zu seyn. Die geringen Einkünfte seiner Güter waren hinreichend, ihn und seine Familie mit den seinem Stande angemessenen Bedürfnissen zu versorgen. Er bauete auf seinen Hofesfeldern größtentheils nicht viel mehr, als er zum Unterhalte seines Hofes gebrauchte, weil zu diesen Zeiten das Getreide in niedrigem Preise war. Diejenigen, die außer dem Ackerbaue sich noch mit einem kleinen Handel beschäftigten, erwarben sich dadurch manche Vortheile, welche durch die Länge der Jahre ansehnlich wurden, und noch jetzt der Grund von dem Reichtume mancher Familien sind.

Der Bauer, dessen Frohndienste bey den kleinen Hofesfeldern sehr leicht waren, konnte desto mehr Fleiß und Mühe auf die Bearbeitung seiner Felder verwenden. Er lebte in einem Zustande, worinn man keinen Mangel kannte. Er hatte zahlreiche Heerden und wetteiferte mit seinen Mitbrüdern um den Erzug guter Pferde, wozu er

durch das Beyspiel seiner Herrschaft aufgemuntert wurde.

In den nachfolgenden Jahren schickte der begüterte Adel seine Söhne in fremde Lande, welche, nebst einer fremden Sprache, auch die Moden und Sitten der Ausländer in ihr Vaterland zurückbrachten, und die Ausschweifungen der sogenannten verfeinerten Nationen hatten kennen gelernt. Man gewann nach und nach Geschmack an den Erfindungen der Ausländer und der polirten Lebensart. Die väterlichen Sitten und Lebensart kamen je mehr und mehr in Verachtung. Der dienstfertige ausländische Kaufmann versäumte diesen gewinnbringenden Zeitpunkt nicht, führte uns eine Menge größtentheils sehr entbehrlicher Waaren zu, und wußte durch vielfache witzige Erfindungen das Geld unvermerkt an sich zu ziehen. Der Aufwand, oder Luxus, ein so oft gemißbrauchtes Wort, mußte dadurch nothwendig vergrößert werden.

Nun vermehrten sich die Ausgaben des Adels; er war nun also auch genöthiget, auf die Vermehrung seiner Einkünfte zu denken. In dieser Lage hätte er die Natur der Menschheit und die natürliche

liche

liche Beschaffenheit des Ackerbaues zu Rathe ziehen sollen, ehe er darauf dachte, neue Einrichtungen zu machen. Der vernünftigste Plan, welchen er hätte wählen können, wäre dieser gewesen: daß er den Bauer im Ackerbaue hätte aufmuntern und seinen Fleiß aus allen Kräften unterstützen sollen. Wie leicht wäre damals die Ausführung geworden, da der Bauer im Wohlstande lebte, und Liebe und Zutrauen zu seinem billigen Herren hatte. Er hätte überlegen sollen, daß die Hofesdienste die größten Hindernisse in der Landwirthschaft sind. Der Frohndienst hätte müßen mehr eingeschränkt und die Ländereyen nach und nach unter die Bauern vertheilet werden. Ich weiß, daß man diese Idee in den hiesigen Ländern nicht kennt und daß die meisten dieses Verfahren, als unvernünftig, verwerfen werden, weil sie von Jugend auf keine andere Art zu wirthschaften, als die ihrige, kennen, die ihnen folglich die vorzüglichste und vortheilhafteste scheinen muß. Ich bleibe aber bey meinem Satze, weil er in der Natur gegründet ist. In welchen glücklichen Zustand wäre dadurch die Landwirthschaft versetzt worden! Der Bauer würde mit Vergnügen von den vermehrten Ein-

Einkünften eine größere Abgabe dem Herrn erlegt haben. Der Herr hätte keine Sorge, keinen, oder wenigstens weit weniger Verdruß, als ist, in der Wirthschaft gehabt. Der Bauer, welcher selbst hinreichende Kräfte und Vermögen besaß, würde ihn mit keinem Anliegen belästiget haben.

Allein unglücklicherweise ergriff man ganz entgegengesetzte Maßregeln. Man ließ sich mehr vom Eigennuz, als von der Vernunft leiten. Statt dem Bauer die Last der Frohndienste zu erleichtern, legte man ihm noch mehrere auf. Man erweiterte die Hofesfelder so weit, als es der Umfang verstattete, ohne allemal das gehörige Verhältniß des Gutes und der arbeitenden Hände zu beobachten. Einige trieben die Vergrößerung so weit, daß sie fast die Kräfte der Bauern überstieg. Der Nutzen konnte wohl nicht sehr wichtig seyn, weil man die große Fläche nicht hinlänglich mit Düngung fruchtbar machen konnte. Der Bauer fühlte aber desto mehr diese drückende Last. Bey dem vergrößerten Frohndienste mußte man auch darauf bedacht seyn, die in den Waczenbüchern festgesetzte Tage zu vermehren. Man kam auf die Erfindung der

Hülfs,

Hülfsstage, Wirthstage und des bekannten Falkus, welches eine Art eines Gastmahls ist, da man den Bauer, bey seiner sogenannten freywilligen Arbeit, mit einer geschlachteten Kuch, mit einem oder zwey Fässern Bier und etwas Branntwein bewirthet.

Der Hof verlangte in allen Stücken den Vorzug. Sein Feld mußte zuerst bearbeitet, sein Korn zuerst eingearntet werden. Der Bauer mußte folglich alle Arbeiter, die er hatte, zusammennemen, um das Korn der Hofesfelder zuerst abzuschneiden, wodurch es sehr oft geschah, daß sein eigenes Korn überreifte, oder, bey schnell einfallender kalten Witterung, erfror, oder gar mit Schnee bedeckt wurde.

Alle diese anstrengende Arbeiten griffen nicht allein den Ackermann, sondern auch sein Zugvieh, besonders die Pferde, an, wenn man hiebey die weite Verführung der Produkte in Betracht ziehet. Er mußte nothwendig seine gute und dauerhafte Art Pferde verlieren; sie wurden klein und elend, weil die überhäufte Arbeit nicht zuließ, sein junges Pferd so lange zu schonen, bis es die Jahre seines

völligen

völligen Wachsthum erreicht hatte. Es wurde schon als Füllen zur Arbeit angestrenget, und dadurch auf seine ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet. Die Lust zur Pferdezucht mußte sich vermindern, und sein elendes Pferd wurde ihm zuletzt, da es von geringem Werthe war, ganz gleichgültig.

Alle diese unglücklichen Projekte wurden noch durch den fast allgemein eingeführten Branntweinsbrand vermehret. Man fieng gleich an, solchen so hoch als möglich zu treiben, ohne den Bauer nach und nach zu dieser künstlichen, und auf die Chymie gegründete Operation gehörig zu unterrichten und vorzubereiten. Aus Vorsicht legte man den Wirthen die Pflicht auf, den Branntwein zu brennen. Eine Arbeit, die von so vielen zufälligen Dingen abhängt, kann nicht allemal nach einem bestimmten Maasse gelingen. Unwissenheit, Nachlässigkeit, Untreue, schlechter Hefen, den die Branntweinsbrenner insgemein selbst schaffen mußten, oft auch schlechtes Korn, waren hinlängliche Ursache, daß das festgesetzte Quantum nicht allemal konnte herausgebracht werden. Wer sollte nun den Schaden

den

den tragen? Wenige Herren waren so billig, den Verlust zu übernehmen, wenn er nicht durch offensbare Nachlässigkeit und Untreue war verursacht worden. Die meisten schoben die Schuld auf den Distillirer, und er mußte das fehlende aus seinem Vermögen ersetzen, und wurde noch wohl überdem gestraft. Der Bauer, welcher sich diesem Schimpfe nicht aussetzen wollte, legte von seinem Korne freywillig zu.

Meine Absicht ist nicht, Jemand durch diese Schrift zu beleidigen, vielweniger billigdenkenden Personen eine Ungerechtigkeit aufzubürden. Es sind viele livländische Erbherren, die alle Unbilligkeit verabscheuen, von ihren Unterthanen nicht mehr fordern, als was in den Landesgesetzen bestimmt ist, die sich bemühen, den Wohlstand ihrer Bauern zu befördern, und lieber mit wenigern Einkünften zufrieden sind, als solche durch vermehrte Lasten und Ungerechtigkeiten vermehren.

Weit mehrere aber überschreiten die Grenzen der Billigkeit und sind nur auf ihren Vortheil bedacht, wenn auch der Bauer dadurch in die äußerste Dürftigkeit gesetzt wird. Was ich also in der Folge

Folge schreiben werde, ist bloß von diesen zu verstehen.

Mit dem Branntweinsbrennde war die Mästung verbunden. Man nahm ausländische Ochsen in die Fütterung, wodurch sehr oft die Viehseuche eingeführet wurde, die manchmal sehr große Verwüstungen unter dem Vieh angerichtet hat. Das baare Geld, welches man für die Mästung erhält, ist reizend und eine Ursache, daß unser eigenes Vieh im Winter desto schlechter gehalten wird, so, daß es sich bis in die Hälfte des Sommers kaum recht erholen kann. Man behauptet zwar, daß des Bauers Last durch den Branntweinsbrand erleichtert wird, weil ein Faß Branntwein leichter zu verführen ist, als das Korn, woraus es gebrannt wird; man rechnet aber nicht die Arbeit, die der Bauer hat, die Menge Holz zu dem Branntweinsbrennde anzuführen.

Der Vortheil, den die Erbherren von dem Branntweinsbrennde haben, ist auch nicht so wichtig, wie er zu seyn scheint. Es kommt dabey auf die Preise des Kornes, und auf die Zahlung, welche sie für den Branntwein erhalten, an. Die weiten Fuhren, welche die Bauern thun müssen.

sind ihnen nicht vortheilhaft. Wenige haben ihr Vermögen bey diesem Handel vermehrt. Manche, die es auß höchste treiben wollten, sind gar bankerot geworden, wozu aber noch andere Ursachen beygetragen haben; andere haben eine genaue Berechnung gemacht, sehr wenig Vorthail gefunden, und endlich den Branntweinsbrand sehr eingeschränkt.

Wenn man diese Art zu wirthschaften unpartheyisch beurtheilet, muß es einem jeden in die Augen leuchten, daß sie einzig und allein auf den Vorthail der Erbherrn und den Ruin der Bauern gebauet ist. Dieß muß jeder gestehen, der nur einen flüchtigen Blick auf die hiesige ökonomische Verfassung wirft. Ist eine Wirthschaft wohl zu billigen, bey welcher der Bauer in Armuth gerathen muß, und einer jährlichen Hungernoth ausgesetzt ist? Ich will zwar nicht behaupten, daß alle Bauern in der größten Armuth leben; es sind aber nur wenige, die ohne Beystand der Höfe ihre Nothdurft bestreiten können; der größte Theil hingegen ist so elend, daß sie der Hof vom Anfange des Frühlings an, und oft noch früher, mit Brodt unterhalten

terhalten muß. Viele sind so dürftig, daß die Erbherrn sie auf ihre Kosten mit Pferden und Ochsen versorgen müssen. Sehr viele handeln nach dem Grundsatz, daß der Bauer nicht mehr, als nur das nothdürftigste haben müsse; allein auch dieses haben viele nicht. Auch selbst aus der Noth des Bauern suchen manche noch Nutzen zu ziehen; indem sie ihm Korn mit Raff vermischt im Frühlinge zum Unterhalte seines Lebens geben, welches er im Herbst mit reinem Korne wieder ersetzen muß. Heißt das nicht die Wirthschaft aufs höchste getrieben? Der Bauer verzehret also schon vorm Ende des Winters einen großen Theil seiner künftigen Aernthe. Der Herr tröstet sich zwar damit, daß der Bauer den Vorschuß wieder bezahlen muß; er darf aber dieses Quantum Getreide doch nicht zu seinem Nutzen verwenden, sondern muß es beständig zum Unterhalte seiner Bauern aufbewahren. Was er also an seiner vergrößerten Hofesärnte gewinnt, davon gehet ein großer Theil wieder verloren. Einige Erbherrn sind gar so sorglos gewesen, daß sie auch nicht einmal im Frühlinge so viel Korn aufbehalten haben, als zum Lebensunterhalt ihrer

ihrer

ihrer Bauern nöthig war: es mußte also die Obrigkeit den strengen Befehl ergehen lassen, auf jeden Haden zwanzig Löse vorräthig zu halten; weßfalls jährlich eine gerichtliche Untersuchung an- gestellt wird. Ist es nicht ein offenkundiger Beweis von der übertriebenen Ungerechtigkeit vieler Erb- herren, wenn der Richter sie zur Billigkeit gegen ihre Erbleute anhalten muß? Und welcher Vor- wurf!

Man sollte denken, daß die nachtheilige und größtentheils traurige Wirkung von einem solchen Verfahren, welches viele Erbherrn täglich vor Au- gen sehen, sie nach und nach auf andre Gedanken bringen müßte; weil man aber solches gewohnt ist, achtet man nicht darauf, und bildet sich ein, nach den vernünftigsten Maßregeln zu handeln. Man siehet zwar, daß der Zustand der Bauern sich täg- lich verschlimmert, man sucht aber die Ursache nicht in seinem Verfahren, sondern schreibt alle üble Folgen der Nachlässigkeit, der Hartnäckigkeit und Bosheit der Bauern zu. Man drückt ihn durch vermehrte Lasten, und verlangt zugleich, daß er nicht dawider murren, sondern alles geduldig tra- gen

gen soll. Man macht ihn arm, und fordert zugleich von ihm, daß er ein fleißiger und unermüdeter Wirth seyn soll. Man entziehet ihm die meisten rechtmäßigen Vortheile, straft ihn auch wohl bey geringen Versehen auf eine empfindliche und strenge Art, und verlangt dabey, daß er seinen Herrn lieben und ihm treu seyn soll. So verkehrt kann der Mensch handeln, wenn er die Vernunft aus den Augen setzt. Der Bauer würde wohl so handeln, wie es sein Herr haben will, wenn er nur seine Natur ablegen könnte; er fühlet aber ein andres Gesetz in seinen Gliedern, welches weit stärker in ihm wirkt, als alle Drohungen und Strafen seines Herrn. Er thut also das Gegentheil von dem, was sein Herr verlangt, nicht weil er ein Bauer und Leibeigener, sondern weil er ein Mensch ist. Er kann den nicht lieben, welchen er als seinen Unterdrücker, oder oft als seinen Tyrannen ansiehet; er hasset ihn vielmehr, und dieser Haß bricht wohl gar in öffentliche Widersetzlichkeit aus, welche durch den Beystand der Obrigkeit muß gedämpft werden. Die Religion befiehlt zwar, alle Leiden geduldig zu ertragen, auch diejenigen zu lieben,

die uns Unrecht zufügen. Handeln aber die Menschen nach diesen religiösen Grundsätzen? folgen sie nicht vielmehr den weit stärkern Trieben ihrer Natur, besonders diejenigen, welche von Jugend auf gewohnt sind, mehr durch Drohen und Strafen, als durch Vernunft und Religion regieret zu werden?

Ist der Bauer einmal in eine solche elende Lage versetzt, und siehet keine Hoffnung, einen bessern Zustand zu erlangen, dann entfällt ihm der Muth. Die Lust zum Ackerbaue verschwindet, und er bearbeitet sein Feld nur in soweit, als zu seinem nothdürftigen Unterhalte nöthig ist. Er achtet das Wenige, welches er hat, nicht viel, wird sorglos, und verlässet sich darauf, daß er einen Erbherrn hat, der ihn mit dem Nothdürftigen versorgen muß. Er ergiebt sich endlich der Faulheit und dem Triebe, wozu er durch die Menge der Krüge und Schenken, die sogar auf den Höfen sind, noch mehr verleitet wird. Sein liebstes Eigenthum, Weib und Kinder, selbst sein Leben wird ihm gleichgültig. Hieraus entstehen noch weit mehrere traurige Folgen, welche sich auch besonders in der Bevölkerung

völkern äußern. Man darf sich nicht wundern, wenn auf vielen Gütern noch nicht die Anzahl der Menschen gefunden wird, die schon zu schwedischen Zeiten gewesen ist.

Da der größte Theil der Güterbesitzer nur allein auf seinen Vortheil sieht und solchen zu betreiben sucht, müßte man auch schließen, daß sie insgesamt bemittelt und reich seyn müßten. Die Erfahrung bestätigt diesen Schluß nicht. Viele haben ihre Güter unverschuldet von ihren Vätern geerbt, die jetzt mit Schulden belastet sind. Das baare Geld ist auch jetzt seltener, als in vorigen Zeiten. Worinn mag wohl der wahre Grund verborgen liegen? Insgemein schreibt man die Ursache dem vergrößerten Aufwande, oder dem Luxus zu. Gewiß ist es, daß manche Familien, die es den Reichern gleich thun wollen, sich dadurch in Schulden stürzen; man kann es aber nicht von allen sagen, daß sie in Schulden gerathen sind: es kann folglich kein allgemeiner Grund seyn. Eine Hauptursache liegt deutlich am Tage, worunter besonders die Theilung der Güter zu setzen ist. Der Vater besaß die Güter ungetheilet. Die Söhne, welche sich

sich daren theilen, müssen eine Gleichheit in dem Werthe der Güter festsetzen. Demjenigen, welcher das kleinste Gut erhält, wird von den andern die Schadloshaltung in Gelde ersetzt. Jene sind also genöthiget, Gelder aufzunehmen, oder jährliche Zinsen dafür zu zahlen. Von den Einkünften des Gutes anständig zu leben und noch Zinsen überdem zu zahlen, ist schon etwas schwer. Den zweyten Grund finde ich in der Art, wie man den Werth der Güter schätzt. Man ist gewohnt, solchen nach den jährlichen Einkünften zu berechnen. Zur Formirung dieser Rechnung muß ein gewisser Preis des Getreides festgesetzt werden. Hier fehlt man insgemein, wenn man solchen etwas zu hoch und gar zu gewiß annimmt. Es ist natürlich, daß ein jeder Besizer sein Gut zu dem besten Preise zu schätzen sucht. Man nimmt nicht Rücksicht genug auf die vielen Vorfälle, denen das Getreide auf dem Felde, von der Aussaat an bis zur Aernthe, ausgesetzt ist. Wenn auch kein Mißwachs erfolgt, kann der Wurm im Herbst, eine gar zu nasse oder trockene, eine nasse und stürmische Witterung in der Blüthezeit, frühe Fröste und viele andere Umstände,

der

Mernte nachtheilig seyn. Man siehet die Folgen davon fast alle Jahre, da das Getreide stark im Stroh und leicht und dickhülfig in den Körnern ist.

Nach dem erst erwähnten Anschläge, werden inßgemein die Güter gekauft und in Arrende gegeben. Einige waren gar so thöricht, nach dem Preise des Roggens, der vor einigen Jahren sehr hoch gestiegen war, Güter zu kaufen. Der Preis fiel in den nachfolgenden Zeiten, die Rechnung war vereitelt, und mancher mußte sein theuer erkauftes Gut mit Schaden wieder abtreten. Die ganze Rechnung ist auf etwas ungewisses gebauet. Der Preis des Kornes hängt nicht von uns, sondern von dem Ausländer ab, eines Theils auch von dem Branntweinsbrande. Die Mernte geräth nicht gut, das Korn wird nach den Städten verführet; allein oft ist es, nach dem Kaufmannsstyl, nicht begehrt. Es muß also zu einem geringern Preise verkauft, oder aufgeschüttert werden. Mit dem Branntweine gehet es eben so, dessen Preis inßgemein zu fallen pflegt, wenn die Zufuhr nur etwas häufig ist. Beyde Fälle sind nicht vortheilhaft, da man im ersten Falle noch Speichermiethe bezahlen muß.

Der Kaufmann, der bey dem Kornhandel auf alle Weise Vorthail zu ziehen weiß, nuzet solche vielfalt zum Schaden des Landmanns. Müssen solche unangenehme Vorfälle nicht einem Landwirth nachtheilig seyn, auf dessen Gute Schulden haften, oder der eine hohe Urrende zahlet?

Die wenigsten kaufen die Bedürfnisse ihres Hauses mit baarem Gelde, sondern die meisten nehmen solche auf Kredit von den Kaufleuten und bezahlen solche im Herbst oder Winter, mit den Produkten ihrer Güter. Solcher Handel ist nicht vorthailhaft, weil der Kaufmann den Kredit mit in Rechnung bringt. Wie leicht kann es nicht geschehen, daß die Ausgaben größer sind, als die projekirten Einkünfte des Gutes. Was kann hieraus anders erfolgen, als daß man zusehen muß? Auf diesem gewöhnlichen Wege kommen viele Häuser unvermerkt in Schulden.

Bey einer richtigen Berechnung der Einkünfte sollte man auch vornehmlich dasjenige mit in Betracht ziehen, was man jährlich zur Unterstützung der Bauern anwenden muß. Den Bauer treffen eben solche Mißfälle, als ich oben angeführt

habe; seine Aernthe ist also eben so ungewiß, wozu noch Viehseuche und viele andre Fälle zu rechnen sind. Die mehresten Bauern nehmen bey ihren Bedürfnissen ihre Zuflucht zu ihren Erbherren. Der Vorschuß ist also ein Jahr größer, als das andre. Hat der Bauer eine schlechte Aernthe gehabt, so sind seine Einkünfte auch weniger, folglich bringen auch die Krüge weniger ein, und solche Folgen erstrecken sich noch weiter in die ganze ökonomische Verfassung. Die beständige Hülfe, welche der Bauer verlangt, ist als ein heimlich fressender Schaden anzusehen, der einen Theil der Hofeseinkünfte verzehret. Es ist gar keine Aussicht, daß bey der jetzigen Art zu wirthschaften, sich der Zustand der Bauern verbessern kann, ihre armselige Verfassung nimmt vielmehr zu. Ihre Bedürfnisse sind folglich ein Abgrund, der sich immer erweitert, und mit der Zeit noch einen größeren Theil der Einnahme verschlingen wird.

In andern Ländern schätzet man den Werth eines Gutes nicht bloß nach den Einkünften, sondern auch nach dem Zustande der Bauern. Ein Gut, welches wohlhabende Bauern hat, ist ungleich
mehr.

mehr werth, als ein andres, welches arme Bewohner, oder gar Bettler hat, die jährlich ihr nothdürftiges Brodt vor den Thüren ihrer Herrschaft suchen müssen, und bey der Zurückgabe des Vorschusses beständig in Schulden bleiben.

Einige Erbherrn, nicht zufrieden mit den Vortheilen einer auß höchst getriebenen Wirthschaft, geriethen auf den unglücklichen Einfall, Fabriken anzulegen, und gedachten auf diesem Wege ihre Einkünfte ansehnlich zu vermehren und Reichthümer zu erwerben. Ein vernünftig durchgedachter Entwurf hätte ihnen gleich die nachtheiligen Folgen zum voraus begreiflich machen können. Sie wagten es auf ein flüchtiges Projekt, und erfuhren am Ende, zu ihrem größten Schaden, daß Livland kein Land zur Anlage der Fabriken und Manufakturen sey. Ich will nicht einmal daran gedenken, daß in diesem Lande keine hinreichende Hände zum Ackerbaue sind; nimmt man von diesen noch zu den Fabriken, so muß nothwendig die Last des Ackermanns bestomehr auf die andern zurückfallen. Zu Fabriken gehören Leute, die aus eigner Trieb, auf Hoffnung des Gewinns, arbeiten, welches man

man von dem hiesigen Untertanen nicht erwarten kann. Die Künstler müssen aus entfernten Ländern verschrieben werden, sie sind also hier theurer, als an andern Orten, und folglich auch die verfertigten Waaren. Wenn auch alle diese Hindernisse nicht wären, so ist doch kein Vortheil, sondern vielmehr Schaden von solchen Anlagen zu erwarten, wenn der Herr selbst nicht genaue Einsichten davon besitzt und ein aufmerksames Auge auf die Fabrikanten hat. Er kann gewiß versichert seyn, daß er auf vielerley Art wird hintergangen werden, wovon selbst in den Ländern, wo Fabriken und Manufakturen im Flore sind, sehr viele Beyspiele bekannt sind. Die ganze ökonomische Verfassung des Landes erlaubt es dem Landwirth nicht, sich über die engen Grenzen der Landwirthschaft auszudehnen. Alle Projekte, die weiter ausgedehnt werden, müssen natürlicherweise verunglücken.

Ich habe bis hiezu die Hauptfehler der livländischen Wirthschaft bemerkt. Sollten denn aber keine Mittel vorhanden seyn, diesen Fehlern abzuhelfen? Ich weiß zwar, daß die meisten Landwirth sich einbilden, daß die Landwirthschaft zur höchsten

höchsten Vollkommenheit gestiegen sey und daß weiter keine Verbesserungen darinn statt finden könnten. Freylich in ihrer Art ist sie sehr hochgebracht, nämlich darinn, daß man dem Bauer auf alle mögliche Weise die Mittel zu betrügen benommen hat, und ihn zur Arbeit, bey seiner gewöhnlichen Nachlässigkeit, anzustrengen weiß. Allein aus dem vorhergehenden wird man das Nachtheilige, das damit verknüpset ist, deutlich genug einsehen. Bey einem Uebel, welches sich sehr weit ausgebreitet hat, sind die Verbesserungsmittel allemal sehr schwer und mit den größten Schwierigkeiten verknüpset. Ein neues Uebel kann allemal eher geheilet werden, als ein anderes, welches schon tief eingewurzelt ist.

Man mag denken, wie man will, so siehet man jeden Entwurf zur Verbesserung mit unzähligen Hindernissen vereitelt. Vielleicht könnte man das durch einen festen Grund zu einem verbesserten Zustande legen, wenn man den Bauern die Freyheit schenkte. Diesen Gedanken haben viele Projektmacher gehabt; er ist aber auf den gegenwärtigen Zustand so wenig passend, daß es vielmehr wahrer

Unsinn

Unfinn seyn würde, wenn er ohne Unterschied sollte ausgeführt werden. Welche Menge trauriger Folgen würden daraus entstehen, welche ein jeder leicht einsehen kann?

Noch ist ein anderes Mittel vorhanden, wodurch man seinen Zweck erreichen möchte. Man müßte sich alle Mühe geben, den Bauer zum Fleiß aufzumuntern und die Lust zur Verbesserung in ihm rege zu machen. Man zeige ihm ausgescheinliche neue Vortheile, man muntere ihn dazu auf, man unterstütze ihn, man setze Belohnungen denjenigen aus, die solcher Anleitung folgen werden. Würde ein solches Verfahren nicht stärkern Einbruck auf den Bauer machen? Man würde sich sehr betrügen, wenn man die Wirkung von allen Bauern erwarten wollte: nur von den allerwenigsten, wenn der Herr es auch noch so gut und aufrichtig mit ihnen meynete. Der Bauer folgt, so wie die meisten Menschen, den Gewohnheiten seiner Väter mechanisch, und äußert eine starke Abneigung gegen alle Neuerungen. Ist er überdem durch eine harte Knechtschaft süßlos geworden, dann sind ihm alle, auch die wichtigsten Vortheile gleichgültig,

tig, so einleuchtend und unfehlbar sie auch seyn
 mögen. Hat er überdem noch Mißtrauen und Haß
 gegen seinen Herrn, so wird auch die beste Absicht
 ihm verdächtig scheinen. Er wird auf den Arg-
 wohn gerathen, daß solches nur auf die Vermehr-
 rung seiner Arbeit und seiner Lasten erdichtet sey.
 Es müssen viele und oft wiederholte Proben gesche-
 hen, ehe er Zutrauen gewinnt und zur Nachah-
 mung gereizet wird. Dieß wäre also ein sehr mühs-
 amer Weg, den die wenigsten Erbherrn erwählen
 werden, und auf welchem man auch mit sehr lang-
 samen Schritten der Verbesserung entgegen gehen
 würde. Es ist weit schwerer, als man denkt, einen
 veralteten Argwohn völlig zu heben, und ein durch
 die Länge der Jahre verstärktes Mißtrauen in Lie-
 be und Zuneigung zu verwandeln, und die Zweifel
 auf allen Seiten zu benehmen, besonders wenn der
 Mensch nicht versichert ist, daß er die erworbenen
 Vortheile gewiß, nicht allein für seine Person, son-
 dern auch für seine Nachkommen besitzen wird.
 Man hat der Landwirthschaft dadurch einen fast
 unersehblichen Schaden zugesügt, daß viele Erbherr-
 ren, aus Eigennuß, dem Bauern sein Eigenthum
 und

und Land genommen haben, welches seine Vorfahren seit undenklichen Jahren besaßen. Man hätte kein kräftiger Mittel erfinden können, den Bauernachlässig und müßlos zu machen. Wie wird ein Mensch ein ungewisses Gut mit dem Fleiß und der Keuschheit nützen und bearbeiten, als ein solches dessen Besitz ihm auf beständig feyerlich gesichert ist. Der Bauer ist oft überzeugt, daß sein jetziger gütiger und gerechter Herr ihn ruhig und ungestört in dem Besitze seines Erbtheils lassen wird, so lange er lebet; wer leistet ihm aber die Gewähr, daß es sein Nachfolger auch thun werde? Es kann ihn also die gute Besinnung und die gerechte Denkungsart seines gegenwärtigen Herrn doch nicht völlig beruhigen und ihn zum Fleiß und zur Verbesserung aufmuntern.

Ich ziehe hieraus die natürliche Folge, daß die erste, die wahre Grundlage zur Verbesserung, dadurch müße gemacht werden, daß dem Bauer sein Eigenthum auf eine feste und ungezweifelte Art versichert werde; daß ihm solches auf keine Weise, und unter keinem Vorwande, auf eine unrechtmäßige Art, könne genommen werden. Ich verstehe
aber

aber unter dem Eigenthume nicht allein sein Land, sondern auch seine Kinder und übrigen Habseligkeiten. Wem kann es wohl angenehm seyn, wenn ihm das Seinige mit Gewalt entrisfen wird?

Nicht genug, daß man dem Bauer sein Eigenthum versichert, sondern man muß ihm auch Mittel an die Hand geben, daß er solches nicht allein verbessern, sondern auch erweitern kann. Dieß kann auf keine andere Weise geschehen, als daß sein Hofesdienst ihm erleichtert wird. Er wird für die Erlassung dieser ihm höchstbeschwerlichen Arbeit gern erkenntlich seyn, und solchen durch Abgaben ersetzen. Kann der Frohndienst mit der Zeit ganz abgeschafft werden, dann kann der Bauer, wie schon erst gesagt worden, mit vereinigten Kräften an der Erweiterung seines Eigenthums und Vermehrung seiner Vortheile arbeiten.

Solche Veränderung kann aber nicht mit einmal geschehen, man würde sonst den Hauptzweck verfehlen. Viele Wirthe, die schon nachlässig und faul sind, würden sich jetzt noch mehr dem Müßig gange und dem Trunke überlassen. Sie würden auch mit ihrer vergrößerten Aernte doch sorglos umgehen,

umgehen und dem Herrn nicht gerecht werden. Der Anfang kann nicht anders, als mit einem oder anderm fleißigen Bauer geschehen, welchen man auf gewisse Art in Freyheit setzt, indem man ihm vom Hofesdienste freyspricht. Damit aber seine Arbeit, die er dem Hofe geleistet hat, nicht den übrigen zur Last falle, könnte man ihm ein hinlängliches Stück Feld von den Hofesfeldern und Wiesen einräumen. So lange die jetzigen Hofesfelder unverändert bleiben, ist an keine Verbesserung des Zustandes der Bauern zu gedenken. Die müssen allmählig vermindert und unter gute und fleißige Wirthe nach und nach vertheilet werden.

Versuche, die auf solche Art angestellt werden, können dem Herrn keinen Nachtheil bringen, wenn er nur im Anfange billig verfährt und von der neuen Kolonie nicht zu viel Abgaben verlangt. Er muß auch in der Unterstützung des neuangesetzten Bauern nicht sparsam noch geizig seyn, sondern ihn mit Vieh und andern Bedürfnissen hinlänglich versorgen, damit er mit vollem Muthe seine Wirthschaft antreten kann. Er kann in der Folge alles reichlich erstatten, wenn er erst völlig zu Kräften gekommen

gekommen ist. Ich weiß, daß es manchen Erbherrn viele Ueberwindung kosten wird, eine Auslage zu thun, wo man die Wiedergabe nicht gleich absehen kann. In solchem Fall ist die Sparsamkeit am übelsten angebracht.

Eine solche Probe kann nicht fehl schlagen, wenn man nur nicht in der Wahl des neuen Wirthes fehlet, wenn der Herr ihn noch dazu durch öftere Gegenwart und mit Rathschlägen aufzumuntern sucht, auch dafür sorgt, daß er seine Producten zu dem besten Preise veräußern kann. Durch solche glücklich ausgeführte Beyspiele würden auch viele andere angereizet werden, ihre Wirthschaft auf ähnliche Art einzurichten, da sie die Vortheile so deutlich vor Augen sehen. Nach dieser Anlage würden die Hofesfelder nach und nach verschwinden, der Frohndienst in der Folge der Zeit völlig aufhören, und der Erbherr von einer Wirthschaft befreyet werden, die mit vielen Beschwerden, mit unzähligem Verdruß und oft mit wahrem Nachtheile verbunden ist.

Würde aber der Erbherr bey diesen Vorschlägen einer neuen Art zu wirthschaften an seinen bisherigen

herigen

herigen Einkünften, die er bey der gewöhnlichen
 Wirtschaft gehabt hat, nicht Schaden leiden?
 Nein, dieß ist nicht so leicht zu befürchten. Man
 überdenke nur die Vortheile, die ein Bauer sich
 durch eine vermehrte und verbesserte Viehzucht er-
 werben kann, wenn man ihm nur zu einer bessern
 Art Vieh verhilft. Bey Pferden kann es leicht gesche-
 hen, wenn der Herr einige gute Bescheider hält, wie
 es ehemals manche gethan, und dadurch eine große
 und dauerhafte Art Pferde unter ihre Erbleute ge-
 bracht haben. Ich habe schon vorher gesagt, daß
 Pömland noch nicht sehr bevölkert ist, folglich der
 Bauer mehr Land besäet, als er zeither durch eine
 gehörige Kultur hat bearbeiten können. Bey einer
 großen Anzahl Vieh erhält er auch mehr Dünger,
 kann seinen Acker erweitern und seine Rüttseländer
 nach und nach in Düngung setzen. Er wird als-
 dann nicht so thöricht seyn, als er zeither gewesen
 ist, daß er sein Stroh verkauft, sondern mit allem
 Fleiß auf die Vermehrung des Düngers bedacht
 seyn. Lehret man ihn noch überdem, wie er mit
 Garrenkraut, und auf verschiedene andere Art, sol-
 chen vermehren kann, so wird er nicht säumen, den
 gut

gut gemeynnten Rath zu befolgen. In diesem Zustande wird der Bauer keinen Argwohn und Widerwillen gegen die neuverbesserten Vorschläge seines Herrn hegen, als in dem jetzigen Zustande, weil er offenbar sieht, daß solche seinen eigenen Nutzen zur Absicht haben. Wie viel neue Quellen eröffnen sich hier, wodurch der Bauer seine Einnahme vermehren und seinen Wohlstand verbessern kann? U. > mit welchem Vergnügen würde er nicht seinem Herrn die Abgaben an Gelde und Korn &c. entrichten, und gern mehr geben, um nur freye Hände zu haben und von der Last der Frohndienste befreyet zu seyn!

Es wäre der Mühe werth, und gewiß eine sehr nützliche Beschäftigung eines vernünftigen und einsichtsvollen Landmanns, sich mit dieser spekulativen Rechnung zu beschäftigen. Er müßte nämlich die Frohndienste schätzen, oder seine Hofesfelder berechnen, und überlegen: wenn jeder Bauer sein Feld nur um zwey Löße vermehret, wie viel würde dieß nicht auf das ganze Gebiet betragen! Man würde am Ende finden, daß der Bauer nicht nur allein in weit bemitteltern Umständen bey dieser
neuen

Art zu wirthschaften, sich befinden, sondern auch im Stande seyn würde, seinem Herrn mehrere Abgaben zu entrichten, und ihm den Abgang der Hofessfelder und Frohndienste reichlich zu ersetzen.

Vielleicht findet sich ein Mann von Einsichten, der die Entschließung faßt, sich über verjährte Vorurtheile wegzusetzen, und der es wagt, den ersten Schritt zur Verbesserung der Landwirthschaft zu thun. Wird dieses Unternehmen mit gehöriger Ueberlegung angesetzt, so kann es auf keine Weise fehlschlagen. Wie mancher würde nicht dadurch aufgemuntert werden, diesem rühmlichen Beispiele zu folgen? Und welches Verdienst, der Urheber des Wohlstandes vieler tausend Bewohner eines Staats zu seyn!

Der Beschluß folgt künsteig.

Erfahrungen und Rãthe des Land- arztes.

5.

Von Behandlung der Wunden, Entzündungen,
Geschwülste und Geschwüre.

Neine Vorfälle, welche den menschlichen Körper betreffen, kommen öfter vor, als Wunden und Geschwüre. Es wird vielen angenehm seyn, wenn ich zeige, wie man solche auf eine sichere und leichte Art behandeln kann; nach Anleitung meiner vieljährigen Erfahrung, die ich in diesem Fach in der Wundarzneykunst gehabt habe.

Die Kunst kann eigentlich keine Wunde heilen, sie mag auch noch so klein seyn, sondern die Heilung wird von der Natur bewirkt, wie man bey leichten Verletzungen siehet. Alles, was die Geschicklichkeit eines Wundarztes hiebey thun kann, ist dieses, daß er die Hindernisse der Heilung, welche die Verzögerung verursacht, und die Wirkung der Natur, durch schickliche Mittel befördert. Das erste und gewöhnlichste ist, daß man die Wunde verbindet, das Bluten stillet, und in der Folge die

die Luft von der Wunde abzuhalten sucht, welche sie sonst zu sehr austrocknen und wodurch die Heilung desto langsamer erfolgen würde. Das Bluten ist nicht so gefährlich, als die meisten sich vorstellen, sondern es ist vielmehr heilsam, besonders wenn der Verwundete frisch und munter, und die Wunde groß und tief ist. Hemmt man das Blut gleich im Anfange, so muß der verwundete Theil destomehr aufschwellen und sich stark entzünden, weil der Zufluß des Bluts nach dem verletzten Theile nicht kann verhindert werden. Man muß daher destomehr Mühe anwenden, die Geschwulst und Entzündung zu zertheilen. Das Blut ist hier wie ein Aderlaß anzusehen, welcher nicht allein den Zuschuß des Blutes, sondern auch zugleich die ganze Blutmasse und das Entzündungsfieber vermindert. Man lasse also das Blut mäßig fließen, desto leichter kann auch das Blut gestillt werden. Kann aber solches nicht gestillet werden, so füllet man die Wunde mit Karpay, oder alter ausgefaseter Leinwand, aus, befeuchtet solche mit starkem Spiritus, und leget ein vierfaches Stück Leinwand, gleichfalls mit starkem Spiritus angefeuchtet, auf die Wunde, und ziehet

ziehet sie mit einer Binde gehörig zusammen, doch nicht zu fest, weil sie dadurch gedrückt und Schmerz und Entzündung verursacht wird. Der verletzte Theil muß in einer ruhigen Lage seyn, weil oft die geringste Bewegung das Bluten wieder erregen würde. Der gemeine Mann pflegt die Wunde mit Spinnweben auszufüllen und viele legen gebrannte Leinwand auf; dieses hilft zwar auch zum Blutstillen, macht aber die Wunde unrein, so, daß sie desto schwerer zu reinigen ist.

Verlangt jemand ein künstliches blutstillendes Mittel, der kann das bekannte Tvedensche Schußwasser selbst verfertigen, welches, wie die Erfahrung gezeigt hat, bey Verbluten, bey verbrannten Schäden, Entzündung und Geschwulst, von vorzüglicher Wirkung ist; besonders auch, wenn ein Kranker sich wund gesetzt hat. Man muß aber hiezu aus der Apotheke den Spiritus vitrioli nehmen. Von diesem nimmt man zehn Loth, Weinessig und guten gewöhnlichen Spiritus, von jedem anderhalb Pfund, und weißen Zucker ein halbes Pfund. Dieses Verhältniß muß nach dem Gewichte bestimmt werden. Man hat alsdenn ein Mittel,

welches bey allen äußerlichen Fällen, bey Quetschungen, Verrenkungen und Entzündungen ungerne heilsam ist. Nur in Wunden kann es nicht allemal, wegen seiner zusammenziehenden Eigenschaft, gebraucht werden. Bey Entzündungen und Geschwülsten der Wunden, auch bey verbrannten Gliedern müssen die Binden oft damit angefeuchtet werden, daß der schmerzhafteste Theil beständig feucht erhalten wird.

Ist die Wunde gehörig verbunden und das Bluten gestillet, so öffnet man nach vierundzwanzig Stunden, auch später, die Binde, und nimmt den Karpsey aus der Wunde, welcher insgemein von dem verdickten Blute anklebt. Man feuchtet solche mit Spiritus an und nimmt sie behutsam weg. Was soll man nun in die Wunde legen, um sie zu heilen? Man hat in der Wundarzeneykunst viele Erfindungen von Wundbalsamen, die aus öligen und fetten Sachen bestehen; ich habe aber ihren Gebrauch längst verworfen, weil ich mehr Schaden als Vortheil davon beobachtet habe. Sie erschlaffen das Fleisch der Wunde, und verursachen, daß wildes Fleisch in der Wunde entsteht, wodurch die

Heilung

Heilung sehr verzögert wird. Tobak mit Wasser, noch besser aber mit Biere, gekocht, heilt und reiniget Wunden und Geschwüre sehr gut; nur ist das Unbequeme dabey, daß es bey empfindlichen Personen Uebelkeit und wohl gar Brechen erregt. Ich habe es sehr oft bey Geschwüren am Fuß bemerkt, daß, sobald das Tobakwasser in die Wunde gegossen wird, fast in dem Augenblicke die Kranken Uebelkeiten im Magen empfunden haben. Es ist unbegreiflich, wie schnell sich die flüssigen Sachen ins Blut ziehn und durch alle Gefäße des Körpers dringen. Man darf nur einem Hunde mit Tobakwasser den Kopf befeuchten, sogleich fängt er an sich zu brechen. Unter der unbeschreiblich großen Menge von Wundpulvern, Digestiven und Balsamen habe ich seit vielen Jahren nachstehende Tropfen, als die vorgüglichsten gefunden. Man nimmt aus den Apotheken Myrrhen, stößet solche klein, gießt recht starken pulverzündenden Branntwein, ohngefähr drey Finger hoch, darauf, und läßt solches in der Wärme stehn, bis die Essenz eine braune Farbe bekommen hat. Man kann auch auf sehr feingestossenen Bernstein starken Spiritus gießen und ihn in die

Wärme

Wärme setzen, bis die Mischung eine gelbe Farbe bekommt. Diese Tropfen, mit der Myrrhenessenz vermischt, sind der beste Wundbalsam.

Wenn bloß fleischige Theile verwundet sind, so nimmt man mehr von der Myrrhenessenz als von den Bernsteintropfen; oder man kann auch von beyden gleichviel nehmen und etwas Terpentindöl zugießen. Mit dieser Wundessenz wird die Karpey, oder in Ermangelung derselben Flachß oder nur Hebe, stark angefeuchtet und in die Wunde gelegt. Es erfolgt darauf ein kleines Brennen, welches aber bald vergeht. Diese in der Arzeneykunst längst bekannte Wundessenz hat die vortrefliche Eigenschaft, daß sie die Eiterung schnell befördert, was mancher Wundarzt nicht wissen wird. Sie heilet die Wunde von Grunde aus, und verhindert, daß kein wildes Fleisch darinn entstehen kann, welches insgemein bey fetten Balsamen geschieht, daher die Wunde oftmalß oben zuheilt, der Eiter zurückbleibt und unter sich frißt und Hölen und Kanäle macht, die man Fisteln nennt. Bey der angeführten Wundessenz hat man dieses nicht zu befürchten. Nur bey der Reinigung muß

muß man Acht haben, daß man die Wunde sanft und behutsam auswischt, damit nicht etwa die zarten Fleischfasern zerrissen werden. Ist schon wildes Fleisch in der Wunde, so kann solches mit gebranntem Alaun weggeschafft werden. Wenn man auch nur Aloe nimmt und starken Branntwein darauf gießet, erhält man schon eine gute Wundessenz. Will jemand noch einen wohlfeilern Wundspiritus haben, der auch innerlich zu gebrauchen ist, der darf nur auf Birkenblätter, wenn sie noch harzig und klebrich sind, starken Spiritus gießen, und diesen so lange stehen lassen, bis er eine grüne Farbe erlangt; so hat man einen Balsam, der dem bekannten künßlichen in seiner Wirkung völlig gleich ist. Es wird keinem gereuen, diesen Birkenspiritus angeschafft zu haben. Man kann die balsamische Eigenschaft dieses Baumes schon aus dem Geruch erkennen.

Welches Pflaster soll man auf die Wunde legen? In der Apotheke findet man eine Menge künstlicher Pflaster; wir wollen uns mit einfachen Mitteln behelfen. Statt aller Pflaster kann folgende Zusammensetzung dienen. Man nimmt Roggenmehl, mischet

setzt mit einem Löffel etwas Butter darunter und gießt ein wenig gewöhnlichen Brantwein zu, woraus man eine Teigmasse macht, welche nicht stark anklebt, und leget es über die Wunde. Dieß erweicht und zertheilet zugleich die Geschwulst.

Es ist dieses auch ein gutes Mittel zum Zertheilen der Entzündungen und Geschwülste. Nur dieses Unbequeme ist damit verbunden, daß es bald wacknet, daher es öfters erneuert werden muß. Ein Pflaster kann eigentlich nicht viel zur Heilung der Wunden beitragen, besonders wenn die Wunde und das Geschwür tief ist; wer aber doch ein Zutrauen zu den Pflastern hat, kann sich ein solches von Wachs, Salg und Tannenharz verfertigen, welches zusammengesmolzen wird, nur muß man vom Harze weniger nehmen, weil es sonst nicht gut klebt.

Ich komme nun auf die Kur der Geschwülste. Man theilet die Geschwülste in zwey Klassen, solche, die schmerzhaft, roth und entzündet, und solche, die ohne Röthe und Schmerz sind, welche wäßrige Geschwülste genennet werden.

Ich will zuerſt von den Geſchwülſten mit Entzündungen ſchreiben. Dieſe kommen am häufigſten vor. Das erſte, was man dabey zu thun hat, iſt, daß man ſolche zu zertheilen ſucht. Kann man denn eine entzündete Geſchwulſt allemal zertheilen? Nein, man muß ſich dabey erkundigen, wie lange die Geſchwulſt gedauert hat. Iſt die Entzündung ſchon fünf bis ſechs Tage alt, dann finden keine Zertheilungen mehr ſtatt, ſondern die Natur fängt alsbenn ſchon an, daß in der Entzündung ſtockende Blut in Eiter zu verwandeln. Die zertheilenden Mittel ſind da mehr ſchädlich als nützlich.

Welches ſind die beſten zertheilenden Mittel? Meine Abſicht iſt nicht, aus den Arzeneybüchern die Menge zertheilender Arzeneyen abzuschreiben, ſondern ich will ſogleich ein allgemeines Mittel vorſchlagen. Dieſes iſt der Dampf von Kräutern, von Kamillen, Krauſemünze, Liebſtock ꝛc., ſolche muß man mit Waſſer verdeckt kochen und den Dampf davon an den entzündeten Theil gehen laſſen. Bey gemeinen Leuten wird nur Heuſaame allein gebraucht. Man kann auch dieſe Kräuter in ein Säckchen nähen, mit Waſſer allein, oder mit Eſſig
und

und Wasser kochen, worunter man auch Brantwein mischen kann. Das Säckchen wird stark ausgedrückt, so, daß bloß der Dampf allein nachbleibt, und oft warm aufgelegt. Reiche Personen können sie mit Wein kochen. Diese Säckchen sind da zu gebrauchen, wo man den Dampf nicht anbringen kann. Einige Personen können keine warme Bähnungen vertragen; sie werden davon abgemattet, besonders diejenigen, die zu fliegenden Wallungen und Ohnmachten geneigt sind. Bey solchen Personen müssen andere Mittel gebraucht werden. Das kräftigste, welches ich gefunden habe, ist der Kampfer. Man löset ihn in Spiritus auf, und nimmet auf zwey Loth ein halb Oventin, und leget auch Safran zu, daß der Spiritus davon gelb wird. Mit diesem Kampferspiritus wird ein leinen Tuch stark angefeuchtet, solches läset man über Kohlen abrauchen, so, daß nur der Spiritus verfliehet und der Kampfer zurückbleibt, und dann wird es auf den leidenden Theil gelegt. Nach einigen Stunden ist der Kampfer größtentheils verfliegen, alsdenn muß das Tuch wieder angefeuchtet werden. Es ist unglaublich, wie stark dieses Mittel

tel zertheilet und die Schmerzen lindert. Der Kämpfer bringt weit tiefer in den Körper, als man insgemein sich einbildet. Man lege ihn auf den Unterleib, so wird man erfahren, wie schnell er die Blähungen treibt und eine Entzündung zertheilet. Unter den äußern Entzündungen sind einige, die sehr schmerzhaft, auch roth und heiß anzufühlen sind, und am leichtesten in den Brand übergehen. Bey solchen Entzündungen sind die frischen Klettenblätter, aufgelegt, das beste kühlende und zertheilende Mittel. Sie müssen aber nicht lange liegen, sonst ziehen sie Blasen, sondern oft verändert werden. Ich habe davon die vortreflichste Wirkung gesehen. Kohl- und Beetenblätter thun fast ähnliche Wirkung.

Man könnte auch die Klettenblätter trocknen und im Winter mit Wasser anfeuchten und auflegen. Ich habe es aber nicht versucht. Noch kürzer kann man solche Entzündungen mit kaltem Wasser, oft umgeschlagen, zertheilen. In dieser Art der Entzündung ist seine zertheilende Kraft vortreflich und recht angemessen. Man kann dadurch dem Brande oft vorbeugen. Ich werde davon künftig

künftig ausführlicher schreiben, wenn ich die Fälle anzeigen werde, wo man das kalte Wasser sicher und mit dem größten Nutzen gebrauchen kann.

Die Verbindung der Gedanken leitet mich jetzt auf die Rose, weil diese auch eine Entzündung ist. Sie ist zwar sehr gemein, aber nicht allemal gleich zu erkennen. Die besten Kennzeichen, welche ich angeben kann, sind diese: Eine Rose kommt in den meisten Fällen nach einem Affekt von Schrecken, oder Zorn. Sie kommt unverhofft und breitet sich schnell aus, da andere Entzündungen langsam entstehen. Sie ist nur in der flachen Haut, welche blaßroth und in den meisten Fällen glänzend ist, zuweilen mit einem Fieber verbunden, sehr oft auch ohne fieberhafte Empfindungen. In zweifelhaften Fällen kann man niemals fehlen, wenn man das oben angeführte Kampfertuch gebraucht, oder auch nur Kamillen trocken auflegt. In der Rose thut der Kampfer wunderbare Wirkung, indem der heftige Schmerz sehr gelindert und die Entzündung zertheilet wird. Als ein Hausmittel legen manche den Katzenkoth auf. Die Rose verschwindet darauf; ich habe aber mehr als einmal bemerkt,

bemerket, daß die Rose dadurch zurückgetrieben wird, worauf Unruhe, Beängstigungen und innerliche Schmerzen zu entstehen pflegen. In solchem Falle sind die spanischen Fliegen das einzige und beste Mittel, die Schärfe der Rose wieder nach der Haut zu ziehen.

Es sind manche, die sehr oft bey dem geringsten Affekt mit der Rose beschweret sind. Diesen kann ich ein sehr leichtes und in der Erfahrung bewährtes Mittel empfehlen; solches sind die Eicheln. Man nimmt eine Eichel, röstet sie wie Kaffeebohnen, stößt sie zu Pulver, und nimmt solches mit Wasser ein, welches man nach vier Stunden wiederholen kann. Mit diesem geringscheinenden Mittel habe ich verschiedene auf Zeitlebens von der Rose befreuet, unter andern auch einen sehr corpulenten Mann, der bey der geringsten Uergerniß mit der Rose befiel, die allemal an seinen geschwollenen Füßen ausbrach, und nicht anders als mit der Salbe von Johannisöhl und Wallrath konnte geheilet werden. Man kann auch drey Eicheln nehmen und solche pulverisirt in zwey Theile theilen; eine aber ist insgemein hinreichend.

So kräftig auch die zertheilenden Mittel sind, so sehr ist doch ihr wahrer Gebrauch eingeschränkt. Hat die Geschwulst und die Entzündung schon vier bis sechs Tage gedauert, wie ich oben gesagt habe, dann muß man schon erweichende Mittel auflegen, die Eiterung zu befördern. Man hat fast unzählige Mittel, die erweichend sind; ich will aber nur diejenigen anzeigen, die ich am besten gefunden habe. Milch allein, oder mit Weißbrodt und Kamillenblumen, Grütze mit Fett gekocht, oder wenn der Umschlag auch die Haut reizen soll, altes Fett, gebratene Zwiebeln, Sauerteig &c. diese Mittel sind zwar nicht zu verachten; ich habe aber statt dieser in den meisten Fällen nur den Dampf allein gebraucht. Er erweicht die Haut, lindert den Schmerz, macht einen gelinden Reiz, und befördert zugleich die Absonderung des Eiters. Es wird manchen widersprechend scheinen, daß ein Mittel zugleich zertheilen und auch die Eiterung befördern kann. Es ist hier aber gar kein Widerspruch. In der Entzündung ist die Haut auch gespannt und das Blut stocket in den ausgedehnten Gefäßen. Der Dampf und die Wärme erschlassen hier auch

die

die Haut, bringen in die Schweißlöcher ein, machen das stillstehende Blut flüßig, setzen es gelind in Bewegung und zertheilen also durch diese Wirkung. Ich preise daher den Dampf als das kräftigste Mittel an, wenn keine Zertheilung mehr statt findet. Einige können ihn im Anfange nicht ertragen, sie werden es aber bald gewohnt, besonders wenn man den Dampf bloß an den leidenden Theil gehen läßt, vermittelst eines Trichters, oder andern Instruments.

Noch muß ich die Empfindungen anführen, woraus man urtheilen kann, daß der Eiter schon wirklich abgesondert ist. Wenn auch nur wenig Eiter abgesondert ist, so empfindet man eine Art von Schwere in den entzündeten Theilen. Diese Empfindungen weiß jedoch der gemeine Mann selten zu unterscheiden. Hat aber der Eiter schon einige Tage gestanden, dann wird er scharf, erregt ein Klopfen, Stechen, Reißen, Brennen und sehr empfindlichen Schmerz, der Tag und Nacht anhält.

Je länger der Eiter in dem Geschwüre stecken bleibt, desto scharfer wird er und desto heftiger der Schmerz; der Dampf ist auch hier gut. Sehr oft
macht

mocht das Geschwür selbst eine Deffnung, besonders wenn die Materie nicht tief unter der Haut liegt. Man kann auch den Ausbruch des Eiters dadurch befördern, wenn man gebratene Zwiebeln mit Honig und Sauerteig, und andere Hausmittel, auflegt. Am allersichersten bringt man das Geschwür zum Ausbruche, wenn man mit einem Schnepper eine Deffnung in die Geschwulst macht, wofern man haben will, daß es ausbrechen soll. Der Eiter bricht allemal an dieser Stelle sehr bald durch, wenn man nur mit den Bähnungen fortfährt. Wer keinen Schnepper hat, der kann mit einem Federmesser die Haut tief ritzen, oder in Ermangelung auch nur mit einer Nadel. Diese zeitlicher in der Chirurgie seltene Art, ist bey allen solchen Fällen sehr zu empfehlen, weil sie ein jeder ohne Gefahr ausüben kann, und man dadurch allemal verhindert, daß die Materie nicht tief gehn und schwer zu heilende Fisteln verursachen kann.

Nach dem Ausflusse der Materie muß man auf die Heilung des Geschwürs bedacht seyn. Solche kann man am besten mit Karpay und Myrrhenessenz befördern. Die Geschwüre erfordern insgemein

mein nicht viele Kunst, wenn der Körper nur nicht mit vielen unreinen Säften angefüllt ist. Ich habe oft gesehen, daß gemeine Leute, besonders an den Brüsten, weiter nichts, als gekauetes Brodt mit viel Salz vermischt, aufgelegt haben. Das Geschwür ist durch dieses Mittel zum Ausbruche gebracht und durch dessen fortgesetzten Gebrauch auch geheilet worden.

Hiebey muß ich zugleich eine Entzündung und Geschwulst anführen, welche sehr oft im Halse zu entstehen pflegt. Bey dem Anfange dieses Halswehes ist das Kampfertuch sehr stark zertheilend, wenn man noch ein Kräutersäckchen drüber legt. Auch der Dampf von Kräutern, mit offenem Munde in sich gezogen, ist von sehr großer Wirkung. Ist aber die Zeit der Zertheilung verfllossen und der Schmerz nimmt immer zu, so entstehet insgemein ein Geschwür im Halse, besonders in den Mandeln, welches oft so groß und schmerzhaft ist, daß nicht allein das Schlucken gefährlich wird, sondern der Hals fast ganz zuschwillt. Dieß dauert so lange, bis das Geschwür ausbricht, dann höret aller Schmerz, so wie bey jedem Geschwüre, auf. Das Schlucken

Schlucken ist mit einemale leichter und das Geschwür heilet ohne alle Wundmittel. Man kann hier den Ausbruch geschwinder befördern, wenn man sich nur entschließen will, die Stelle, welche roth ist, gelinde zu rizen, oder eine ganz kleine Oeffnung in dieselbe zu machen. Bey dieser Art von Halsgeschwülsten ist nur ein geringes und oft nicht merkliches Fieber vorhanden. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit die Geschwulst nicht als eine Bräune beurtheilet wird. Bey dieser ist allemal ein Entzündungsfeber.

Ich will jetzt von den Geschwülsten handeln, wo bey kein Fieber vorhanden ist, und die daher kalte Geschwülste genennet werden. Unter diesen ist besonders die Geschwulst der Füße, welche am häufigsten vorkommt. Auch bey diesen findet der Kräuterdampf statt; man muß aber jedesmal, wenn die Füße wieder abgetrocknet sind, solche mit warmen Tüchern reiben, besonders des Abends. Vorzüglich ist in solchen Fällen der Rauch von Wacholderbeeren, den man an die Geschwulst geben läßt, von sehr guter Wirkung. Das Reiben ist aber hier allemal die Hauptsache.

Sehr oft ereignet es sich, daß nach einem Fieber der ganze Körper anfängt zu schwellen. Bey solchem Vorfalle bediene ich mich einer Art Pillen, die aus Seife und der Squilla, oder Meerzwiebelwurzel bestehen. Von der Seife kann man zwey Theile und der Squilla einen Theil nehmen, woraus sehr leicht Pillen zu machen sind. Die Squilla muß aber vorher getrocknet werden, sonst läßt sie sich nicht so leicht zu Pulver stoßen. Diese Pillen, in der Größe einer kleinen Erbse gemacht, sind ein untrügliches Mittel in kalten Geschwülsten; auch sind sie in der Wassersucht sehr heilsam, womit ich sehr vielen, besonders armen Leuten geholfen habe. Man kann davon sechs bis zehn Pillen ein oder zweymal täglich geben. Ich rechne sie mit unter eine unenbehrliche Hausarzeney, da sie überdem sehr wohlfeil sind.

Außer den angeführten kalten Geschwülsten giebt es noch eine Art, die rund sind und sich bewegen lassen, welche Bälgleingeschwülste heißen. Bey diesen richten äußerliche Mittel selten etwas aus. Das beste Mittel, welches man zeither ge-

habt hat, ist der Schnitt. In der Halsgeschwulst, welche man den Kropf nennt, sind pulverisirte Eyerschaalen sehr wirksam, nochmehr aber, wenn sie braun gebrannt werden, davon man ein halbes bis ganzes Doctin geben kann. Nur muß man mit dem Gebrauch eine Zeitlang fortfahren. Unter allen gepriesenen Arzeneyen ist diese noch die beste, besonders auch in den kalten und runden Geschwülsten, welche Stropheln genannt werden.

Ich komme nunmehr auf die Behandlung der Geschwüre, worunter besonders die venerischen und scorbutischen am häufigsten vorkommen. Es ist aber sehr wichtig, daß man beyde genau von einander unterscheiden lernt. Der Unterschied ist nicht so leicht zu erkennen und es kann auch ein erfahrner Wundarzt sich darinn irren. Die venerischen Geschwüre entstehen insgemein anfangs unter der Gestalt einer Flechte. Diese fängt an zu nässen und frißt weiter um sich. Solche Geschwüre gehen selten tief, sondern breiten sich mehr in der Fläche aus. Das Hauptkennzeichen aber bestehet darinn, daß diese Geschwüre keinen wahren Eiter,

sondern einen weißen Brind haben, der dem Speck ähnlich siehet. Den Eiter, oder die Materie kann man abwischen, aber diese speckartige Materie ist härter und läßt sich nicht so leicht wegnehmen. Im Halse sehen solche Geschwüre wie weiße speckartige Flecken aus. So sind diese Geschwüre beschaffen, wenn noch keine äußerliche Mittel sind gebraucht worden. Sind schon vorher Pflaster und Salben aufgelegt worden, dann sind sie schwerer zu unterscheiden, weil sie dann auch Eiter zu enthalten pflegen. Es ist also nöthig, wenn man richtig urtheilen will, daß man sich erkundige, wie das Geschwür im Anfange gewesen ist. Die gewöhnlichen Kennzeichen, welche man in den Büchern liest, daß venerische Geschwüre besonders an den Geburtsheilen zum Vorschein kämen, und daß die Kranken des Nachts stärkere Schmerzen empfänden, sind sehr trüglich. Ich habe scorbutische Geschwüre gesehen, bey welchen der Kranke des Nachts stärkere Schmerzen als am Tage hatte. Obgleich diese Geschwüre ansteckend sind, so ist noch das beste dabey, daß man sie äußerlich sehr schnell heilen kann,

kann, durch ein halb bis ein Oventin, Mercurius sublimat: in zwey Loth recht starken Spiritus aufgelöset, womit die Geschwüre, mittelst eines Pinsels, bestrichen werden, wovon in dem vorigen Jahrgange dieser Monatschrift ausführlich ist gehandelt worden.

Hat man sich einen deutlichen Begriff von den venerischen Geschwüren gemacht, so wird man die scorbutischen desto leichter unterscheiden können. Diese breiten sich oft sehr weit aus, gehen tief, enthalten Materie und bluten leicht. Der Rand um das Geschwür ist insgemein roth. Besonders zeigen sich diese Geschwüre an den Füßen und am Zahnfleische, welches leicht blutet und auch aufzuschwellen pflegt. Ich habe einen wahren Scorbut niemals am und hinten am Halse gesehen; dieß ist der gewöhnliche Sitz der venerischen Geschwüre, auffer in ein Paar Fällen, wo der sehr überhandgenommene Scorbut alle innere Theile des Mundes, auch sogar den Kinnbacken, mit einem unerträglichen Gestank angegriffen hatte.

Was die allgemeine Kur der Geschwüre betrifft, so kann ich dazu kein besseres und wirksameres Mittel vorschlagen, als das warme Wasser, besonders in den scorbutischen Geschwüren. Man sollte nicht glauben, welche ungemein große Heilkraft in dem Wasser verborgen liegt. Die unfehlbare Wirkung des Wassers ist diese: Es lindert die Schmerzen, indem es die Schärfe aus den Wunden und Geschwüren abspület, es erweicht die Härte und zertheilet die Geschwulst. Ein Geschwür am Fuße mag noch so groß und stinkend seyn, man setze den Fuß nur in warmes Wasser, wenn dieses ein paarmal geschehen, so ist der Gestank verschwunden. Ich könnte viele Beyspiele anführen, wo alte vieljährige Geschwüre bloß durch den anhaltenden Gebrauch des warmen Wassers völlig sind geheilet worden. Es ist ja bewundern, daß die Kraft des Wassers noch so wenig unter den Menschen bekannt ist. Wie manchem Armen könnte dadurch geholfen werden!

In den scorbutischen Geschwüren zeigt der Torkel mit Bier gekocht, seine größte Heilkraft, und
ist

ist bey gemeinen Leuten das beste Heilmittel. Die Kur mit warmem Wasser und Tobak sind die Hauptmittel, womit man mehr als mit allen künstlichen Mitteln ausrichten wird. Wer den Tobak nicht gebrauchen kann, der muß die oben angeführte Wundessenz von Myrrhen, Bernstein und Aloe gebrauchen, welche die Heilung gewiß befördern wird.

Soll die Kur der scorbutischen Geschwüre dauerhaft und gründlich seyn, so müssen zugleich innerliche Arzneyen gebraucht werden, die sich ein jeder leicht verfertigen kann, wozu das Kraut, welches überall wächst, und wilde Zichorien oder Löwenzahn heißt, am heilsamsten ist. Der Stengel hat einen milchähnlichen Saft. Dieses Kraut wird mit der Wurzel ganz klein geschnitten, etwas gestossen und so viel Wasser ausgegossen, daß es wie ein Brey wird. Man läßt diese Mischung einige Tage stehen, so wird man eine Gährung gewahr werden. Wenn es ein paar Tage gegohren hat, presset man das Kraut durch einen Sack und läßt das ausgepreßte Wasser bis zur Honigdicke einkochen,

den, wobey es zuletzt beständig umgerühret werden muß. Diese Art, einen Extrakt zu machen, ist weit besser, als diejenige, die in den Apotheken gewöhnlich ist, da man das Kraut bloß klein schneidet und gleich kochet. Die erstere Art enthält weit mehr Kräfte, als die letztere. So kann man auch von dem bekannten Dreyblatt Extrakte machen, noch besser von Erdrauch, oder Fumarien.

Endlich will ich noch ein Mittel anzeigen, welches bey verbrannten Schäden ungemein heilsam ist. Man hat sehr viele Hausmittel, als Leindöl mit dem Selben vom Ey, Hefen, Firniß, Johannisköl, Goulardswasser &c. Bey allen solchen Mitteln ist diese Unbequemlichkeit, daß sie niemals auf dem verbrannten Theile trocken werden müssen, weil alsdenn der Schmerz zunimmt. Statt aller bisher bekannten Salben habe ich nachstehendes am besten befunden. Man nimmt gewöhnliche Haus- oder Handseife, löset sie mit etwas Wasser auf und klopfet solche so lange, bis sie stark schäumt, wodurch sie wie eine Salbe wird. Mit dieser Salbe schmieret man oft den verbrannten Theil. Der

Schmerz

Schmerz wird dadurch gelindert, der leidende Theil schmeidig erhalten, die Entzündung zertheilt und die Wunde geheilet. Die Erzeugung des starken Eiters wird verhindert, welche besonders bey fetten Salben stark befördert wird und die Heilung schwer macht.

Die Fortsetzung künftig.

Mitauische

Monatschrift.

Februar, 1785.

Mitau,

gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Ueber die Größe der Welt. *)

Wenn schon die Größe und der ungeheure Umfang unsers Erdballs unsre Seele mit einem so gerechten Erstaunen erfüllen und sie zur Bewunderung und Anbetung der Macht und Weisheit ihres Urhebers dahinreißt; in was für ein tiefes Erstaunen und ehrfurchtsvolle Bewunderung müssen wir nicht versinken, wenn wir uns an die Betrachtung der andern Welten wagen, die in dem Raume der Unendlichkeit schwimmen, deren Umfang noch ungeheurer, deren Menge ohne Zahl und deren

*) Der Verfasser dieser Abhandlung bescheidet sich von selbst, daß dieselbe nichts neues für eigentliche Gelehrte enthalte, und daher hat er sie auch nicht für dieselben geschrieben. Es wäre aber zu wünschen, daß in dieser periodischen, für ein ganzes Publikum bestimmten Schrift, die gewiß zur größeren Hälfte nicht eigentlich von Profession Gelehrte zu Lesern hat, öfters mancherley gelehrte, besonders physikalische und naturhistorische Kenntnisse, mit praktischen und moralischen Anmerkungen begleitet, gemeinnützig gemacht würden.

ren jede mit neuen, und kaum glaubwürdigen Wundern erfüllt seyn mag!

Die Erde, dieses Pünktchen in dem All der Schöpfungen Gottes, ist ein Schauplatz so reich an Wundern, so mannigfaltig an Schönheiten, so vielgestaltig in seinen Produkten, so abändernd in seinen Erscheinungen, daß der erhabenste Geist des tieffsinnigsten Forschers seine Untersuchungen Jahrtausende fortsetzen, täglich neue Entdeckungen machen, Folianten damit anfüllen, und dennoch die Natur, was wollen wir sagen, nicht erschöpfen, nein, am Ende gestehen muß, noch nicht ins Heiligthum derselben eingedrungen zu seyn. Denn, wo ist der, der die Arten der Pflanzen und Thiere alle gezählt, der uns die Mechanik ihres Entstehens, oder auch die Erzeugung des geringsten Würmchens, deutlich erkläret hätte? Wer kennet die Kraft, die hier vegetirt, dort organisirt, reproducirt &c. Wer erkläret uns die Gesetze der Assimilation in dem Nahrungsgeschäfte der Pflanzen und Thiere *), und wo ist der, der sich selbst

durch

*) Auch Herr Herder sagt hierüber in seiner neuesten Schrift: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, erster Theil, in schönen Bildern und

durch alles Nachsinnen befriedigen könne, was das für ein Wesen sey, das in ihm denkt und handelt, wie es entstanden, wie es denke und wolle, wie es in den Körper und der Körper in dasselbe wirke? Wir haben der Worte genug, aber uns fehlen wahre genetische Begriffe — wir kennen die äusseren Wirkungen nur, aber nicht die innere Energie ihrer Kräfte, und es bleibt noch immer wahr, was einer der größten Lieblinge und Vertrauten der Natur, der unsterbliche Haller, sagt:

”Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,

”Genug, daß sie uns nur die äufre Schale weiff.

So unendlich auch die Verschiedenheit der körperlichen Wesen und ihre Vollkommenheit ist; so mannigfaltig und unzählbar auch die Arten und Gattungen sind, so scheint sie doch die Hand des Allmächtigen aus einerley Grundstoff, den Elementen,

herrlichen Worten vieles. Der Leser wird auf kurze Zeit getäuscht, hingerissen — aber am Ende, wenn er kaltblütig über das Gelesene nachdenkt, merkt er doch, daß auch diese, wie alle seine Schriften, ein Zaubermahl ist, von dem man eben so hungrig und durstig, als man vorher war, weggeht.

ten, gebildet zu haben. Durch eine verschiedene Verbindung und Zusammensetzung desselben, entstehen immer neue Wesen, neue Formen und Gestalten.

Was für ein bezauberndes Schauspiel würde es für unsre Augen, und was für eine angenehme Befriedigung für unsre Wißbegierde seyn, wenn es uns erlaubt wäre, in das Innere dieser Bildungen hinein zu schauen, wenn die Natur der Dinge für unsre Blicke durchsichtig wäre. Eine neue Welt voll Wunder würde sich unsern Augen enthüllen: die Werkstätte der Natur würde, mit einem Naturforscher zu reden, für uns offen liegen. Hier würden wir sie sehen den Stoff der Metalle sammeln, dort das Inkarnat der Rose zubereiten; weiterhin ihr seltenes Spiel in den Wandern des Lichts und der Electricität, und noch an einem andern Orte, die ersten Züge einer Pflanze, oder eines Thieres bilden. Wir würden alsdenn sehen, wie die Natur, durch eine unendliche Verschiedenheit der Zubereitungen, Verbindungen und mechanischer Werkzeuge, ihre Werke unmerklich zu der Vollkommenheit bringt.

So weit sind aber die Blicke des größten Scheidekünstlers noch nicht gedrungen. Sie reichen nur so weit, die Hauptklassen derselben, nach ihren äusseren Verschiedenheiten, zu entdecken; das Innere bleibt ihnen doch ein Geheimniß.

Wir sehen, daß alle zusammengesetzte Wesen entweder flüssige, oder feste unorganische, oder feste organische sind. In jeder dieser Klassen erscheint eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gestalten durch die Unendlichkeit der Zusammensetzung ihres Stoffes, durch welche sie vornehmlich ein dreyfaches großes Reich bilden, das Mineral-, das Pflanzen- und das Thierreich. Diese drey Reiche sind aufs genaueste mit einander verbunden; ihre Grenzlinien laufen so durch einander, daß man sie kaum bestimmen kann. So wie es in dem Ganzen gehet, so gehet es in dem Einzelnen. Sie entfernen sich alle von einander durch eine stufenweise und proportionirte Aehnlichkeit in ihrer Struktur, Gestalt und Größe, und ihre Nuancen sind so unmerkbar, daß man sie kaum von einander unterscheidet. Diese Verknüpfung durch Aehnlichkeit und Unähnlichkeit haben die Naturforscher eine Kette genannt,

weil

weil ein Wesen, wie ein Glied am andern, hängt, weil sie eben dadurch ein fortgehendes Ganzes ausmachen, und weil keins derselben hinweggenommen werden kann, ohne daß das Ganze zerrissen und verstümmelt würde. Diese Kette vereinigt alle Wesen, verbindet alle Welten und umgiebt alle Sphären. Sie schlingt sich über unsern Erdkreis hin, dringt in das Eingeweide desselben und in die Abgründe des Meeres, erhebt sich wieder in die Atmosphäre, und verlängert sich vermuthlich durch alle unermessliche Räume des Himmels und seiner Welten. Wir sehen nur wenige Glieder dieser Kette deutlich, sehen nur den kleinen Theil derselben, der sich über unsere Planeten hinschlingt, der unendlich größere Theil ist uns durch eine dunkle Wolke verborgen. Lasset uns dieselbe auffuchen.

Die flüssigen Körper scheinen die einfachsten zu seyn, denn sie durchdringen alle Körper und bilden sich zu vielen andern Gattungen, zu Wasser, Delen, Luft, Aether, Feuer und Licht. Die reine Erde findet der Scheidekünstler in allen festen Körpern. Aus ihrer Vereinigung mit Delen, Schwefeln, Salzen &c. entstehen mancherley Gattungen
derselben,

derselben, welche zugleich die Nahrung organischer Körper sind. Gehen wir weiter hinauf, so finden wir sie organisirt in gewissen Stufen, zu einem vegetabilischen, empfindenden, sinnlichen und endlichdenkenden Leben; oder welches einerley ist, wir finden, daß sie mit gewissen Werkzeugen versehen sind, wodurch sie sich erstens nähren, das ist, fremde Materien in ihre eigene Substanz aufnehmen, und durch Verwandlung dieselbe ihrer eignen Natur verähnlichen und zubilden, zweytens eben durch diese inwendige Aufnahme und Zubildung, Kraft ihres inneren Triebes, an äußerer Größe zunehmen, und drittens zeugen, das ist, einzelne Dinge ihrer Art aus sich selbst hervorbringen. Dieß nennt man das vegetabilische Leben. Wir finden, daß bey einigen diese Wirkungen der Werkzeuge mit Empfindung verbunden ist, dieß ist das sinnliche Leben, und bey einigen gar mit Bewußtseyn und Nachdenken — das ist das denkende Leben, welches dem Menschen zukommt.

Dieß sind ohngefähr die Hauptzüge des Grundrisses der Schöpfung, die Hauptglieder der Kette, die wir entdecken, wenn wir sie mit dem ersten

Blicke beschauen. Lasset uns mehrere derselben
 auffuchen. Wir bleiben nur bey den festen Kör-
 pern stehen. Was für eine Kette vom glänzenden
 Golde bis zum schlechten Kiesel, oder zum Sand-
 steine. Das Gold ist vermuthlich das edelste un-
 ter den Metallen, wegen der ausserordentlichen Fein-
 heit seiner Theile und deren genauen Vereinigung,
 die es auch im heftigsten Feuer unveränderlich er-
 hält. Hierauf folgen die übrigen Metalle nach der
 Ordnung ihrer Zusammensetzung und ihrer stärkeren
 oder schwächeren Verbindung, das Silber,
 Kupfer, Zinn, Bley und Eisen. Diesen folgen die
 Halbmetalle, die sich nicht, wie jene, unter dem
 Hammer treiben lassen, Antimonium &c. darauf
 Vitriole: metallische Substanzen, mit einem zusam-
 mengestoffenen Acidum verbunden, scheinen de-
 Nebergang der Metalle zu den Salzen zu seyn.
 Nach den Salzen die Krystallisirungen, welche
 eben, wie die Salze, durch eine Feuchtigkeit auf-
 gelöst werden können, und hierauf folgt eine un-
 zählbare Menge von gemeinen Steinen, verschieden
 an Figuren, Farben, Größe und Festigkeit, nach
 der Art ihrer Theile und Verbindungen. Nach al-
 len

len diesen folgt die Klasse von blätterigen und faserigen Steinen, welche schon organisirt zu seyn scheinen, und an welche sich die steinigen Meerpflanzen knüpfen, um keinen Sprung aus dem Mineral in das Pflanzenreich zu machen.

Hier fangen sich nun die festen organischen Körper an, welche wieder aus zwey Klassen, nämlich Gewächsen und Thieren, bestehen. Beyde grenzen wieder so genau an einander, daß man sie kaum unterscheidet. Sie haben fast einerley Erzeugung, Nahrung, Wachstum und Vermehrung. Es giebt Thiere, deren Struktur so einfach ist, als der Pflanzen. Was bey der Pflanze Keim und Korn ist, das ist bey dem Thiere das Ey und der Embryon. Beyde wachsen durch unmerkliche Entwicklung und durch den Trieb nach Nahrung. Ja selbst die Nerven der obersten Pflanze und des untersten Thieres lassen sich kaum unterscheiden.

Die Klasse der Gewächse fängt sich mit der Trüffel an, einer Pflanze, deren Saamentörner man nur durch ein Vergrößerungsglas entdeckt, und an welcher das Auge nichts als eine Marmelirung gewahr wird. Sie scheint ihrer unförmli-

den Masse nach der Zwitter zwischen Stein und Pflanze zu seyn. An diese schließen sich in der Ordnung die Pilze und Schwämme, welche man für Auswürfe halten würde, wenn uns nicht das Mikroskop an ihnen Blätter, Blüten und Saamenkörner entdeckte. Zu diesen gesellen sich noch der Schimmel und die Steinmoose.

Das innere Gebiet des Pflanzenreichs bestehet aus Kräutern, Sträuchern und Bäumen, drey zahlreichen Völkern, welche auf dem ganzen Erdboden zerstreut sind und unter einander leben, und in jeder Klasse herrscht eine fast unendliche Verschiedenheit an Größe, Gestalt und Bildung.

Den Uebergang von den Gewächsen zu den Thieren machen einige andere Geschöpfe, halb Thier und halb Pflanze. Die empfindliche Pflanze (*mimosa*) welche die Hand fliehet, die sich ihr nähert und schnell zusammenkriecht, wenn man sie berührt, und eine scheinbare Empfindung hat. Die Schmarogerpflanze stehet noch eine Stufe höher. Sie hat Empfindung, wie jene, ergreift Würmchen, die sich ihr nähern, nimmt sie in eine kleine Oeffnung, löset sie auf, verdauet sie und giebt den Rest

durch

durch dieselbe Oeffnung wieder heraus. Neben beyden stehet der Polype, dessen wunderbare Natur zu bekannt ist. Gehet man über die Grenzen des Thier- und Pflanzenreichs, so findet man zuerst die Insekten, Thiere, welche keine Knochen haben. Ihr Körper ist entweder ganz eben und macht ein Stück aus, wie z. B. die Würmer, dieß sind die uneigentlichen Insekten, oder sie haben verschiedene Arten von Einschnitten und Abbeugungen, und dieß sind die eigentlichen Insekten. Mit diesen verknüpfen sich in einer höhern Fortschreitung die Schaalthiere, die Muschel und die Schnecke. Die Schaalthiere grenzen an die Fische; zwischen ihnen stehen aber die kriechenden Thiere, nämlich die Weg- oder Erdschnecke und die Wasserschlange. Die erste kommt den Schaalthieren, die andere den Fischen am nächsten.

Die Welt der Fische und der Vögel knüpfen sich auf der einen Seite durch den fliegenden Fisch, dessen Flossfedern den Flügeln der Fledermaus ähnlich sind, und auf der andern Seite mit den vierfüßigen Thieren durch den Seelöwen, Seebär, Seekuh und Kalb an einander. Nach dem fliegenden

genden Fische nehmen die Amphibien oder Zwittervögel, die Schwäne, Enten, die nächstfolgende Stelle ein, und machen die Verbindung der Wasser-, Land- und Luftgegenden mit einander. Das Geschlecht der Vögel, welches ein bezauberndes Feld? was für eine Abwechslung von Struktur, Proportion, Farbe und Gesang, vom Adler bis zum Zauberkönige, vom Wasserraben bis zur Schwalbe, vom Rebhuhn bis zum Geyer, vom Kolibri bis zum Strauß, vom Uhu bis zum Pfau, vom Raben bis zur Nachtigall! Die Grenzscheide zwischen den Vögeln und den vierfüßigen Thieren machen die Fledermaus, das fliegende Eichhorn, und der Strauß mit Ziegenfüßen, der mehr läuft als fliegt, und sich schon am meisten den vierfüßigen Thieren nähert. Die vierfüßigen Thiere selbst, welche Mannigfaltigkeit, was für Muster, Größe und Bewegungen, vom Hirsche bis zum Schweine, vom Löwen bis zur Maus! Der Affe macht endlich den Beschluß, und scheint ein grober und unvollkommener Entwurf eines Menschen zu seyn. Doch zwischen beyden stehet der Drang, Dutang in der
Mitte,

Mitte, der an Körperbau und Kapazität der wahre Thiermensch ist.

So bald ich nur diese Reihe von leblosen und lebendigen Wesen mit einiger Aufmerksamkeit betrachte; so bald erkenne ich auch in derselben die Hand eines Wesens, welches eben so groß an Weisheit als an Macht seyn muß. Von Ewigkeit her können doch diese Dinge nicht gewesen seyn, da sie entstehen und vergehen, da keins derselben durch und von sich selbst bestehet; und ich mag in der Reihe derselben so weit zurückgehen, als ich will, so muß ich doch endlich einmal auf eins kommen, welches das erste seines Geschlechts unter allen war. Und von wem hat es sein Wesen und Daseyn erhalten? Von sich selbst entstehen, sich selbst durch seine eigene Kraft hervorbringen, das ist ein Nöthiges — denn wo war die Kraft, ehe das Ding noch da war? Sollten alle diese Wesen durch einen Zufall entstanden seyn? Man erkläre mich doch, was ein Zufall sey und wie etwas durch einen Zufall entstehen könne, ehe bin ich nicht verpflichtet, es zu glauben, so lange ich es mir noch auf eine vernünftigeren und befriedigendere Art er-

klären

klären kann. Durch einen Zufall? woher käme denn diese schöne Ordnung, die vortrefliche und so zweckmäßige Verknüpfung und der so regelmäßige Bau der geringsten Pflanze, des geringsten Insekts?

Warum will ich in jenem Palaste die Kunst eines weisen Baumeisters, in jener künstlichen Maschine ihren Urheber, in jenem Gemälde die Hand eines einsichtsvollen Malers, in einem Buche den Verstand und die Ueberlegung eines weisen Schriftstellers, und in dieser so künstlichen Kette von Wesen nicht die Macht und Weisheit eines Schöpfers finden? Erforderte denn vielleicht die Struktur jener Pflanze, oder jenes Insekts weniger Weisheit, als der Bau jenes Palastes, das Kolorit der Blumen, das so mannigfaltig an Erfindung ist, weniger Geist und Klugheit, als die Farbengebung eines Gemäldes?

Sagt man mit einem Epikur, Lukrez und Demokrit, daß diese Wesen aus ihrem Urstoff, durch eine gewisse mechanische Bewegung, entstanden und sich durch eine immer abwechselnde Verbindung zu so mannigfaltigen Arten und Gestalten gebildet,
was

was gewinnt man dadurch? Es ist so weit entfernt, daß ich dadurch etwas von der Ueberzeugung von dem Daseyn eines höchsten Wesens verlieren sollte, daß mir dieses vielmehr ein noch stärkerer Beweis einer höheren Macht und Weisheit ist. Denn wer war es denn nun, der diesen ersten Urstoff hervorbrachte, wer war es, der in sein Wesen diese Gesetze der Bewegung, diese wundervolle Mechanik legte, sich auf tausenderley Art zu verbinden, und bald zu der Gestalt des Goldes, der Pflanze, der Staube, der organischen Körper, des Thieres und des Menschen zu bilden? Man mag also annehmen, was man will, so muß man einen Verstand erkennen, welcher alle diese Dinge zu einer gemeinschaftlichen Absicht verband, und eine Macht, welche diese Absichten auszuführen wußte.

Und was mußte das für ein Verstand seyn, welcher eine so ungeheure Menge von Ideen, deren jede die lichtvollste ist, auf einmal fassen, was für eine Weisheit, die von so vielen tausend möglichen Verbindungen die besten, schicklichsten und vollkommensten erwählen konnte? Welcher endliche Verstand sollte nicht erstaunen, welches Herz nicht

von Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe durchdrungen, und zur demuthsvollesten Anbetung und Verehrung hingerissen werden — wer sollte nicht alle seine Empfindungen, Triebe und Kräfte dem Wesen heiligen, dessen Werke so groß und so wunderbar sind!

Ein jedes Glied dieser Kette ist vollkommen; jedes nach einer gewissen Anlage, jedes nach einem der Absicht seines Daseyns gemäßen Modell gemacht. Es ist ganz das, was es seyn soll. Es ist vollkommen. Jedes hat alle Werkzeuge und eine solche Struktur, wie sie zu seiner Erhaltung, Beschützung und zu seinem Glücke erforderlich ist. Man verwechsle ihre Gliedmassen, was für Ungeheuer werden entstehen? Sie sind alle so geordnet, daß eins um des andern Willen da ist. Reißt ein Glied aus der Kette, so reißt das Ganze.

Auch ich bin ein Glied der Kette dieser Welt. Ich habe meine Stufe, meinen Ort, meinen Rang, Welch eine Reihe von Wesen unter mir bis in die tiefsten Abgründe der Schöpfung, und welch eine noch unübersehbarere Reihe von mir bis zum Thro-

ne des Ewigen. Welch eine unzählbare Menge und Mannigfaltigkeit von vernünftigen Wesen in immer feiner und vollkommener organisirten Körpern, bis zur reinen Geistigkeit hinauf, mag diese große Kluft ausfüllen! Jedes Geschlecht, so wie der Mensch, eine Welt voller Wunder Gottes — jedes einzelne denkende Wesen sich selbst genug, um in sich das Daseyn, die Größe, die Macht, Weisheit und Güte Gottes überzeugend zu erkennen und zu empfinden.

Wir erstaunen über den Reichthum der Wunder der Natur; wir erstaunen, wenn wir von den ewig beeisten Polen durch die heißen Fluten des Aequators, bis zu den Küsten des Negers reisen, und wie sollen wir uns nicht in Erstaunen verlieren, wenn wir entdecken, daß unsre Erde in dem All nur ein Pünktchen, daß wir die Ameise und sie unser Hause, wir die Milben sie unser Käse, wir der Wurm und sie unser Blatt sey, daß wir bewohnen.

Ich erhebe meine Augen, wenn die Nacht den Schleier des Tages hinweggenommen, zu dem gestirnten

stirnten Himmel, und sehe Welten ohne Zahl. Ich senke meine Blicke immer tiefer und verliere mich. Ich versuche sie zu zählen, aber je mehr ich zähle, destomehr werde ich für meine Kühnheit bestraft. Diese Welten sehe ich, und wer weiß wie viele außer dem Horizont meiner Blicke gelegen sind. In einer ziemlichen Reihe zähle ich achtzehn Körper, und die Fernrohre nebst der anhaltenden Beobachtung fleißiger Naturforscher lehren mich, daß diese mit unserm Erdkörper sich um unsre Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt bewegen, um von ihren wohlthätigen Stralen Licht, Wärme, Leben und Fruchtbarkeit zu empfangen. Sie sind uns die nächsten, und dennoch entdeckte ich einen erstaunlichen Abstand. Wo finde ich einen Maßstab, sie zu messen? Noch kein Naturkundiger hat ihn gefunden, und sie haben zu Vergleichen ihre Zuflucht genommen, um einigermaßen den ungeheuren Abstand dieser Himmelskörper und jener Lichtwelten zu messen, und um uns einen unvollkommenen Begriff von der Größe des Weltgebäudes zu machen. Zeit, Geschwindigkeit und Raum sind diese Vergleichen. Schall, Luft, Wind, eine

abge

abgeschossene Kugel, fürnehmlich aber die Lichtstrahlen sind es, als das geschwindeste, was man sich denken mag, weil sie sich in wenigen Augenblicken bis auf eine ungeheure Weite fortpflanzen.

Der Schall durchläuft in einer Sekunde tausend Füße. Die Geschwindigkeit der Lichtstrahlen ist neunhunderttausendmal größer, als die des Schalles, das ist, die Strahlen durchlaufen jede Sekunde einen Weg von neunhundert Millionen Füßen, oder siebenunddreyßigtausend fünfhundert deutsche Meilen. Und doch ist der nächste Fixstern so weit von uns entfernt, daß seine Strahlen sechs Jahre brauchen, um zu uns herabzukommen, so weit, daß ein Schall, wie der von einer Kanonenkugel, nicht eher als in vierhunderttausend Jahren zu unsern Ohren herunterkommen würde. Nun nehme man einen Stern, der zehnmal weiter entfernt ist, und seine Strahlen werden ein ganzes Jahrhundert nöthig haben, um zu uns herunter zu kommen. Würde ein solcher Stern vernichtet, oder verfinstert: so würden wir doch seine Strahlen noch ein ganzes Jahrhundert sehen, weil die letzten Strahlen erst am Ende dieser Zeit zu uns kommen würden.

würden. Welch eine ungeheure Weite also von der Sonne bis zu unsrer Erde, die dem Abstände nach der dritte Planet ist. Von dieser Erde bis zum Saturn, von dem Saturn bis zum nächsten Wandelsterne, deren schon vierzig entdeckt worden sind, die alle in engeren und weitem Zirkeln ihren Weg um unsre Sonne nehmen — von dem nächsten Wandelsterne bis zum letzten — von dem letzten Wandelsterne bis zum ersten Fixsterne — von dem ersten Fixsterne bis zum letzten!

Die Sonne ist so weit entfernt von unsrer Erde, daß ihre Stralen, die doch, wie gesagt, in einer Sekunde siebenunddreyßigtausend fünfshundert deutsche Meilen fortschießen, in nicht weniger als acht Minuten zu uns kommen können. Nun berechne man diese Weite.

Jeder Planet oder Erdkörper ist bewohnt: denn wozu Welten ohne Bewohnere? Alles, was ist, ist zu einer vernünftigen Absicht, zum Genuß, zum Vergnügen, zur Glückseligkeit der derselben fähigen Wesen erschaffen. Der weise Urheber der Welt schuf nichts zum leeren Gepränge. Der Mond, unser nächster Nachbar, bestätigt uns dieses bis zur

zur unwidersprechlichen Ueberzeugung. Er hat in seiner Einrichtung viel ähnliches mit unsrer Erde, festes Land und Wasser, Thäler und Berge, ja ganze Bergketten, Ströme, Seen und Inseln. Wozu dieses alles?

Jeder Fixstern ist ein leuchtender Körper, eine Sonne! Und wozu sind Sonnen, als zu leuchten und zu befruchten. Jede von diesen unzählbaren Sonnen erleuchtet und befruchtet ein ganzes System von Erdkörpern. Welch ein unendlicher Begriff von Größe — wer kennt sie alle, diese Systeme von Welten, welche Einbildungskraft kann ihre Anzahl umfassen, oder die unbegrenzte Weite des Universum messen? Und wie, wenn es uns nun vergönnt wäre, auf jeden dieser einzelnen Erdkörper einen Blick zu thun, welche ungeheure Mannigfaltigkeit von wunderbaren Geschöpfen würden wir da entdecken.

Wie unermesslich, wie ungeheurer groß ist also dieß All! Welches Auge kann es überschauen, welcher Verstand es begreifen? Selbst die Adlerschwinger der feurigsten Einbildungskraft ermüden, wenn sie den Umfang dieses Gebäudes messen wollen.

len, und fühlen die Eitelkeit ihrer Bestrebung. Sie steigt von Planeten zu Planeten, von Sonne zu Sonne, glaubt sich am Ende und findet noch Millionen.

Und wie groß, wie erhaben, wie herrlich, wie majestätisch muß denn der seyn, der über alle diese Welten thront? der diese Sonnen aus dem Chaos, wie Funken aus dem Kiesel, schlug. Wie groß muß das Wesen seyn, das diese unendliche, so mannigfaltig verschlungene Kette von Welten an seinen Fußschemel knüpfte, das sie mit einem Worte aus dem Nichts rief, und durch einen leichten Hauch sie, wie der Westwind die leichte Spreu, zerstieben, und in ihre Ruinen stürzen kann, ohne daß die Grundveste seines Throns erbebet! Wie groß muß der Verstand seyn, der sie ausdachte, die Macht, die sie erhält, und die Weisheit, die sie regieret. Und wie klein, wie unbedeutend bin ich! Ist die Erde nur ein Punkt im Ganzen, was bin ich dann? Ich scheine mich, wie ein Nichts in dem All zu verlieren; ich verschwinde in meinen eigenen Augen bey dem Hinblick aufs Unermessliche. Wie ein Wurm scheine ich mir im Staube zu kriechen gegen dich,
 der

der du diese Welten mit einem Dreyling umfassest. Ich bin von gestern und du von Ewigkeit. Du warst, ehe die Berge und Meere waren, ehe noch diese Millionen Welten sich in ihren Wirbeln zu bewegen, ehe einer von diesen Sternen zu brennen anfieng, ehe noch ein Funke von Licht den Raum der Unendlichkeit erhellte, und du wirst seyn, würdest noch eben so herrlich seyn, wenn diese Felsengebirge zermalmt würden, dieser ungeheure Ocean versiegete, diese Sonnen ausbrennten und alle deine Welten zertrümmert würden. Dieß ganze Heer prächtiger Welten kann deiner Größe und Macht keinen Zusatz geben; nur um deine Seligkeit mitzutheilen schufst du sie. Allgenugsam, nur auf dein Wesen gestützt, thronest du von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und mein Leben hängt von einem Hauche der Luft, von einem schädlichen Insekt, von einem fallenden Stein ab. Du fassst mit deinem Verstande das Sonnenstaubchen und die Sonne, die Welt und das Sandkorn, das Meer und den Tropfen, und ich verliere mich in dem Winkel, wo ich wohne, als in einem Labyrinth. Du breitest deine Gegenwart über den ganzen Zirkel des Unermeßlichen

meßlichen auß, und auf jeder Welt sind die Fußtapfen derselben gezeichnet, und ich bewege mich kaum auf dem Klumpen, den ich bewohne. Niedrigkeit ist mein Stand — Abhängigkeit mein Loos — Demuth und Unterwerfung soll daher meine ganze Tugend, meine Ehre und mein Ruhm seyn.

So gering ich aber auch im Verhältniß gegen das große Ganze bin, so unbedeutend mein Loos zu seyn scheint; so weiß und fühle ichs doch, so sagts mir doch mein eigen Herz sowohl, als der Anblick der Geschöpfe um mich her, daß auch ich von deiner Vorsorge nicht ausgeschlossen bin, daß mich deine Gegenwart umschattet, daß ich von deinem Auge nicht unbemerkt auf dieser Erden wandle, daß mein Leben und Glück in deiner Hand stehet.

Ich kann dich denken und empfinden, Gott, Schöpfer, Regierer der Welten, wie solltest du nicht auch mich denken können? Dein ewiger Verstand fand mich würdig, in der Kette der erschaffnen Wesen das zu seyn, was ich bin; wie solltest du nicht mich deiner Aufsicht und mein Schicksal deiner Leitung

tung

tung würdigen? So klein ich bin, so glühete doch ein Funke des Göttlichen in mir. So sehr ich auch von der schweren Last meines Körpers zur Erde niedergezogen werde, so kann ich mich doch auf den Schwingen der Betrachtung und der feurigsten Empfindungen zu dir erheben. Wenn ich niederfalle und dich anbere, wenn mein Geist mit Inbrunst sich bis zum Throne deiner Größe und Majestät hinanschwingt, wenn sich meine Seele in Demuth, Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen ganz deiner Verehrung widmet, wenn mich das hohe und himmlische Gefühl der Tugend begeistert; wenn ich großmüthig Verleugnungen übe, wenn ich die verführerischen Reize unedler Leidenschaften besiege, gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens mit männlichem Muth kämpfe, dich in standhafter und stiller Erwartung derselben verehere, und sie als Läuterungs- und Veredelungsmittel meines Herzens gebrauche: dann siehest du auf mich unter tausendmaltausend Geschöpfen mit Wohlgefallen herab, siehest jeden meiner Gedanken und Triebe, vernimmst jeden Wunsch, der sich aus der finstersten Tiefe meines

Herz

Herzens zu dir erhebt, und ich darf es wagen, wenn er gerecht ist, seine Befriedigung von dir zu hoffen.

Unendlichkeit umfaßt meine Seele, wenn ich hinauf schaue, wenn ich, bey feyerlicher Stille der Mitternacht, meine Blicke in die grundlose Tiefe des gestirnten Himmels betrachtend versenke! Schwillt Hoffnung der Unsterblichkeit meine Brust auf — wag' ich es je, mit Zuversicht eine unendliche Verlängerung meines Daseyns zu hoffen; so ist es dann, wenn ich die Größe, die Weite und die herrliche Pracht der Werke Gottes bewundere. Ein zu tief in mein Herz gelegtes Vorgefühl, auf die Anlage meiner Natur gegründet, berechtigt mich zu dieser Hoffnung.

Das Thier geht unter sich gebückt, ist nicht fähig, seine Blicke in die weite Schöpfung, noch weniger aufwärts zu richten, nicht fähig die Wunder der Macht und Weisheit Gottes zu betrachten, und dich, Unendlicher, in deinen Werken zu erkennen und zu verehren, und fühlet nichts in seiner Brust, als Triebe zur Sättigung und Fortpflanzung.

zung. Aber ich, der Mensch, stehe da auf dem Schauplatze der Erden mit himmelwärts gerichteten Augen, deren Blicke eben so natürlich in die un-
 absehbare Weite der Schöpfung, als der Blick meines Geistes in die Ferne einer unendlichen Zukunft, gerichtet sind — stehe da und genieße alle zuströmende Vergnügungen der Sinne, und fühle dennoch in mir eine unendliche Leere — ein Hinstreben meines Geistes nach etwas, das ich hienieden nicht finde. Nein, Unendlicher, Allweiser, Allgütiger, du kannst mich nicht täuschen! Das Ideal und die Empfindung der Ewigkeit ist zu tief, zu unauslöschlich in unsern Verstand und Herz gepflanzt. Sie ist der Wunsch aller Wünsche des Weisen. Jeder unbefriedigte Durst nach Wahrheit, jede nach Licht ringende Idee, jedes Hinstreben zum nie ganz zu erreichenden Ziele des Guten und Edlen, jeder Mangel, jede Einschränkung, jeder unvollkommene Genuß seiner Selbst, jede Scene der Hinfälligkeit und des traurigen Wechsels, jedes Gefühl der Schwäche und des hinsterbenden Alters, erregt in ihm die-
 sen

fen Wunsch von neuem, und verbürge ihm zugleich die Gewißheit seiner Hoffnung.

Nie will ich also anders, als mit der Würde eines Unsterblichen denken und wünschen, leiden und handeln.

Vom Vortheil und Schaden der Reisenden aus unserm Lande.

Der Zustand der Schulen in den Städten, und die mit so vielen Kosten und Beschwerlichkeiten verbundene Privaterziehung der Jugend auf dem Lande; desgleichen der Mangel einer Universität *) in unserm Vaterlande, haben von jeher pflichtmäßige Aeltern in die Nothwendigkeit gesetzt, ihre Kinder früh oder spät in fremde Länder zu schicken, um die daselbst bessern Erziehungsanstalten nach Möglichkeit zu benutzen. Verschiedene junge Leute werden schon in ihren Kinderjahren auf auswärtige Schulen gebracht, genießen da die erste Ausbildung und Erziehung, und besuchen alsdenn die Universität: andere, und zwar der größte Theil, werden im väterlichen Hause bis gegen ihr zwanzigstes Jahr durch Privatlehrer unterrichtet, und dann, je nachdem das Vermögen ihrer Aeltern es erlaube,

und

*) Vor ohngefähr zehn Jahren stiftete der jetzt regierende Herzog ein akademisches Gymnasium zu Mitau, allwo zur größten Freude des glorreichen Stifters bereits verschiedene brauchbare und tüchtige Subjekte erzogen worden sind.

und ihre eigene künftige Bestimmung es erfordert, theils in Kriegsdienste, theils auf Universitäten geschickt. Wenn nun von diesen letztern, diejenigen, die der Absicht ihrer Aeltern gemäß, und ihrer eignen Bestimmung entsprechend, sich bereits Kenntnisse der Art erworben, vermittelst welcher sie ihrem Vaterlande als rechtschaffene, geschickte und thätige Bürger nützlich werden können — wenn diejenigen, nicht zufrieden mit den auf der Universität erworbenen Kenntnissen, den heissen Wunsch äußern, noch andere fremde Länder zu besuchen, um hiedurch theils das Mangelhafte ihrer Kenntnisse zu ergänzen, theils das Leere nach Möglichkeit anzufüllen; was ist da natürlicher, billiger und gerechter, als daß Aeltern, die Vermögen besitzen, solche Jünglinge einige Zeit reisen lassen, und den dazu nöthigen Aufwand keinesweges scheuen? Ein Beyspiel hievon ist mir Kleont, der Sohn eines reichen Mannes in unserm Vaterlande. Mit einem guten Vorrathe von Schulkenntnissen versehen, zog Kleont in seinem achtzehnten Jahre auf die Universität zu P^o. Hier studirte er die Rechte, die Philosophie, die Mathematik, die alte und neue Geschichte, die Natur-

lehre

lehre und Naturgeschichte, die Statistk und einige Kamerateilwissenschaften, und erlernte aufer der französischen auch noch einige lebendige Sprachen. Bereichert mit den wichtigsten und fürnehmsten Kenntnissen in diesen eben ist genannten Fächern, (denn Kleont wußte sehr wohl, daß er ist erst angefangen habe zu studiren) verließ unser Jüngling nach einem dreyjährigen Aufenthalte die Universität, und trat unter den lieblichsten und segenvollsten Begleitungen seiner Lehrer und Freunde seine Reisen in andere Länder an. Hier erwarb er sich genaue und sichere Kenntnisse von den verschiedenen Regierungarten, von nützlichen Policeyordnungen, von guten Erziehungsanstalten, vom Aufkommen und Verfall der Wissenschaften, Künste, Manufakturen, Fabriken, des Ackerbaus und Handels der Länder, die er besuchte. Hier beobachtete er das, was ihm für sein Vaterland anwendbar schien, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und größerem Fleiße; lernte Menschen von allen Ständen und von verschiedenen Gemüthsarten in mancherley Geschäften kennen; verschaffte sich den Zutritt in den Häusern der Vornehmen und Reichen, ohne jedoch

die Gesellschaften und kleinen Zirkel des Mittelstandes zu versäumen, weil er überzeugt war, daß man Reiche und Arme, Vornehme und Geringe kennen müsse, um von den Sitten und Gebräuchen einer ganzen Nation urtheilen zu können. Nicht minder nahm Kleont Theil an den öffentlichen Anstalten, die zum Vergnügen und zur Belustigung des Menschen dienen, und worin fast jedes Land und jeder Ort sein eignes und vorzügliches hat; er hegte den Grundsatz, ein Jüngling müsse den Menschen überall aufsuchen — er müsse Tugenden und Laster kennen lernen; darum besuchte er Bälle, Redouten, Schauspiele, Klubs &c. Kleidete sich nach jeder Landesart, ohne jedoch hierinn sein höchstes Gut zu finden, oder seine Aufmerksamkeit von wichtigern Vorwürfen abzuziehen. So verlebte Kleont zwey Jahre auf Reisen, führte ein getreues und richtiges Tagebuch von alle dem, was er gesehen und erlernt hatte, und kehrte endlich zur großen Freude seiner Aeltern in sein Vaterland zurück. Ist lebt Kleont verheurathet und als Vater einer zahlreichen Familie auf seinen Gütern. Hauptsächlich beschäftigt ihn die Erziehung seiner Kinder und die Sorge für

das

das Wohl und die Glückseligkeit seiner Untertanen. Seine Frau, seine Kinder, seine Untertanen, seine Nachbarn und seine Freunde — alle lieben, ehren, schätzen ihn hoch; und da er sich nicht minder rechtschaffen und thätig in den öffentlichen Angelegenheiten unsers Vaterlandes bewiesen hat, so steht er bey unserm Publikum in einem Ansehen, dessen sich nur wenige zu rühmen wissen.

Ich könnte noch mehr von Kleont sagen; allein schon dieß ist hinreichend, zu zeigen, von welchem unendlich großem Nutzen das Reisen in fremde Länder nicht nur für jeden einzelnen Bürger des Staats sey, sondern wer von meinen Lesern sollte nicht völlig überzeugt seyn, daß durch solche geschickte und gebildete Männer, als Kleont, jeder Staat glücklich werden, und wahre Kultur und Aufklärung des Landes befördert werden müsse? Aber — — es klingt hart, und wird das Ohr mancher meiner Landsleute beleidigen — aber wie wenige Kleonte besitzt unser Vaterland! welche eine kleine Anzahl unserer Reisenden durchwandert mit jener Aufmerksamkeit, jenem Fleiße und jenem Beobachtungsgeiste die Länder Europens! Schicken nicht

nicht manche Aeltern bloß aus Mode ihre Kinder in fremde Länder, um ihnen das letzte Gepräge eines erwachsenen Mannes zu geben? Wie manche junge Leute verlassen das väterliche Haus noch ganz roh und ungebildet, ohne alle Vorerkenntnisse in Wissenschaften, und fühlen sich dennoch äußerst gekränkt, wenn ihre Aeltern ihnen gleichfalls aus Mode einen lateinischen Pedanten als Führer mitgeben! Wie manche junge Leute haben nicht in wenigen Jahren ihr ganzes Vermögen auf Reisen verschwendet, — haben nichts gelernt, als nur die elende Rolle eines französischen, englischen oder italienischen Stuzers zu spielen — haben den Hang zur Heppigkeit und Pracht in Kleidungen und Wohlleben in unserm Vaterlande verbreitet, und hierdurch den Verfall mancher Familie verursacht, — sind diejenigen, denen wir den Luxus, der leider schon den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, einzig und allein zu danken haben — haben ihre Jugendjahre müßig und trunken in Wollüsten verlebt, sich kränklich und gewissermaßen unfähig zu allen Arten von Geschäften gemacht, so daß sie jetzt als dem Staate unbrauchbare und lästige

läßige Glieder, von der Gnade und der Barmherzigkeit ihrer vermögenden Anverwandten leben müssen. Ja schrecklich — schrecklich und traurig sind Beyspiele dieser Art, deren wir leider manche in den letztern zwanzig Jahren erlebt haben. Was soll ich hier vom Nutzen der Reisen sagen? Wie soll ich, ohne roth zu werden, zu behaupten wagen, daß das Reisen unserer jungen Herren unserm Staate heilsam sey, oder zur Kultur und Aufklärung unserer Nation diene? Ueberall, wo ich hinblicke, zeigen sich meinem Auge die schlimmsten Folgen von dem Schaden, den das Ganze hiedurch erlitten hat. Hier sehe ich Aeltern, die schwach genug waren, ihr ganzes Vermögen einem Nichtswürdigen, der ihr Abgott war, aufzuopfern, und ist in ihrem Alter in Noth und Elend darben müssen; dort sehe ich einen dreyßigjährigen Greis einherschleichen, auf dessen todtenbleichem Gesichte Krankheit der Seele und des Körpers, Schaam und Gewissensbisse die unauslöschlichsten Züge geprägt haben, und den seine ige Noth öfters zu Niederträchtigkeiten verleitet, die seine Seele selbst verabscheuen muß. Aufrichtigkeit bin ich meinen Lesern

Lesern schuldig: ich behaupte daher, daß der jetzt so große Geldmangel in unserm Lande ebenfalls eine natürliche Folge des auf Reisen so viel verschwendeten Geldes sey. Ein deutlicher Beweis hiervon ist dieß, daß die Summe des einkommenen Geldes von den letztern Jahren geringer ist, als die Summe des ausgegangenen Geldes, und daß folglich, obgleich die Einkünfte unserer Landgüter durch eine bessere Kultur des Ackerbaues sehr vermehrt worden, dennoch weniger baares Geld im Publikum cirkulire, als vor jenen zehn Jahren. Sollte nun noch dieß hinzukommen, daß verschiedene reiche Partikuliers, um froher und glücklicher zu leben, ihre Renten auswärtis verzehren würden, so muß nicht nur der Geldmangel jährlich größer werden, sondern echter Patriotismus und der edle republikanische Geist zur Freyheit, worin sich von jeher unsere Nation unter allen Republikanern mit so glücklichem Erfolge ausgezeichnet hat, muß sich allmählig verlieren; Unzufriedenheit und Elend muß an die Stelle des edlen Stolzes und ehemaligen Reichthums unserer Nation treten; so wie die Zerrüttung und der Umsturz des Staats eine unausbleibliche

bleibliche und gewisse Folge von der Verschwendung und wenigen Vaterlandsliebe seiner Einwohner seyn muß.

Nun noch ein paar Worte an euch, ihr Aeltern, die ihr noch unerzogene Kinder habt. Möge doch das traurige Beyspiel anderer Aeltern euch abschrecken und vorsichtig machen! Gebt euren Kindern frühzeitig eine gute Erziehung, und unterrichtet selbige hauptsächlich von den Pflichten, die sie dem höchsten Wesen, euch Aeltern und dem ganzen Staate schuldig sind. Der Zweck des Staats ist allgemeine Glückseligkeit: dieß zu befördern, sey ihre heiligste Pflicht. Studirt aber auch sorgfältig das Temperament, den Charakter und die Fähigkeiten eurer Kinder, damit dieß die Richtschnur sey, nach welcher ihr die Bestimmung eurer Kinder abmisset. Nicht alle haben gleiche Geistesfähigkeiten — nicht alle sind von gleicher Leibesstärke und Gesundheit. Die Erziehung vermag über beydes viel — unendlich viel. Ich sage nochmals, seyd vorsichtig in der Wahl der Bestimmungen, die ihr euren Kindern geben wollt, denn hievon hängt fast immer das Glück oder Unglück eurer Kinder ab.

ab. Macht aber auch einen wesentlichen Unterschied im Unterrichte, den ihr denjenigen gebt, die zu Kriegsdiensten bestimmt sind, und dem, welchen diejenigen erhalten, die studiren und dereinst angesehen und theilnehmende Bürger des Staats werden sollen. Schickt eure Kinder, die sich den Kriegsdiensten widmen, auf das späteste in einem Alter von sechszehn Jahren, nach dem Orte ihrer Bestimmung, damit selbige sich zeitig zu der Härte und zu den Beschwerlichkeiten dieses Standes gewöhnen, und doch auch in einem männlichen Alter die Früchte ihrer Jugendarbeiten genießen können. Ihr Väter, die ihr vorzüglich reich seyd, ihr habt noch vor den übrigen ein wesentliches Stück der Erziehung zu beobachten. Es besteht darinn, daß ihr mit der größten Sorgfalt eure Kinder zur Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnung und Bescheidenheit gewöhnet; denn es ist ja ohnedem das Unglück eurer Kinder, daß sie von den Schmarozern, mit denen fast immer eure Häuser angefüllt sind, geschmeichelt werden, und schon in der zarten Jugend falsche Begriffe von dem nichtigen Werthe des Reichthums durch diese niedrige Seelen erhalten.

ten. Ein mehreres euch zu sagen, halte ich für
überflüssig. Beobachtet nur diese wesentliche Stü-
cke der Erziehung: sicher — ganz sicher werdet ihr
Männer erziehen, die euch Aeltern Freude, und dem
Staate Nutzen und Vortheil bringen werden, und
wie wird dann jeder denkende und rechtschaffene
Mann euch Aeltern und unser Vaterland glücklich
preisen!

Anekdoten aus der Geschichte des Zweykampfs.

Die Erziehung des Adels trägt sehr viel zum Gebrauche des Duellirens bey, der sich lange erhalten und auch wieder mit den heutigen Monarchien angefangen hat. Die Art einen Proceß durch einen rechtsförmigen Zweykampf zu beendigen, wurde bey den occidentalischen Christen Mode. Im Orient duellirt man sich nicht. Der erste Zweykampf geschah unter Cäsarn, welchen er auch in seinen Commentarien bemerkt. Er sagt: Zwey von seinen Centurionen oder Hauptleuten, die lange gegen einander eifersüchtig und feindselig gewesen, haben ihren Streit durch Ausforderung entschieden, daß, wer von ihnen beyden sich am tapfersten und edelsten in der nächsten Schlacht betragen würde, Recht behalten sollte. Der eine von ihnen hatte eine ganze Menge Feinde getödtet und geschlagen, wurde zuletzt sehr verwundet und endlich gar zu Boden getreten: sein Gegner, der dieß sah, eilte ihm unverzüglich zu Hülfe und erhielt den Preis. Auf diese Art duellirten sich die Römer.

Das allerälteste Denkmal der Duelle, durch königliche Urtheile geordnet, ist das Duellgesetz des Condebaut von Bourgingnon, eines Prinzen aus deutschem Blute, der Burgund eroberte. Dieselbe Rechtskunde war damals im ganzen Occident festgesetzt. Die alten Gesetze der Katalonier vom gelehrten du Cange citirt, wie auch die Gesetze der alten Bayern, zeigen viele Fälle an, wo der Zweykampf ausdrücklich geboten ist.

Eben diese Rechtskunden und Statuten waren, so wie zu den damaligen Zeiten viele andere gesetzliche Anordnungen der Gesetzgeber, weise und richtig. Ludwig der Heilige z. E. ertheilte ein Duellmandat, daß ein Waffenträger von einem Kleinbürger angeklagt, zu Pferde wider letztern, und ein Kleinbürger von einem Waffenträger zu Fuße wider erstern, mit tödtlichen Waffen erscheinen und sich schlagen solle. Er verbietet auch in dieser Klausel, daß kein junger Mensch unter zwanzig, und kein Greis über sechzig sich duelliren dürfe.

Das Frauenzimmer und die Geistlichkeit erwählten Streiter, die sich ihrer Handel wegen die Hälse brechen mußten. Das Glück, die Ehre und
der

der gute Name war also einer gutgetroffenen Wahl unterworfen. Oft geschah es auch, daß die Priester selbst jemanden provocirten, auch einen Duell annahmen, und sich in der öffentlichen Streitbahn schlugen. Wilhelm der Eroberer setzte in seinen Konstitutionen diesen Punkt ausdrücklich ein, daß kein Klerikus oder Abt sich ohne Gutachten und Beysehn des Bischofs duelliren solle.

Aus Ludwig des Heiligen und andern königlichen Duellverordnungen, von denen du Sange Meldung thut, sieht man, daß die Ueberwundenen gehängt, enthauptet oder verstümmelt wurden. Dieß war ein Ehrengesetz, und mit der Unterschrift und dem Insegel eines heiligen Königs bekräftigt.

Zu Zeiten Ludwig des Jüngern waren die Duellmandate um etwas geläuterter. Er setzte 1168 in den Statuten fest, daß der Zweykampf nur da erlaubt sey, wo sich der Streit zum wenigsten auf fünf Ehaler beliefe.

Philipp der Schöne ließ einen großen Kodex über die Duelle publiciren, daß, wenn der Kläger durch einen Anwalt oder Bevollmächtigten, Jemanden zum Zweykampf wollte provociren lassen, er,

der

dergestalt und in folgenden Worten sich vor Gericht erklären müssen. Unser Suverain Herr 2c. 2c. 2c. Da ich durch wahres Unvermögen meines Körpers (um Schwäche oder Krankheit halber) einen mir gefolgtten Edelmann habe erwählen können und auch wirklich erwählt habe, der in meiner Gegenwart, oder auch in Abwesenheit meiner, mit dem Beystande des Höchsten, der heiligen Maria, und der Hülfe des gnädigen Herrn, des heiligen Georg, seine aufrichtige Schuldigkeit auf meine Kosten und auf meinen Schaden oder Gewinnst u. s. w.

Die zwey Widersacher, oder ihre Bravo Bastardos (oder, wie wir sie nennen, Klopsechter) erschienen am bemeldeten Tage in der achtzig Fuß langen und vierzig Fuß breiten, mit bewaffneten Gerichtsboten besetzten Streitbahn; sie stellten sich zu Pferde, mit heruntergelassenem Wiser, das Schwert in der Faust und einen Degen und Streitmesser an der Seite. Es war ihnen auch ausdrücklich geboten, in ihrem Panier ein Krucifix, ein Gemälde der Jungfrau Maria, oder einer Heiligen zu haben. Die Wapenherolde rangirten die

Zu,

schauer zu Fuß in der Reitbahn. Wer zu Pferde erschien, wurde folgendermaßen gestraft, — ein Edelmann verlor seine ganze Montur und der Bürger ein Ohr. Der Marschall, von einem Geistlichen begleitet, ließ die beyden Kämpfer bey einem Crucifix schwören, daß ihre Sache rechtlich sey, und daß sie keine bezauberte Waffen besäßen; sie riefen den gnädigen Herrn, den heil. Georg, zum Zeugen, und entsagten dem Paradiese bey betroffener Unwahrheit. Nachdem diese Gotteslästerungen gesprochen waren, schrie der Duellmarschall: Laßt sie gehen, und warf einen Handschuh hin; die Duellanten ritten auf einander los, ermordeten sich rechtlich — und die Waffen gehörten dem Marschall.

Dieselben Formalitäten wurden auch in England beobachtet: allein in Deutschland waren sie nicht ganz die nämlichen. Man findet in dem Ehrentheater und in einigen alten Chroniken, daß die Hallen und Marktplätze in Schwaben die Streibahn der Duellanten gewesen sind. Die zwey Ausforderer kamen zu den vornehmsten Gerichtspersonen, und baten um die Erlaubniß, die Streibahn dieses

dieses oder jenes Processes wegen betreten zu dürfen. Dieß geschah denn im Beyseyn der Gerechtigkeit und der ganzen Stadt. Man gab einem jeden Duellanten einen Pather und Beichtwater: das Volk sang ein Libera, — am Ende des Kampfplatzes wurde eine Todtenbahre mit Pechfackeln für den Ueberwundenen hingestellt — und sie brachten sich in optima forma um. Die nämliche Ceremonie wurde auch in verschiedenen andern Städten Teuschlands befolgt.

So sind fast in ganz Europa Streitbahnen bis ins dreyzehnte Jahrhundert gewesen: und von diesen Duellgesetzen entspringt das Sprichwort: Die Todten haben Unrecht, und der Geschlagene bezahlt die Zeche.

Die Parlementer in Frankreich verordneten bey allen processualischen Streitigkeiten den Zweykampf — so wie sie z. E. ist eine Bewahrung schriftlich oder durch Zeugen dekretiren.

Unter Philipp von Valois (1343) ertheilte das Parlement ein Urtheil, es sey nöthig und rechtmäßig, daß die Chevalliers Bervins und Dubois sich im Zweykampfe tödten müssen: weil Bervins angezeigt

zeigt habe, daß Dubois Ihre Durchl. den König von Frankreich habe beheren wollen.

Der Zweykampf der Legris und Carrouge, vom Parlement, unter Karl dem Vierten, dekretirt, ist noch heutiges Tages merkwürdig. Es war die Frage: ob Legris wirklich bey Madame de Courrouge, wider oder mit ihrem Willen, geschlafen habe? In unsern Zeiten würde man sich ganz ergebenst für solche Untersuchungen bedanken.

Lange nachdem (1442) deklarirte das Parlement in einer Anklage des Ritters Paturin und Herrn von Fanchon, daß ihre Sache nicht wichtig genug sey, eine rechtliche Ausforderung zu erlauben, und daß ein ernstliches und ungesälshetes Zeugniß und Aussage der Zeugen erforderlich sey, um den Zweykampf gesetzmäßig zu verordnen.

Dieser ernsthafte Fall ereignete sich 1454. Ein Chevalier, Jean Mliard, war angeklagt, er habe seine eigene Tochter gemißbraucht. Das Parlement ertheilte den obrigkeitlichen Spruch in dieser Sache, daß der Chevalier Jean Mliard sich ohne Verzug mit dem Manne seiner Tochter duelliren solle. Das Ehrentheater bemerkt den Ausgang der Sache

He nicht weiter. Aber dem sey nun wie ihm wolle, so verordnete doch das Parlament einen Werd zwischen Vater und Sohn, um Blutschande zu bestätigen.

Die Bischöfe und Aebte ahmten den Parlemen- tern und geheimen Konseil des Königs nach, und verordneten in ihren Territorien die gesetzlichen Duelle. Ives von Chartres wirft dem Erzbischofe von Sens und dem Bischofe von Orleans vor, sie haben das Duelliren zu oft und um Kleinigkeiten wegen, autorisirt. Geoffroi du Maine, Bischof von Angers, befehligte (1100) die Mönche von St. Ger- ga, durch den Zweykampf zu beweisen, daß ihnen gewisse Lehende zukämen: und einer der Mönche, ein handfester Patron, gewann ihren Proceß durch derbe Stockprügel, die er austheilte und erhielt.

Unter dem letzten Herzoge von Burgund genos- sen die Bürger in den Städten von Flandern das Recht, ihre Präensionen mit einem Schild in der einen und einer knotigen Keule in der andern Hand, zu beweisen: sie bestrichen ihr Oberkleid mit Talg: (weil sie gehört hatten, daß die Athleten und Gla- diatoren sich den Leib mit Del beschmierten.) darauf

steckten sie ihre Hände in ein Gefäß mit Asche, nahmen Honig in den Mund, keulten sich zu Tode, und der Poltron wurde aufgehängt.

Die ganze Liste der von Souverainen in Streitbahnen verordneten Duelle hier herzusetzen, wäre zu weitläufig. Franz der Erste, König von Frankreich, setzte zwey, und sein Sohn Heinrich der Zweyte, auch nur zwey Duelle an. Der erste vom letztern Könige dekretirte Zweykampf, war des Jarnacs und de la Chataigneraye, 1547. Dieser behauptete, Jarnac lege sich alle Nacht zu seiner Schwiegermutter — der hingegen läugnete diese Anklage. Gab dieß Ursache genug, daß ein Monarch, mit Zuziehung seiner weisen Rätke, über diese nichtige und ungewisse Klage, ein Duellmandat ausfertigen ließ? und zwar dergestalt, daß die beyden Widersacher sich in seiner, der Rätke und des Volks Gegenwart die Hälse brechen sollten? Aber so waren die damaligen Zeiten. Die zwey Duellanten erschienen, schwuren beym Evangelium, daß sie sich um der Wahrheit willen duelliren wollten, und daß sie weder gewisse mystische Worte besäßen, Zauberrey brauchten, oder sich auf irgend eine Art festgemacht

macht hätten. Der Zweykampf gieng vor sich: la Ebataigneraye blieb auf dem Platz, und Heinrich schwur, nie wieder ein Duellmandat ausfertigen zu lassen: allein zwey Jahre darnach unterschrieb er ein Duellurtheil, in welchem ausdrücklich verordnet war, daß sich zwey junge von Adel öffentlich in der Streitbahn zu Sedan, in Gegenwart des Marschalls de la Mark, regierenden Fürsten von Sedan, schlagen sollten. Heinrich glaubte seinen Eid nicht zu brechen, weil in diesem Urtheile seine Meynung war, daß die beyden Herren sich außerhalb seines Reichs ermorden sollten. Der Hof zu Lothringen widersetzte sich förmlich der Ehre, die der Marschall de la Mark erhalten hatte, schickte auch ohne Unstand nach Sedan, und ließ folgendermaßen protestiren: daß, da alle Duelle zwischen dem Rhein und der Mosel, laut Reichsgesetzen, unter Verordnung und Beyßig der Souveraine von Lothringen, gehalten werden sollten und müßten, auch dieser Zweykampf zu Lothringen vor sich gehen müße u. s. w. Demohingeachtet schlugen sie sich doch zu Sedan.

Der Grund eines Duellmandats, aus Heinrichs

richs geheimen Konseil erteilt, war, daß einer von zweyen von Adel, de Daguereß, seine Hand in die Tasche des Unterkleides des andern, Mr. de Fendilles, gesteckt haben sollte. Dieser de Fendilles wurde in dem Duell stark verwundet, und gestand darauf, er habe Unrecht. Die Wappenherolde zerbrachen ihm seine Waffen und warfen ihn aus der Streitbahn: dieß war damals eine Strafe des Ueberwundenen. Aber ist's möglich, daß eine solche Kleinigkeit durch einen gesetzmäßigen Zweykampf entschieden wurde? Heutiges Tages würde man sie beyde ins Zollhaus schicken.

Man weiß nicht, ob man die Kartelle eines Königs an einen König, eines Prinzen an einen Prinzen, zu den gesetzmäßigen Duellen, oder zu den tapfern Thaten der alten Ritter, zählen soll; denn nur die zwey Arten gab es.

Als Karl von Anjou, Bruder des heil. Ludwig, und Peter von Arragonien, sich nach der siciliani- schen Vesper entzweyten, beschloffen sie, ihre Gerechtsame durch einen Zweykampf, und zwar, wie es Jean Baptiste Karaffa, in seiner Historie von Neapolis, beschreibt, unter Zulassung und Gutach-

ten Pabsts Martin des Vierten, zu entscheiden. Philipp, der Verwegene, König von Frankreich, schlug ihnen die Steitbahn zu Bordeaux vor. Nichts gleicht einem gesetzförmigern Zweykampfe. Karl von Anjou erschien am bemeldeten Tage und bestimmten Orte früh des Morgens — und ließ gerichtlich verschreiben, daß sein Gegner sich erst gegen Abend in der Steitbahn zu Bordeaux eingefunden habe. Peters von Arragonien Sekretär hingegen mußte eine Akte von Karls Versehen, nicht auf letztern gewartet zu haben, aufnehmen. Diese Ausforderung könnte ohne Widerrede in die Klasse der gesetzmäßigen Duelle registriert werden, wenn die beyden Könige wirklich so viel Neigung gehabt hätten, sich zu schlagen, als sich zu trogen.

Der Zweykampf, den Eduard der Dritte dem Philipp von Valois proponiren ließ, gehört zu den Duellen der alten Ritter. Philipp von Valois nahm ihn nicht an, weil ein Oberlehnsherr nicht von seinem Vasallen ausgefordert werden könne. Als aber nicht lange darauf der Vasall des Oberlehnsherrn Armee total geschlagen hatte, schickte Philipp ein Kartel an Eduard. Der Ueberwinder
lachte

lachte darüber, schlug die Provokation aus, und sagte, er wolle das nicht dem Zufalle eines lächerlichen Zweykampfs anvertrauen, was er durch Schlachten erobert habe.

Karl der Fünfte und Franz der Erste provozirten sich, schickten sich Kartelle zu, sagten einander, daß sie gelogen hätten, und schlugen sich doch nicht. Man hat auch in der That kein Beyspiel, daß sich Könige duellirt hätten. Aber die Zahl der Ritter, die im Duell gleichsam ihr Blut verprast haben, ist ungeheuer groß.

Ein Herzog von Bourbon schickte eine schriftliche Ausforderung im ganzen Lande und auch an andern Orten, herum, in welcher er bekannt machte, wie folgt: "Da ich Herzog von Bourbon ic. nicht in Unthätigkeit leben kann, so schlage ich in diesem meinem Kartel den blutigsten Zweykampf dem ersten besten Ritter, zur Ehre des schönen Geschlechts, vor ic."

Einer der berühmtesten Kartelle ist der des Jean de Berchin, Landshauptmanns und Ritters von großem Rufe. Dieser de Berchin ließ fast in allen Städten Europens Kartelle an Kirchen und

Thore schlagen, in welchen er anzeigte, daß er sich öffentlich, und zu aller Zeit, allein, oder auch selbst sechster mit dem Degen, der Lanze und Streitart, unter dem Schutze verschiedener Heiligen, des gnädigen Herrn, des heil. George, und seiner geliebten Dulcinea, duelliren wolle. Der Platz zu diesem fürchterlichen Duell war in der Stadt Conchy in Flandern bestimmt; allein niemand wollte sich mit diesem flamändischen Eisenbrecher einlassen. Er entschloß sich also eine Reise nach Frankreich und Spanien zu thun, immer vom Haupte bis auf den Zeh gewaffnet, Kartelle in der Tasche und Provokationen im Munde. Vom Erfolge seines wichtigen Unternehmens hat man nicht sichere Nachrichten; allein man sieht daraus deutlich, daß die Don Quichotte aus Flandern entsprungen sind.

Der gräßlichste Zweykampf, der jemals propo- nirt worden, ist der des letztern Herzogs von Gels- dern Arnout, oder Arnaud, dessen Staaten ans Haus Burgund fielen, darauf zum spanischen Nester- reich gehörten, und von denen ein Theil heutiges Tages frey ist. Adolph, ein Sohn dieses letzten Herzogs Arnout, führte (1470) zu Zeiten Karl des
Ber,

Berwegenen, Krieg wider seinen Vater, weil er, wie erß vor Karln deklarirte, überzeugt sey, daß sein Vater lange genug die Regierung geführt habe, nun aber an ihm die Reihe zu regieren wäre, und daß, wenn sein Vater der Herzog einen kleinen Gehalt von dreytausend Fl. annehmen wollte, er ihm denselben sehr getreu würde auszahlen lassen. Karl, der, ehe er unglücklich wurde, sehr mächtig war, schickte ihnen beyden ein Mandat zu, sich für ihn und sein Konseil zu stellen. Sie erschienen beyde: der Vater provocirte seinen Sohn in Gegenwart Karls und seines Konseils — und ersuchte den Herzog von Burgund, den Zweykampf in seinem Garten vollführen zu dürfen. Sein Sohn nahm die Ausforderung an; allein Karl gab es nicht zu. Der Vater enterbte seinen Sohn, trat seine Staaten an Karln ab, und Karl verlor diese Staaten, die seinigen, und sein Leben, in einem der ungerechtesten Kriege von der Welt.

Das was den Duellgesetzen einen großen Stoß gab, war die neue und verbesserte Art, regelmäßig Truppen wider Truppen anzuführen. Heinrich der Vierte z. C. machte eine Verbesserung und schaffte die

die

die Lanzen bey Jori ab: und so hat man immer auf Erfindungen gegrübelt, das Menschengeschlecht auszurotten. Meiner Meynung nach wärs am schicklichsten, so etwas dem Tode und den Aerzten zu überlassen. Die Tapferkeit eines Kriegsmannes bestand sonst darin, fest und über und über gewaffnet, auf einem schweren und unbeweglichen Saule, der eben so hoch als sein Reuter geharnischt war, steif und unbeweglich zu sitzen. Eben dieselbe Tapferkeit eines Soldaten unserer Zeiten ist, ganz langsam, ohne Harnisch und Helm, gegen hundert und mehr Kanonenmündungen, die oft auf einmal ganze Glieder niederreißen, zu marschiren.

Nachdem die gesetzmäßigen Duelle aufgehoben waren, die Ausforderungen der Ritter aber noch sehr beybehalten wurden; so stiegen die Duelle der Privatpersonen gleichsam zu wüthen an: ein jeder gab sich selbst bey dem geringsten Zwist das Recht, welches sonst die Parlementer, die Bischöfe und die Könige ertheilten.

Es waren weniger Duelle, da die Gerechtigkeit sie gesetzmäßig verordnete; als aber Mandate wider den Zweykampf ertheilt wurden, und Könige, beym

beym Antritt ihrer Regierung einen jeden Duellanten mit dem Tode zu bestrafen schwuren, hörten sie nicht auf, sich im Zweykampfe die Hälse zu brechen: und da entstanden denn auch die Sekundanten. Einer von den merkwürdigsten Duellen dieser Art, ist der, der Caylus, Maugiron und Livarot, wider Antraguët, Riberac und Schomberg, unter Heinrich dem Dritten. Dieser blutige Duell geschah in Paris, da wo ist Place royal und sonst das Palais des Kriminalgerichts war. Seitdem vergieng fast kein Tag, der sich nicht durch einen Zweykampf ausgezeichnet hätte. Die Duellwuth wurde so weit getrieben, daß niemand als Gené d'armes engagirt werden konnte, der nicht eiblich versicherte, sich vor Ausgange des Jahres zu duelliren, oder schon geschlagen hatte. Diese blutige Gewohnheit währte in Frankreich bis zu Ludwig des Bierzehnten Regierung.

Folgender Zweykampf, ob er gleich nicht zu den gefesmäßigen Duellen gehört, verdient doch seiner Hartnäckigkeit wegen hier bemerkt zu werden. Er wurde in England (1763) aus einer Handschrift bekannt gemacht, die in der Büchersammlung des Herrn

Herrn Goodwin, Verfassers der Lebensbeschreibung Heinrich des Sechsten, war gefunden worden, und aus der Sprache, in der sie geschrieben ist, läßt sich schließen, daß sie gegen das Ende der Regierung des genannten Königs müsse abgefaßt seyn, und die Begebenheit sich zugetragen haben. Die Handschrift enthält Folgendes:

Der Herzog von B. — an den Lord B. —

My Lord!

Die Beleidigung, die Sie mir diese Nacht auf dem Balle des kaiserlichen Gesandten zusügten, würde ein Zeugniß wider mich seyn, daß ich des Charakters, den ich bekleide, nicht werth sey, wenn ich sie ungeahndet hingehen liesse. Wenn ich beweise, daß ich der irrende Ritter bin, für den Sie mich bey der edlen Lady, durch einen unüberlegten Ausdruck, zu machen suchten, so wird das vielleicht das allerangenehmste Mittel seyn, ihre Galle zu beruhigen: überzeugen Sie mich demnach, daß Sie mehr Edelmann sind, als ich von Ihnen zu glauben Ursache habe, und treffen Sie mich morgen des Morgens, genau um halb sechs, bey dem ersten

Baume

Baume, hinter der Herberge in Hyde-Park, und damit kein Vorwand zu Verzögerung sey, so habe ich mit dem Ueberbringer dieses zwey Degen geschickt, unter denen ich Ihnen die Freyheit gebe, einen zu wählen; und was Ihnen sonst belieben wird, für Bedingungen des Gefechts vorzuschreiben, will ich für genehm halten. Unterdessen wünsche ich Ew. Herrlichkeit wohl zu ruhen.

Whitehall um neun Uhr.

B. —

Lord B — s — Antwort auf obiges:

Ew. Gnaden Bottschaft habe ich empfangen und nehme den Inhalt davon an. Es würde mir unangenehm fallen, wenn ich sollte genöthigt seyn, die Ansprüche aufzugeben, da Ew. Gn. mir die Freyheit geben, einen Degen zu wählen, es wäre denn, daß Ew. Gn. dieser Art von Ceremonien so wenig gewohnt sind, daß es Ihnen schon vergessen ist, daß der Ausforderer sonst die Wahl der Waffen hat. Unterdessen ist das eine Kleinigkeit. Die Bedingungen überlasse ich unsern Sekundanten auszumachen, und werde nicht ermangeln zur

bestimmten Zeit zu erscheinen, und wünsche Ew. Gnaden eine sehr gute Nacht.

Lavendish Square um eils Uhr.

B —.

Nachdem der Lord diese Antwort geschrieben hatte, besuchte er verschiedene Freunde, und als er in dem Hause der Lady Nottingham war, bemerkte man an ihm sehr viel Scherzhaftes und Aufgeräumtes, so daß ein junges Frauenzimmer, nach seinem Abschiede, die Anmerkung machte, daß Se. Herrlichkeit was sehr Angenehmes von der Gräfinn von E. — müße gehört haben, in die er, wie man wußte, sterblich verliebt war. Von da gieng er zum Generallieutenant D'Lee, welchen Herrn er sich zum Sekundanten zu ersehen gedachte, und in dessen Hause, in der St. Jamesstraße, er die Nacht zubrachte.

Um vier Uhr des Morgens erwachte Se. Herrlichkeit und stand ganz leise auf, ohne von seinem Schlafgesellen, wie er glaubte, bemerkt zu werden, kleidete sich an, hieng sich den Degen um, schraubte in die Pistolen zwey agathne Steine, und ladete die Pistolen: allein, weil es ihm einfiel, daß des Her-

Herzogs Sekundant sie laden zu sehen verlangen würde, so zog er die Ladung wieder heraus. Um diese Zeit war der Generallieutenant erwacht, und sahe dem Lord heimlich zu. Hierauf knieete der Lord vor einem kleinen Tispißische nieder, und schien eine Stunde lang sehr andächtig zu beten, wobey er zu wiederholtenmalen so laut, daß man's verstehen konnte, der Fehlritte seiner Jugend erwähnte, und mit innigstem Eifer bat, daß der Allmächtige ihm solche nicht zurechnen möchte. Nachdem er zu beten geendigt hatte, stand er vom Knieen auf und bat den Generallieutenant, sich fertig zu machen, weil er den Herzog nicht gern einen Augenblick wollte warten lassen, da es ein regniger Morgen und dazu ziemlich kalt sey. Als sie beyde fertig waren, fehlte noch eine halbe Stunde an der bestimmten Zeit. Der Generallieutenant D'Lee verlangte des Lords Degen zu besehen, und untersuchte die Spitze und Klinge sehr sorgfältig, worauf er ihm denselben wiedergab und sagte: Erw. Herrlichkeit, ich wünschte von Herzen, daß Sie ihn bey einer dem Vaterlande nützlichen Gelegenheit gebrauchen würden. Der Lord antwortete: es ist wahr,

wahr,

wahr, diese Sache kann von geringem Belange für das Vaterland seyn, sie habe auch einen Ausgang, welchen sie will. Eben als der Lord die Thüre zum Weggehen aufmachte, fragte ihn der Generallieutenant, ob Se. Herrlichkeit auch noch was auf ihrem Herzen hätten, ihm zu sagen; worauf der Lord versetzte: es sey sehr gut, daß er ihn daran erinnere, und übergab ihm einen Brief an die Gräfin von E — und bat ihn, solchen ihr eigenhändig zu überreichen, und unter keinerley Betracht jemanden anders anzuvertrauen: was seine häusliche Geschäfte anbeträfe, so habe er solche in seinem letzten Willen gehörig angeordnet.

Hierauf verließen sie augenblicklich das Zimmer, und kamen etwas vor der bestimmten Zeit an dem abgeredeten Orte an. Sie giengen einige male auf und nieder. Der Lord wunderte sich über des Herzogs Verzug; es war aber nach des Generallieutenants O'Lee Uhr noch nicht zwey Minuten über halb sechs, als er in Begleitung eines Sekundanten ankam. Er bot dem Lord einen guten Morgen, und sagte, er hoffe, daß sie auf ihn nicht lange gewartet hätten; worauf er nach
seiner

seiner Uhr sahe, und sagte: ich habe es auf den Punkt getroffen, ich möchte bey solcher Gelegenheit lieber des Todes seyn, als meine Zusage brechen. Der Lord sagte eben das, und setzte hinzu: ob wir gleich ein wenig gewartet, so haben wir doch noch Zeit genug, das Geschäft zu Ende zu bringen, warum wir hier sind. Der Herzog erwiederte: je geschwinder es abgemacht ist, um destomehr Zeit wird uns hernach übrig bleiben. Während dieser Zeit maßen die Sekundanten die Degen und lade- ten des Gegners Pistolen. Hierauf kamen sie zu folgenden Bedingungen:

Erstlich: Die Herren sollten bey dem Abfeuren jedesmal nicht weniger als achtehalb Ellen (Fards) von einander entfernt stehen.

Zweytens: Wenn einer von ihnen bey dem ersten Lobbrennen verwundet wäre: so sollte der Zwey- kampf zu Ende seyn, im Falle der Verwundete ge- stehen wollte, daß sein Leben in seines Gegners Händen sey.

Drittens: Während des Abfeurens und De- genziehens sollte keine Zeit bestimmt werden, son- dern wenn die Pistolen verschossen worden, sollte jeder

Jeder die Freyheit haben, sogleich den Degen zu ziehen, und zu sehen, wie er dem Gegner den ersten Stoß beybrächte.

Viertens: Wenn im Gefecht einer von den beyden Duellanten, wie in dem zweyten Artikel bestimmt worden, wegen einer Wunde, oder falschen Schritts, oder anderer Ursachen halber, sich für überwunden erkennete, so sollte der Zweykampf aufhören.

Beide Gegner gaben zu diesen Artikeln ihre Einwilligung. Der Herzog zog seinen Oberrock ab. Hierauf trat des Lords Sekundant zum Herzoge, und wollte ihm die Weste aufknöpfen; worauf der Herzog mit einigem Unwillen sagte: halten Sie mich für einen Mann von so schlechter Ehre, daß ich durch solche Niederträchtigkeit mich schämen, und mein Schild unter meiner Weste verstecken sollte? Der Generallieutenant bat Sr. Gnaden um Verzeihung, und sagte: er sey auf seine Ehre verbunden, darauf zu sehen, daß der Sache, der er sich angenommen, Gerechtigkeit wiederführe. Eben diese Ceremonie wurde von dem Sekundanten des Herzogs gegen den Lord auch beobachtet.

Beyde Duellanten waren nunmehr fertig, als der Lord sagte: Nun Ew. Gn. wo es Ihnen beliebt, so laßt uns anfangen; worauf sie augenblicklich beyde in den Kreis traten. Der Herzog feuerte und verfehlte; der Lord aber zielte gut und verwundete seinen Gegner am Halse. Darauf wurden beyde Pistolen nochmals geladen, da denn der Lord auch eine kleine Wunde bekam. Sodann zogen Sie augenblicklich die Degen und fielen wüthend über einander her, indem alle beyde mehr auf des Gegners Tod, als auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu seyn schienen. Bey dem ersten oder zweyten Ansatze verwickelte der Lord die Spitze seines Schubes in einen Grasrasen, und fiel auf der rechten Seite, indem er einem Stoß seines Gegners ausweichen wollte; er stützte sich aber doch auf die Hand, in der er den Degen hielt, sprang mit unbegreiflicher Geschicklichkeit zurück, und wich dem Stoß aus, der gerade auf sein Herz zielte. Hierauf folgte ein kleiner Stillstand, und des Herzogs Sekundant schlug dem Lord eine Ausöhnung vor: allein beyder Durst nach des andern Blute gestattete keinen Vergleich. Des Herzogs Rache

stieg

stieg zu einer solchen Wuth, daß er schwur, wo
 künftig einer von den Sekundanten sich ferner me-
 liren würde, so wolle er ihm mit dem Degen durch
 den Leib rennen. Die Sekundanten zogen sich ab-
 so in die ihnen bestimmte Entfernung zurück. Als
 sie in dieser Zwischenzeit einigemal einander die
 Stöße ausparirt hatten, kamen sie zu einer solchen
 Stellung, wo nothwendig einer sich den Weg durch
 des andern Leib eröffnen mußte; in dieser Lage
 waren sie fast eine Minute lang, und bemüheten
 sich, sich von einander los zu machen; bey welcher
 Gelegenheit des Herzogs Degen in des Lords De-
 gengefäß mit der Spitze stecken blieb. Der Lord be-
 merkte es nicht, und auf diese Art konnte der Her-
 zog sich wieder in seine Vorthelle setzen, ehe noch
 der Erfolg, den dieser Zufall hätte haben können,
 ausgeführt werden konnte. Endlich bey so hefti-
 gem Anstrengen, sprangen beyden die Degen aus
 den Händen; allein dieser Zufall verursachte kei-
 nen Augenblick Stillstand, sondern da beyde zu-
 gleich wieder ihre Degen ergriffen, so hub der Zwey-
 kampf sich mit eben solcher Wuth von neuem an.
 Nun hatte der Lord einen Stoß in die innre Hälfte
 des

des rechten Arms, der gerade fort bis zum Ellenbogen gedrungen war, bekommen, und der Herzog erhielt einen Stoß gerade auf die rechte Brustwarze. Da dergestalt des Lords Degen fest saß, so hatte er zu seiner Vertheidigung nichts, als den bloßen unbewährten Arm. Nun befand sich freylich der Herzog in einer gefährlichen Lage, allein er hatte auch den Leib seines Gegners ohne Schutz vor sich. Unterdessen schlug dieser sehr beherzt verschiedene Stöße mit der bloßen Hand aus; da ihm aber dieselbe sehr verwundet und fast verstümmelt wurde, so hatte endlich der Herzog Gelegenheit dem Lord eine Rippe unterm Herzen zu treffen. In dieser rührenden Stellung blieben sie eine Weile, über und über mit Blut bedeckt. Beyde Sekundanten traten hinzu, und baten, daß sie doch ihren gegenwärtigen Zustand betrachten möchten, und endlich an einen Vergleich denken sollten; allein keiner von beyden wollte einwilligen aufzuhören, bis endlich der Lord, der mehr verwundet war und heftiger geblutet hatte, ohne Empfindung hinsiel, und in dem Fallen seinen Degen dem Herzog aus dem Leibe zog; aber ehe er noch ganz niedergefallen war,

war, erholte er sich ein wenig, erhob sich, stolperte vorwärts, fiel mit dem Fuß über den Degen und brach denselben in Stücken. Da der Herzog sahe, daß der Lord ganz außer Stande war, sich weiter zu vertheidigen, zerbrach er seinen Degen auch und fiel mit den innigsten Zeichen des Schmerzes und Mitleids dem Lord um den Hals und beyde gaben ihren Geist auf, ehe noch Hülfe geschafft werden konnte; obgleich Dr. Fountain vom Herzoge Befehl erhalten hatte, nicht auszugehen, um in der Noth bey der Hand zu seyn.

So fielen zween beherzte Männer, deren Tapferkeit, von dieser Art, nicht leicht in der Geschichte was Aehnliches hat.

Ueber die Ausrottung des Hederichs
und andern schädlichen Unkrauts.

Welch einen Schaden Hederich und Rübfaat (lett. Pehrkonēs) in den Sommerfeldern anrichten, ist in keinem Jahre so auffallend gewesen, als in dem verflohenen. Fast aller Orten haben diese bösen Gäste den Pflanzen die beste Nahrung geraubet, ja an unzähligen Stellen sie ganz unterdrückt. Ist denn kein Mittel vorhanden, diesem Unheile zu begegnen? O ja, man jäte ihn aus, wie Eckhart lehret. Dieß ist unstreitig das sicherste Mittel. Aber wie bey nahe unmöglich ist dieses bey großen Feldern und wenig Händen, wie es hier zu Lande mehrentheils der Fall ist. Oder man säe in geraumer Zeit kein Sommerkorn — bis alle Hederichsaamkörner versaut sind — und fange denn mit ganz reiner Sommerfaat wiederum an. Das würde nun in einigen Jahren recht gut gehn, bis der Feind neues Unkraut streuet — und das wird ohne Herxerey zugehen, weil ganz reine Sommerfaat nirgends zu haben ist, und man nimmermehr alle Vermischung in Kleetken und Niegen verhin-
dern

bern kann. Nur wenige vor unsern Augen verborgene Saamen würden sich in wenig Jahren in Millionen vermehren. Und was wäre das einem Gutsherrn für ein Schade, der Verlust, wenn auch nur eines Jahres Sommerkrescenz! — wird sich nicht auch das Vieh bey bloßem Winterstroh schlechter befinden müssen? So kann es mehrere solcher Mittel zur Ausrottung des Hederichs geben, die theils unpraktikabel, theils kostbar sind und Verlust verursachen, oder am Ende nicht Stich halten. Gut düngen, spät säen scheint einigen auch zur Ausrottung des Hederichs beyzutragen; — jedoch nicht jeder Wirth kann so düngen, wie er wohl gern möchte, und die zu späte Saat ist dem Nichtreife werden und Abfrieren ausgesetzt. Man verlangt ein solches Specifikum, das den Hederich aller Orten und ohne Kosten und Schaden in der Wirthschaft vertilget. Das ist nun wieder zu viel verlangt. Da mag denn ein Meister hervortreten und ein solches anzeigen, und Prämien und eine Ehrensäule einärnten. Wer würde ihm diese mißgönnen? Ohne auf dergleichen Rücksicht zu nehmen, glaube ich, einen Vorschlag thun zu können,

der,

der, wenn gleich nicht aller Orten, dennoch in solchen Wirthschaften, wo es an Acker nicht fehlt, (und deren giebt es hier zu Lande genug) praktikabel und vortheilhaft seyn muß. Doch ehe ich zur Sache schreite, halte ich einige Anmerkungen über die Natur des Hederichs nicht für überflüssig — besonders für diejenigen nicht, die sich diese selbst nicht gemacht haben, und theils von gewissen Vorurtheilen, als von Verwandlung des Korns und Unkrauts, oder der willkürlichen Hervorbringung des Hederichs ohne Saamen, eingenommen sind. Nachstehendes möchte wohl seine völlige Richtigkeit haben. Erstlich: Der Hederich vermehrt sich nur durch Saamen. Wo der nicht hindrückt, oder ausgegilget ist, wird auch keine Pflanze zum Vorschein kommen können. Von der Rübsaat, die mit dem Hederich Geschwisterkind, obgleich minder schädlich ist, gilt eben dasselbe. Zweytens: Keine Hederichspflanze grünet das folgende Jahr, selbst die späten Herbstpflanzen frieren im Winter aus. Drittens: Auch der Wind kann den Saamen nicht süßlich heruntreiben, wenigstens nicht weit von der Stelle, wo er gewachsen; weil er schwer ist, und

im

im Windigen mit der Gerste gleich weit fliegt. Viertens: Die Hederichsaamen kommen nicht immer das folgende Jahr oder nach zwey Jahren hervor — sie liegen auch wohl drey bis vier Jahre, bis sie endlich verfaulen. Fünftens: Sie keimen auch nur denn erst, wenn die Erde locker gemacht ist, und warme und feuchte Witterung einfällt. Ein kalter Frühling und eine warme und feuchte Saatzeit, dergleichen das verfllossene Jahr hatte, giebt ein fruchtbares Hederichjahr. Und endlich: Ein Acker, drey bis vier Jahre Brache gelegen, hat den Hederichsaamen und viel anderes Unkraut in sich erstickt: wenn selbiger nachher wieder aufgenommen wird, bringt er, gleich neuaufgerissenem Lande, kein dergleichen Unkraut hervor. Dieses vorangeschickt, und wie ich durch Erfahrung überzeugt zu seyn glaube, muß der Hederich da ausgerottet werden können, wo man sein Feld einige Jahre ruhen lassen und mit andern Stellen abwechseln kann. Die versäumte Abwechselung ist die wahre und einzige Ursache des Unkrauts. Ohne daß einige Jahre Ruhe ihren besondern Nutzen haben, indem der erschöpftste Acker Zeit gewinnet, sich neue Nahrungstheile

theile anzuschaffen, so wird auch die Reinigkeit vom Unkraute dadurch bestens zuwege gebracht werden. Und was hier vom Hederich gilt, gilt auch von der Rübsaat, Wicken, Habichtserbsen, Linsen, Raden (lett: kofkali) Roggenblumen, Klapperrosen, Klaffern. (lett: plaktini) Fast alle diese benannte Unkrautsaamen sind nicht einheimisch, sie sind vielmehr mit der ausländischen Saat ins Land gekommen, sie haben sich in allen alten Feldäckern eingestellt, und streuen von Zeit zu Zeit neuen Saamen für die Zukunft. Ein neuaufgenommenes Stück Landes hat von alle dem Unkraute nichts, es sey denn, daß welches mit der Saat hineingestreuet worden. Nach einer Reihe von Jahren, wenn Saat auf Saat gestreuet wird, und das Unkraut immer mehr Saamenkörner fallen läßt, wird auch ein neues Stück Land, dem alten gleich, fruchtbar an mancherley Unkraut seyn. Dasjenige Unkraut, das sich zwischen dem Korn befindet, sich aber nicht wuchert, noch die Pflanzen übernimmt, auch den Saamen nicht verdirbt, kommt, weil es unschädlich ist, in keine Betrachtung. Die oben angeführten Arten sind die schädlichsten Räuber,

und

und sie auszurotten der sorgfältigsten Bemühung werth. Die Quecke, (lett: wahrpu sable) die gleich der Bergdistel, Gänse-distel (lett: guschmas) einheimische Gewächse sind, sind zwar auch schädlich, aber wohl auszurotten. Gut pflügen, eggen und abharken der Wurzeln ist das sicherste und wohlbekannte Mittel. Die Berg-, oder Gänse-distel müßte aber eigentlich ausgejätet werden, weil ihre Wurzeln zu tief gehen, und nicht leicht mit dem Pfluge ausgehoben werden können. Zum Glück wächst sie nirgends häufig, oder benimmt ein ganzes Feld. Jedoch ich wende mich wiederum zu meinem Gegenstande, dem Heberich, und behaupte, daß die Ruhe des Ackers das ganze Geheimniß seiner Ausrottung ist. Vielleicht scheint dieses manchem nichts Neues zu seyn. Freylich. Wo sind aber die, die dieses bedacht und Nutzen daraus geschöpft haben — warum hat noch keiner meines Wissens eine solche Eintheilung in seiner Wirthschaft beliebt, dadurch er diesen gewünschten Endzweck zu erreichen bemühet gewesen wäre? Wo ist ein Gut, da man eine reguläre Abwechslung seiner Felder unternommen hätte? Nur der

kurische

kurische Bauer, der mehr Land hat, als er bearbei-
 ten kann, läſſet hie und da ein abgenutztes Stück
 liegen, und nimmts nach einigen Jahren, wenn es
 ausgeruhet, wieder auf — daher es nichts ſeltenes
 iſt, bey ihm reines Sommerkorn zu finden, wenn
 die Hofeſfelder wie ein gelbes Tuch von weitem
 anzusehen ſind. Doch will ich mich hüten, unsern
 Bauer als Muſter in der Wirthſchaft anzupreisen
 — er iſt nur zu nachläſſig und irregulär in sei-
 nem Thun. Aber darinn hat er nicht Unrecht, eine
 öftere Ruhe und Abwechſelung ſeinem Acker zuwe-
 gezubringen. Schade, daß er hierinn keine Ein-
 theilung und Ordnung beobachtet — vermuthlich
 weil er von Ordnung keinen Begriff und dieſes
 Wort nicht einmal in ſeiner Sprache hat. Was
 bey guten Wirthen die Grundſäulen der Wirth-
 ſchaft, gut düngen und gut ackern, ſind, iſt bey
 ihm das unwichtigſte. Die Ausnahme neuer und
 ausgeruheter Ackerſtücke, und hauptſächlich die lie-
 ben Rodungen, ſind ihm die Hauptsache. Wenig-
 ſtens habe ich mehrentheils den oberländiſchen
 Bauer im Sinn: obgleich ich dafür halte, daß ſie
 ſich an den mehreſten Orten ähnlich ſind. Gut
 düngen

Düngen und das Land gut ausarbeiten, sind zwey und die wichtigsten Stücke — hiezu füge ich, nach meiner Theorie, noch das dritte, fleißig seine Aecker abwechseln und ruhen lassen. Die gewöhnliche Brache ist nur ein kurzer Stillstand, aber keine Ruhe. — Nun zu meinem Vorschlage. Wie geschieht diese Abwechslung am besten und regulär? Um mich wohl verständlich zu machen, will ich willkürlich ein Stück Gut oder Vorwerk annehmen, das etwan zweyhundert und funfzig bis dreyhundert Loffstellen Landes an Raum enthielte; worunter ein Paarhundert Loffstellen Ackerland, anderes Buschland, oder Weide, oder Wiese wäre — und wo man zeither sechzig bis siebzig Los in jedem Felde zu säen gewohnt wäre. Wenn man nun in diesem Vorwerke nach meinem Plan verfahren wollte, so müßte die erste Sorge seyn, daß jedes Feld, statt sechzig bis siebzig Loffstellen, neunzig Loffstellen bekäme. — Im ersten Jahre arbeitet man beym ersten Felde, worein Roggen gesäet werden soll — das Jahr darauf verfährt man so mit dem zweyten Felde, und im dritten Jahre mit dem dritten — bis jedes Feld einen Flächeninhalt

von

von neunzig Poffstellen enthält. Zu dieser Absicht räume man die Buschländer aus, und giebt es deren nicht oder nicht gnüßlich, so reiße man einen Theil der Weide auf, oder durchschneide einen Heuschlag mit Gräben und ziehe ihn zum Felde. Hier wird ein einsichtsvoller Wirth sich schon zu helfen wissen. Und der Schade, der ihm von dem Verlust eines Stückes Weide oder Heuschlages entsünde, wird ihm anderweitig reichlich ersetzt werden, wie ich anzudeuten im Begriff bin. Gesezt auch, es wäre ein Stück Gut, das nicht mehr Land, als es nutzt, kein Buschland, wenig Wiesewuchs und Weide hätte — so ist das freylich ein Mangel, oder nach Beschaffenheit der Umstände, ein Wirthschaftsfehler. — Diesem abzuhelfen müße man seine Aussaat um ein Drittheil einschränken — und ich sollte denken, daß auch der in der Folge nicht nur keinen Schaden, vielmehr durch bessern Ertrag seiner Felder, Vortheil haben würde. Indessen schränke ich mein Hauptaugenmerk auf ein solches Gutstück ein, das an Land keinen sonderlichen Mangel hat. Hier verfare ich nun folgenderstalt. Das erste Feld, das ich vornehme,

ver-

vergrößere ich mit so viel Loffstellen Landes, daß ich gerade neunzig Loffstellen Feld habe. Diese neunzig Loffstellen theile ich in drey Theile, jedes zu dreyßig Loffstellen ein — die andern beyden Felder kommen in den folgenden Jahren an die Reihe, und mit denselben verfährt man auf gleiche Weise. Wenn ich nun im Brachfelde neunzig Loffstellen Land habe, so nehme ich das neue und geräumte Land und bedünge es; wo Strauch lieget, wird nicht gedünget, weil Land mit Holzasche vermischet, die beste Düngung ist, so daß ich dreyßig Loffstellen bedüngten Landes habe, worunter die Abdüngestücke mit einbegriffen sind — und sollte der Vorrath der Düngung nicht hinlänglich seyn, so muß man dünner stürzen. Zu diesen gedüngten dreyßig Loffstellen nehme ich noch dreyßig Loffstellen des vor drey Jahr gedüngten Landes, und sollte damals nicht so viel gedünget worden seyn, des besten alten Landes dazu — daß meine ganze Aussaat sechzig Loff Winterkorn wird. Dreyßig Loffstellen des minder gedüngten und schlechtesten Landes lasse ich drey Jahr nach einander ruhen — im vierten Jahre wird es wieder aufgenommen und bedüngt. Eben

verfahre ich mit den andern beyden Feldern im zweyten und dritten Jahre — und so fortan. Uebrigens bleibt bey es kurischer bewährter Art, daß das Jahr darauf, wo Weizen oder Roggen gestanden, Sommerkorn gesäet, und im dritten Jahre Brache gepflüget wird. Nachdem ich nun in den ersten drey Jahren dafür gesorgt habe, daß in jedem Hauptfelde dreyßig Loffstellen hinzugekommen, und dreyßig in Ruhe versetzt worden, und ich im vierten Jahre an mein erstes Feld komme, so nehme ich das drey Jahr geruhete Stück Landes von dreyßig Loffstellen vor, und bedünge es, und sollte die Düngung sich noch nicht so gemehret haben, um es gehörig zu bedüngen, so muß unbeicht gestürzt, doch alle dreyßig Loffstellen bedünget werden, dieß ist der Regularität wegen nothwendig. Zu diesen gedüngten dreyßig Loffstellen nehme ich die vor drey Jahren im neuen Lande gedüngten Loffstellen hinzu — beyde Stücke, zusammen sechßzig Loffstellen, lasse ich gehörig bearbeiten und mit Winterkorn besäen — die übrigen dreyßig Loffstellen kommen nun in die Jahre der Ruhe. Desgleichen und in demselben Gange verfahre ich mit den andern beyden Hauptfeldern.

immer

immer so, daß nach Verlauf sechsjähriger Bearbeitung, drey Jahre Ruhe erfolgen. Solchergestalt ruhet immer ein Drittheil jedes Hauptfeldes, ohne die gewöhnliche Brache, die nichts bedeutet, weil sie schon auf Johannis aufgepflügt und wieder besäet wird. Die drey Jahr ruhenden Stücke müssen, dafern kein Mangel an Weide vorhanden, zeitig bekreuzet, und hernach als Heuschläge bekreuzet werden. Besser ist, man lasse das Vieh gar nicht darauf, der Ertrag wird desto besser seyn. Wer Lust zum Kleebau hat, kann das Jahr vor der Ruhe unter der Sommersaat Kleesaamen, oder andere Art Grassaamen mengen, so wird er von den ruhenden Stücken viel herrliches Viehfutter gewinnen, und seine Viehpacht und Düngung stark vermehren können. Vielleicht ist einigen die beygedruckte Tabelle nicht mißfällig. Hier sind drey Hauptfelder A. B. C. jedes derselben wird in drey Theile in a. b. c. abgetheilet. Jedes von den drey Hauptfeldern enthält neunzig Loffstellen. Jedes Drittheil eines Hauptfeldes dreyßig Loffstellen. Wenn ich nun ein Stück Gutes vor mir habe, in welchem ich nach diesem Plane zu Ausrottung des Hederichs und andern

schädlichen Unkrauts, verfahren will, und ich in demselben finde, daß im Hauptfelde A. Brachfeld, im Hauptfelde B. Winterkorn, und im dritten Hauptfelde C. Sommerkorn im verwichenen 1784 Jahre gewesen, so verfare ich in diesem 1785 Jahre nach Anweisung der Tabelle: solchergestalt bin ich nach neun Jahren in der ersten Stelle. Die neu aufgerissenen Aecker werden schon von Natur rein von Unkraut seyn — und die drey Jahre ausgeruheten werden es nicht weniger seyn, wenn nur für möglichst reine Saat gesorgt wird. Nach dieser Eintheilung muß in zehn Jahren nicht eine einzige Stelle im Felde übrigbleiben, die nicht ihre gehörige Zeit zu ruhen bekommen, und eben dadurch sich ihres Unkrautsaamens entlediget hätte. Und gesetzt, daß mit jeder neuen Saat, die nicht ganz frey von Unkrautsaamen seyn kann, einige wieder ins Feld kämen, so wird dieß kaum sichtbar seyn — und wenn dieselben auch nach drey Jahren sich zu mehreren anstengen und schon sichtbar würden, so können diese einzelne Unkrautpflanzen dem Sommerkorne keinesweges schaden — und in den folgenden Jahren sich nicht weiter mehren, weil gleich darauf die

die

die Jahre der Ruhe kommen, in welchen noch der letzte Rest alles schädlichen Unkrauts ausgetilget werden muß. Ich bin eines guten Erfolges so überzeugt, daß ich kommendes Jahr mit Gottes Hülfe, nach dem vorgelegten Plane, dem bösen Herdich mit aller Macht entgegen zu arbeiten, willens bin. Warum ich aber mit diesem Vorschlage, ehe ich ihn selbst ausprobirt habe, öffentlich hervortrete, hat zur Ursache: Einmal folge ich in diesem Stücke den mehresten neuen Erfindern — und sollte ich fehlen, welches kein Autor oder Erfinder leicht denkt, so soll das mich beruhigen, daß ich viele Vorgänger gehabt, und Nachfolger genug haben werde. Fürs zweyte halte ich es für Pflicht und für eine Gattung Patriotismus, das Gute, das ich besitze, oder zu besitzen glaube, andern mitzutheilen: und warum sollen denen, die Lust haben möchten meinen Vorschlag zu befolgen, und die mit mir von der theoretischen Richtigkeit dieses Planes überzeugt worden, verschiedene Jahre und der mit diesem Vorschlage verbundene Vortheil verloren gehen, bis ichs selbst erst gnüglih ausprobirt habe? Und welcher Mensch weiß zum dritten, was für

Hin

Hindernisse sich ihm in der Zukunft entgegen stellen und seinen Plan vereiteln können? Wer diesen wenigstens scheinbar vortheilhaften und übrigens ganz unschädlichen Weg, einschlagen will, wird einen dreyfachen Vortheil haben. Erstens, wird er besseres, reineres und ungleich mehreres Sommerkorn ärnten. Zweytens, in geruheten und noch dazu gedüngten Aeckern, wenn gleich bey kleinerer Ausfaat, wird auch das Winterkorn wie ein Rohr stehen und bessern Ertrag geben. Drittens, wird er viel herrliches Viehfutter und beynabe Mastung von den ruhenden und Kleetragendenden Feldstücken gewinnen. Wer zur Stallfütterung Lust hat, kann unter diesen Umständen leichter dazu kommen. Am wenigsten sollte sich ein einsichtsvoller Wirth an die kleinere Ausfaat stossen — weil nicht die Ausfaat, sondern größerer Ertrag der Probierstein guter Wirthschaft ist. Und der wird hoffentlich nicht nur nicht fehlen, sondern in Zukunft alle Erwartung übersteigen. Wenn aber nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen — wenigstens habe ich hiedurch geglaubt, dem Folgsamen eine Quelle neuen göttlichen Segens

gens zu eröffnen, die durch Ausrottung des He-
derichs und allerley bösen Unkrauts, für jedes
kommende Geschlecht nie verstopfen wird. Der
Herr der Erde aber, der selbige zur fruchtbarsten
Mutter gemacht hat für die, die sie vernünftig
und fleißig bauen, wolle diesen wohlgemeynten
Vorschlag fördern, und bey allen denen mit dem
besten Erfolge krönen, die sich dessen bedienen
wollen!

A. a.

1785 Mistroggen. 1786 Gerste. 1787 Brache und Roggenfaat. 1788 Roggen. 1789 Sommerkorn worunter Klee gemischt werden kann. 1790 1791 1792 Ruhe und Kleebau. 1793 Mistfuhr und Roggenfaat. 1794 Mistroggen. 1795 Gerste, die muß von allem Kraut rein seyn. & sic in perpetuum.

A. b.

1785 Utmistroggen. 1786 Sommerkorn, worunter Kleesamen gemengt wird. 1787, 1788, 1789 Ruhe und Kleebau. 1790 Mistfuhr und Roggenfaat. 1791 Mistroggen. 1792 Gerste, die gewiß rein von allem Unkraute seyn wird. & sic in &c.

A. c.

1785 Ruhe. 1786 dergleichen, weil hier vorhin kein Kleesaamen gestreuet worden, so findet diesmal hier kein Kleebau statt, man kann es daher nutzen und mähen wie man will. 1787 Mistfuhr und Roggenfaat. 1788 Mistroggen. 1789 Gerste, die, weil dieses aus neuem Lande mehrentheils bestehet, frey von Unkraute seyn wird.

B.

1785 Gerste. 1786 Roggenfaat. 1787 Sommerkorn, worunter Klee zu mengen. 1789, 90, 91 Mistfuhr und Roggenfaat. 1794 Mistroggen. u. f. w.

B. b.

1785 Sommerkorn, worunter man beliebig Klee mengen kann. 1786, 87, 88, Jahre der Ruhe und Kleebau. 1789 Mistfuhr und Roggenfaat. 1791 Mistroggen. u. f. w.

B. c.

1785 wird liegen gelassen. 1786 Mistfuhr und Roggenfaat. 1787 Gerste, ein Stück aus neuem Lande bestehet, so wird ohne Unkraut vorhanden seyn. 1789 und folgende Jahre verfähret man in angezeigter Weise.

C. a.

1785 Brache und Mistfuhr und Roggenfaat. 1786 Mistroggen. 1787 Gerste. 1788 Brache und Roggenfaat in alten Mist. 1789 Utmistroggen. 1790 Sommerkorn mit Klee gemengt. 1791 — 1793 Jahre der Ruhe und Kleebau. 1794 Mistfuhr und Roggenfaat. 1795 Roggen. 1796 Gerste vom Unkraut rein. u. f. w.

C. b.

1785 Brache und Roggenfaat in alten Mist. 1786 Utmistroggen. 1787 Sommerkorn mit Klee gemengt. 1788 — 90 Ruhe und Kleebau. 1791 Mistfuhr und Roggenfaat. 1792 Mistroggen. 1793 Gerste, rein. u. f. w.

C. c.

1785, 86, 87 Ruhe. 1788 wird dieß neue Land zum Felde zugezogen, wird bedüngt und mit Roggen besät. 1789 Mistroggen. 1790 ist die Gerste hier rein. — 1791 u. verfähret man wie angezeigt worden.

Vorschlag und Plan zu Errichtung einer Nationalbank in Kurland.

Das Herzogthum Schlessien, ein so volkreiches, fruchtbares und an trefflichen Manufakturen reiches Land, hatte schon in den Jahren 1740 • 1745 viel gelitten. Jedoch kam dieß in keinen Vergleich mit den Verwüstungen und dem großen Schaden, den der letztere siebenjährige Krieg verursachte. Ackerbau, Manufakturen, Fabriken, Handel — alles war in Verfall gerathen; die reichsten Familien waren verarmt. Vor allen Einwohnern des Landes hatten dennoch die Gutsbesitzer am meisten gelitten: denn diese fühlten nicht nur den Schaden, daß ihre Güter minder ergiebig geworden, sondern die mehresten waren durch die außerordentlich großen Kriegskontributionen dergestalt beschuldert, daß viele derselben nur Ein Sechstheil eigenes Vermögen in ihren Gütern hatten. Das baare Geld war auch sehr vermindert worden, und was
war

war natürlicher, als daß die Procente sehr hoch stiegen? Die Policey suchte diesem Uebel abzuhelfen, und verbot den Geldwucherern, bey Verlust des ganzen Kapitals, mehr als gesetzliche Procente zu nehmen; aber da hatten diese geldgierige und dem Staate höchstschädliche Menschen (denn Geldwucherer schaden dem Staate oft eben so viel, als Pest und Hungerknoth) hundert Wege und Mittel, allem Verbote zu Truze, Wucher über Wucher zu treiben. Der ehrliebende Mann, der seinen Gläubigern gerecht werden wollte, und nirgends Geld aufstreiben konnte, mußte sich über lang oder kurz doch diesen Peinigern opfern, und so wurden diese wenigen immer reicher, statt daß in einigen Jahren sehr viele Guttsbesitzer bankeroutirt hatten. Hiedurch hatte der schlechte Kredit, als eine natürliche Folge des Geldmangels und der Bankeroute, so sehr überhand genommen, daß selbst die wenigen Partikuliers, die baares Geld hatten und keine Geldwucherer waren, ihr Geld, aus Furcht es zu verlieren, todt liegen ließen, wodurch der Umlauf des baaren Geldes immer mehr gehemmt wurde. Jedermann schrie und jammerte:

viele

viele sahen die Ursachen des Geldmangels ein, und doch wußte keiner Rath zu schaffen; bis endlich ein verdienstvoller Minister dem Könige den Plan zu Errichtung einer Bank überreichte. Der Geist eines Friedrichs prüfte reiflich diesen Plan; und wie konnte das Richtige und Nuzbare desselben seinem scharfsichtigen Blicke entgehen? Ohne Verzug mußte dieser verdienstvolle Minister die Bank errichten, und zur erstern Einrichtung reichte der huldreiche Monarch eine Summe Geldes ohne Procente aus seinem Schatze her. Den Geldwucherern wurden hiedurch alle Mittel und Wege zu Betrügereyen benommen: der Umlauf des baaren Geldes und der gute Kredit wurden wieder hergestellt, und nach wenigen Jahren kannte man den Geldmangel nur noch dem Namen nach.

Diesß Beyspiel von Schlessen kann ebenfalls mit allem Rechte als ein deutlicher Beweis jener Staatsmaxime dienen, die da behauptet, es gebe gar kein Staatsübel, dem nicht abgeholfen werden könne, sobald alle Glieder des Staats vereint das Ihrige hiezu mit Ernst und Eifer beytragen, und sich keinesweges durch die ersten Schwierigkeiten,

die jede Sache anfänglich leidet, abschrecken lassen. Hievon eine Anwendung gemacht, darf der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes den Schluß ziehen, daß auch bey uns in Kurland die Errichtung einer Nationalbank nicht nur möglich, sondern nutzbar und von großer Nothwendigkeit sey. — Ueber die Entstehung und Ursache des Geldmangels in unserm Vaterlande hier etwas zu sagen, wäre überflüssig. Genug jedermann, der Reiche und Arme, der Vornehme und Geringe, die Gutsbesitzer sowohl, als die Kapitalisten, alle — wissen und fühlen es, wie sehr groß seit einigen Jahren der Geldmangel geworden, wie sehr der öffentliche Kredit gefallen, wie viel Schaden die Geldwucherer angerichtet haben, und endlich, wie viele Gutsbesitzer hiedurch zurückgesetzt worden sind.

Der Verfasser kennt sein Vaterland — kennt sein Publikum. Daher weiß er sicher, daß alle diejenigen, deren Privatinteresse in so fern bey Errichtung einer Bank leiden muß, weil ihnen hiedurch alle Mittel benommen würden, von der Noth der übrigen zu vorthailen, ohne alle Zurückhaltung sagen werden, dieser Vorschlag sey abgeschmackt und

verdiene

verdienet belacht zu werden. Andere werden sich schwer von dem Vortheile, den das Ganze hievon haben könnte, überzeugen, und sagen: wozu wieder eine Neuerung? Noch andere, und wie der Verfasser sich schmeichelt, der größte Theil des Publikums wird sich zwar leicht von dem Vortheile einer solchen Einrichtung überzeugen; aber dennoch mehr geneigt seyn, es als eine patriotische Grille zu erklären, die der Theorie nach recht gut, und auch in einem souverainen Staate, wie Schlessien, anwendbar sey; aber bey uns würde es so viele Hindernisse leiden, daß es wohl schwer sey, einen Plan zu entwerfen, nach welchem die Sache realisiert werden könnte. Auf die Beurtheilungen und Einwendungen der beyden ersten Klassen, findet der Verfasser nichts zu erwiedern. Nur für den letzten Theil des Publikums schrieb er diesen Vorschlag nieder, und wie glücklich würde er sich schätzen, wenn er einen Plan entworfen hätte, welcher zum Theil Beyfall erhalten würde: aber nicht minder bittet er, den hier gemachten Plan reiflich zu prüfen, die Fehler und Mängel desselben anzumerken, und ihn mit bessern Vorschlägen und Anordnungen

zu bereichern, damit ein vollkommenes Ganzes daraus entstehen möge.

Weil die Errichtung einer Nationalbank als eine öffentliche Sache, die das ganze Publikum betrifft, angesehen werden muß, und der gute Fortgang, wie auch die Dauer derselben, einzig und allein alsdenn entstehen könnte, wenn sie ein gesetzmäßiges Ansehen erhalten; so kann selbige, unserer Landesverfassung gemäß, nicht anders, als mit Einwilligung des Herzogs und gesammten Adels, auf einem Landtage, vom Durchlauchtigsten Fürsten und einer versammelten Ritter- und Landschaft, durch einen langtäglichen Schluß, festgesetzt und bestimmt werden. Hiedurch hätte die Bank zwar schon ein vollkommenes gesetzmäßigen Ansehen: allein demohngeachtet wäre es gut, wenn der Herzog und eine versammelte Ritter- und Landschaft annoch eine specielle Fundationsakte für die Bank ausfertigen, und selbige von Sr. Königl. Majestät confirmiren lassen würden. *) Was die
Männer

*) Eine solche Fundationsakte der Bank wäre insoweit bei Eröffnung einer nöthigen Anleihe in fremden Ländern von großem Nutzen.

Männer anbetrifft, die zum Direktorium und übrigen Etat der Bank gehören würden, und wovon unten ein mehreres geredet werden soll; so könnten selbige sowohl bey Stiftung der Bank, wie auch in der Folge allezeit von einer versammelten Ritter- und Landschaft erwählt, und von Sr. Hochfürstl. Durchl. dem Herzoge konfirmirt werden. Bey einem jeden ordinairen Landtage müßte, durch eine von der Landbotenstube erwählte Deputation, dem Direktorium der Bank die Rechnung abgenommen werden, damit das ganze Publikum von dem Zustande der Bank unterrichtet werden könnte.

Da nun das wesentliche Stück der Nationalbank darinn besteht, daß selbige alle Schulden, die auf den Landgütern lasten, auf sich nehmen sollte, und daß folglich alle beschuldete Gutsbesitzer einzig und allein der Bank schuldig würden; dergleichen aber auch alle Kapitalisten, die bis jetzt ihr Geld vertheilt auf den Landgütern stehen haben, selbiges der Bank leihen würden; so müßten folgende Maßregeln genommen werden. Sobald die Bank etablirt und eröffnet worden, müssen alle

Guts

Gutsbesizer dem Direktorium der Bank den Etat ihrer Schulden getreulich angeben. Hierauf würde die Bank alle diese einzelnen Obligationen der verschiedenen Gutsbesizer, an ihre verschiedene Gläubiger ausgestellt, von den Inhabern derselben gegen Bankobilletz eintauschen. Diese Bankobilletz könnten von fünftausend Reichsthaler an bis auf hundert Reichsthaler an Werthe, müssen mit einer Nummer versehen, vom Direktorium der Bank unterschrieben, und mit dem Siegel der Bank untersiegelt seyn. Nun würde die Bank den Gutsbesizern diese an ihre Gläubiger ausgestellte Obligationen zurückgeben, und dagegen von jedem Gutsbesizer eine Generalpfandverschreibung seines Gutes erhalten, so daß niemand, bey Verlust seines geliehenen Kapitals, von diesem Augenblicke an einem Gutsbesizer, welcher der Bank bereits schuldig ist, etwas leihen dürfte. Vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Junius mußte jeder Gutsbesizer die Interessen für das aus der Bank habende Kapital, in der Bank, gegen erhaltene Quitung vom Direktorium, abtragen, und zwar bey Strafe, daß in Ermangelung dessen, die

Bank

Bank berechtigt sey, sich gleich seines Gutes durch richterliche Einweisung anzumassen, und für sich sequestriren zu lassen. Am dreyundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Junius mußte die Bank allen denen, die Geld in selbiger haben, die Interessen bezahlen. Am fünfundzwanzigsten Junius mußten alle diejenigen, die Geld in die Bank zu geben willens, wie auch diejenigen Gutsbesitzer, die der Bank schuldig sind, und entweder ihre ganze Schuld, oder einen Theil derselben, bezahlen wollen, solches abtragen. Und endlich am sechsundzwanzigsten Junius würde die Bank allen denen, die durch eine vorhergegangene halbjährige Aussage ihr Geld wiederum aus der Bank baar nehmen wollen, zahlbar seyn; wie auch allen denen Gutsbesitzern, die bereits der Bank schuldig sind, allein zu Verbesserung ihrer Güter, oder sonst zu andern nothwendigen Ausgaben, annoch ein gewisses Kapital aus der Bank leihen wollen, selbiges geben können. Hier versteht sich's aber, daß die Bank hievon ein halbes Jahr vorhero benachrichtigt seyn mußte, wie auch, daß das Direktorium darauf zu sehen hätte, daß das Kapital, welches ein

Guts

Guttsbesitzer der Bank schuldig würde, nicht den wahren Werth des Gutes überstiege. Auf diese Art würden in den wenigen Tagen alle Geldnegocen abgethan seyn: jeder Kapitalist würde richtig seine Interessen, und sobald er wollte, gewiß sein Kapital in baarem Gelde erhalten, so wie jeder Guttsbesitzer, der seine Interessen richtig abgetragen, von aller Noth und Angst, in die ihn oft die Aussagen von Michaelis an bis Johannis versetzen, befreyt seyn. — Daß die Bank, bey Nichtzahlung der Interessen, augenblicklich gegen einen solchen Guttsbesitzer exekutivisch verfahren solle, wird vielen sehr hart scheinen; insonderheit da jemand durch Unglücksfälle in diesen traurigen Zustand versetzt werden kann. Mißwachs und Feuerßbrunst müssen hier allerdings eine Ausnahme leiden: allein ein solcher Guttsbesitzer wäre verbunden, es ebenfalls zu Weihnachten dem Direktorium der Bank wissen zu lassen, ob er entweder gar keine Interessen, oder nur einen Theil derselben, zu zahlen im Stande sey, damit das Direktorium diese an den einkommenden Interessen fehlende Summe anderwärts besorgen könne, weil ja
sonst

sonst am dreyundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Junius unmdglich alle Gläubiger der Bank ihre Interessen bekommen könnten.

Das Direktorium der Bank müßte fünf wohl Angesehenen, und die dem Publikum durch ihren geführten Lebenswandel als rechtschaffene, ehrliebende und thätige Männer aus dem Adel bekannt sind, anvertrauet werden. Alle fünf wären Direktoren und Vorsteher der Bank, und übten ein gleiches *Botum decisivum* unter sich aus, wie denn auch bey vorkommenden Gelegenheiten die Mehrheit der Stimmen von ihnen das Benehmen der Bank bestimmen würde. Einer von diesen fünfen könnte *Obernehmer* oder *Präsident*, und die andern vier *Beysitzer* der Bank genannt werden. Ueberdem müssen noch ein *Sekretair* oder *Bankoregistrator*, der nämlich das Hauptbuch und die ganze Korrespondenz der Bank führe, wie auch ein *Buchhalter* der Kasse und zween *Aufwärter* gehalten werden. Der *Sekretair* und *Buchhalter* können adelichen auch bürgerlichen Standes seyn, nur selbige haben ein *Botum konsultativum* und müssen lediglich unter den Befehlen der fünf Direktoren stehen.

Der

Der Obergewernehmer oder Präsident der Bank müßte allezeit in Mitau, als dem Orte der Bank, gegenwärtig seyn, und auch in dem Hause der Bank wohnen, weil dieser Direktor eigentlich alle baare Gelder und Schriften der Bank in Händen haben müßte. Die andern vier Direktoren oder Bepfizer dürften nur die Monate Junius und December gegenwärtig seyn: es sey denn, daß etwas außerordentliches vorkommen sollte, und sie vom Präsidenten hereinzukommen aufgefodert würden. Der Sekretair, Buchhalter und die beyden Aufwärter müßten ebenfalls allezeit in Mitau seyn, und müßten, wenn sie verreisen wollten, vom ganzen Direktorium beurlaubet seyn. Diesen Direktoren ein standesmäßige wie auch den übrigen Beamten der Bank einen ordentlichen Gehalt auszumachen, ist ja jährlich eine Summe Geldes nöthig, und wo soll man selbiges hernehmen? Alle Interessenten der Bank müßten hiezu kontribuiren, und damit

dieß

*) Hier könnte eine Wohlgeborne Ritter- und Landschaft sehr bequem und gut das Haus der Bank mit dem Landschaftshause verbinden, und in selbigem die Landtage halten.

dies verhältnißmäßig geschehe, so würden der Kreditor und Debitor der Bank verbunden seyn, jährlich ein Zehnthheil von Hundert von ihren Kapitalen abzugeben, welches von einem Kapitale von tausend Reichsthälern gerade einen Thaler ausmacht. Welcher Kapitalist, dem nie seine Interessen fehlen können, und welcher Gutsbesitzer, der aller Sorgen befreyt ist, würde nicht gern diesen kleinen Beytrag hingeben. So wenig dies für jeden einzelnen Interessenten ausmacht, so beträgt es dennoch von einer Million zweytausend. Da man nun sicher annehmen kann, daß die Summe des auf unsern Landgütern haftenden Geldes, sich wenigstens auf vier Millionen Reichsthaler belaufe, so hat schon hiedurch die Bank einen jährlichen Gewinnst von achttausend Reichsthälern. Wenn nun der Präsident zwölfhundert Rthlr. (denn dieser muß, wie schon angemerkt, allezeit in Mitau seyn) jeder von den vier Beyßigern vierhundert, der Sekretair sechshundert, der Buchhalter fünfhundert, und jeder Aufwärter einhundert und zwanzig Rthlr. an jährlichem Gehalte bekommen würde; hiezu die Miethe des Hauses und andere Ausgaben der Bank gerechnet,

gerechnet, so würde der ganze Unterhalt der Bank sich höchstens auf fünftausend Reichsthaler belaufen. Fünftausend von achttausend abgezogen, bliebe jährlich ein Rest von dreystausend Thalern in der Bank. In wenigen Jahren könnte die Bank ihr eigenes Haus haben, und so würde der Fond derselben immer größer werden, und der Kredit derselben immer steigen.

Soviel vom Plane überhaupt geredet. Ist noch ehe ich schließe zu Beantwortung eines wichtigen Einwurfes, den mir viele Leser machen werden. Er besteht darin: was wäre zu thun, wenn verschiedene Kapitalisten, theils um die Errichtung einer Bank unmöglich zu machen, theils aber auch aus Mißtrauen gegen die Sicherheit einer solchen Bank, keine Auswechselungen ihrer Obligationen gegen Bankbilletts annehmen wollten, sondern durchaus ihr den Gutsbesitzern geliebenes Geld baar zurückfordern würden? — Die Eröffnung der Bank müßte im Monate August geschehen. Bis gegen das Ende des Oktobers hätten alle Gutsbesitzer den Etat ihrer Schulden angezeigt, und die Bank wüßte nun, wie groß die Totalsumme der auf
den

den Gütern haftenden Schulden sey. Hierauf würde die Bank alle Kapitalisten auffodern, ihre in Besiz habende Obligationen in der Bank zu produciren, wie auch sich bis vor Verlauf des fünf- undzwanzigsten Decembers, als dem ersten Weihnachtstsefertage, zu erklären, wer von selbigen sein Kapital der Bank, gegen Auswechselung der Bankobisslets, leihen wolle, oder wer durchaus baares Geld auf den bevorstehenden Johannistermin verlange. Diesem zufolge müßte die Bank ganz genau, von wem und wie viel Geld sie von den Einheimischen geliehen bekäme; desgleichen, wie viel sie in baarem Gelde zu Johannis erlegen müßte. Diese letztere Summe an baarem Gelde könnte nun das Direktorium der Bank entweder in Holland oder in Bern besorgen, und wie leicht würde die Bank nicht solches zu vier bis fünf hundert geliehen bekommen. Ja, auf den Fall, daß die Nationalbank realisirt werden sollte, soll es dem Verfasser, der übrigens von allem Privatinteresse weit entfernt ist, zur vorzüglichen großen Ehre gereichen, wenn ihn sein Publikum zur Be-

D

treibung

treibung dieser Geldnegote in Holland, Bern oder Venedig, gebrauchen würde. Selbst die Vortheile der wenigern Procente würden zu dem Fond der Bank kommen, und jene geldgierige und mißtrauische Leute könnten keine härtere Strafe leiden, als daß sie nun ihr Geld todt und ungenutzt verwahren müßten.

Nun noch ein paar Worte. So schädlich die Geldwucherer jedem Staate sind, so ist es dennoch durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt, daß in den Städten, zum Vortheile der Kaufleute, Manufakturisten, Fabrikanten und Handwerker es höchstnöthig sey, wenn selbige bey vorfallenden Gelegenheiten schleunigst mit einem Vorschusse an baarem Gelde unterstützt werden können, weil hierdurch öfters schädliche Bankeroute vermieden werden. Da nun die Bank doch allezeit zu Johannis wenigstens zwanzig bis dreyßigtausend Reichsthaler und vielleicht bisweilen mehr an baarem Gelde übrig behalten wird, so könnte dieses Geld zum Vortheile der Bank nicht besser genutzt werden, als wenn die Bank solches zu monatlichen Procenten anleihen

ausleihen dürfte: dagegen müßte sie bey Nichtzahlung gegen diese ihre Gläubiger nach Wechselrecht zu verfahren von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht dem Herzoge und einer Wohlgeborenen Ritter- und Landschaft besonders autorisiret seyn.

Betrachtungen über die Landwirthschaft, das Forstwesen und die Jagd in Kurland.

Vorerinnerung.

Man erwarte in diesen Blättern nichts besonders, noch weniger etwas ganz neues; allein lautere durch Erfahrung geprüfte Wahrheit. Meine Absicht ist hier gar nicht, der Erfinder neuer Wahrheiten zu seyn, sondern bloß meine Erfahrungen gemeinnützig zu machen.

Da die Gewißheit einzig und allein auf Erfahrungen beruht, und in der Landwirthschaft hauptsächlich alles durch Versuche gethan werden muß, so glaube ich meinen Landsleuten einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen meine Erfahrungen, so wie ich sie in der Ausübung bewährt erfunden habe, mittheile.

Kann eine Beschäftigung wohl edler seyn, als diejenige, worauf das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen menschlichen Gesellschaft beruhet? Die Landwirthschaft ist das erste große Principium aller öffentlichen Glückseligkeit; denn der Landwirth erhält

erhält den Segen der Natur aus erster Hand, und vertheilt ihn so wieder unter seine Brüder.

”Ich sag’s mir oft, und sag es laut,

”Daß glücklicher und weiser

”Der ist, der seinen Acker baut,

”Als König und als Kaiser.

sagt Wieland sehr wahr und schön.

Die Materie, die ich hier abzuhandeln gedenke, empfiehlt sich selbst, und ist so höchstinteressant, daß sie wohl verdient, beherzigt zu werden. Ich schreite daher, ohne durch eine weitläufige Vorrede ferner ihr Lobredner zu seyn, zum Werk, und werde die Oekonomie in Kurland, da Forstwesen und Jagd mit zur Oekonomie gehören, in besondern Abschnitten abhandeln: nämlich zuerst vom Wiesewachß und der Viehweide, dann von der Viehzucht, dem Ackerbaue und der häußlichen Wirthschaft, endlich vom Forstwesen — und zuletzt von der Jagd.

Mit dem redlichsten Herzen schicke ich meine Erfahrungen, Bemerkungen und Meynungen in unser Publikum, unbekümmert, wie sie ihr Glück machen oder ausgenommen werden. Genug, daß sie
sie

sie reine, lautere, durch Erfahrung geprüfte Wahrheiten enthalten.

Erster Abschnitt.

Wiesewachs und Weide sind die ersten nothwendigen Erfordernisse der Landwirthschaft, und das Fundament, worauf das große Gebäude der Glückseligkeit ruht. Hat der Landwirth Heu, so kann er seine Viehzucht in Aufnahme bringen, und hat er diese zur gehörigen Vollkommenheit gebracht, so hat er alles.

Das erste Verderben des gesegneten Kurlands sind, das Sengen und Brennen, und das zweyte die großen Felder. Hat der Bauer keine Weide, gleich wird das erste beste Stück Heide frisch weggebrannt; und auch viele Herren machen es nicht besser. Ich will nicht des großen Schadens gedenken, den es der Jagd thut, weil bey der Jagd besonders davon gedacht werden wird, sondern vielmehr den großen Nachtheil erwähnen, den der Eigenthümer eigentlich dabey hat. Der junge Anwuchs geht aller verloren, und es gehört ein halbes Jahrhundert Zeit dazu, bis alles wieder zu seiner vorigen Vollkommenheit gelangt, in welcher Zeit schon

schon ein herrlicher Wald da gestanden hätte. Nun wächst zwar das erste und andere Jahr etwas Gras, das dritte und vierte Jahr aber ist es schon wieder mit Heide bedeckt: nun noch einmal frisch abgebrannt, so ist das Stück für einige Generationen Menschen, Vieh und Wild zernichtet und verloren.

In Kurland wird gemeiniglich der Werth eines Gutes nach der Ausfaat beurtheilet, und der gehört schon gewiß unter die großen Wirthe, der seine Oekonomie mit hundert oder mehr Loß Ausfaat vergrößert hat. Ich behaupte aber, daß der nur für einen wahren Oekonomen gehalten werden kann, der seine Ausfaat nach dem Verhältnisse seiner Heuschläge und Weide, oder kurz, nach dem Verhältnisse seiner Viehzucht und seines Düngers einschränkt.

Da dieses eigentlich zum dritten Abschnitte gehört, in welchem ich weitläufiger davon reden werde; so will ich hier nun meine Kenntnisse und Erfahrungen über die Kultur und Verbesserung der Heuschläge und Weide mittheilen. Zu Heuschlägen müssen niedrige, zur Weide aber Anhöhen und trockene

trockene Gegenden gewählt werden. Den höchstnothwendigen Grund werde ich weiterhin, zusammt dem wahren Nutzen, zeigen.

Man wähle also auf seinem Gute, oder seiner Oekonomie die niedrigsten Gegenden zu Heuschlägen, und erschrecke nicht vor der Arbeit; durch Mühe und Fleiß erzwingt man alles, und die verwendeten Kosten kommen doppelt wieder ein. Haben doch die Holländer durch Mühe und Fleiß aus reinem Morast ihr Land geschaffen. Beym Räumen eines Heuschlages muß man mehr Vorsichtigkeit brauchen, als bey Ackerlande: denn durch das öftere Umpflügen werden die nachgebliebenen Wurzeln eher ausgerottet und der Nachwuchs gehemmt. Je ebener ein Heuschlag ist, desto vortreflicher ist er. Ich schlage also eine von mir selbst erprobte Methode, die einzige wahre und beste, zum Heuschlagräumen, vor.

Man haue seine Niedrigung oder Morast weg; kann man es nicht mit eigenen Leuten zwingen, so geschehe es durch Lohnarbeiter; es macht sich bezahlt, sag ich noch einmal. Für Geld affordire man ja nicht die Wurzel mit auszuheben, weil
man

noch einmal so viel bezahlen muß, und doch nur halbe Arbeit bekommt; denn ich selbst bin durch Schaden klug geworden. Die noch grünen und frischen Wurzeln sitzen so fest, daß schon eine große Last dazu erfordert wird, sie heraus zu heben, und dazu sind Menschenhände viel zu schwach. Man lasse also alles Holz einen Fuß hoch über der Erde niederschlagen, so sieht man gewiß wo ein Stobben, und mithin auch Wurzeln anzutreffen sind. Hat man das Ausheben der Wurzeln mit akkordirt, so wissen die Leute den Stamm so geschickt mit der Erde gleich wegzuhauen und ihn wieder mit Erde zu bedecken, als wenn da nie ein Baum gewesen wäre. Man glaubt also seinen Heuschlag geräumt zu haben, und wenn man zum Heumachen geht, ist alles von neuem mit Strauche bewachsen. Man lasse daher, wie ich schon gesagt habe, einen Fuß hoch von der Erde alles weghauen, und alles brauchbare Holz zu Bau- und Brennholz aufhauen. Ein guter Wirth muß alles nutzen. Die zurückgebliebenen Reiser und unnützer Strauch müssen auf den darinn befindlichen Anböden in Rödungen geschlagen werden, damit, wenn

der

der Strauch trocken ist, alles auf einmal abgebrannt werden kann. Ich rathe nur im höchsten Nothfalle zum Brennen, weil man eine so große Menge Strauch doch nicht auf einmal abführen kann. Nur ein erfahrener Wirth weiß, wie höchstschädlich das Brennen dem Boden sey. Man kann drey bis vier Saaten mehr haben, wenn der Strauch abgeführt ist, und der Boden bleibt dennoch zum Tragen tauglicher, als wenn er abgebrannt wird. Da er aber als Heuschlag genuset werden soll, so ist das Abbrennen eher vortheilhaft, als schädlich. Ich schlage auch nur zum Abbrennen die Anhöhen vor; würde man die Rödungen in der Niedrigung schlagen und abbrennen, so würde man drey auch wohl vier Jahre Grasnutzung verlieren. Dagegen wenn es auf den Anhöhen geschieht, so kann man einen guten Theil der Kosten durch das Besäen mit Gerste wieder erhalten. Dann pflügt man es wieder um, läßt es unbeegt den Winter über liegen, macht es das kommende Frühjahr zur Saat fertig, und besäet es in der dreyzehnten Woche mit Haber, worunter Kleesamen gemengt ist: so besaamt sich der Boden hernachmals

nachmals selbst, auch die ganze Niedrigung, falls der Boden nur zum Kleetragen tauglich und mit nöthigen Kanälen und Gräben versehen ist. Kurland darf seinen Klee nicht verschreiben, es hat ihn so schön und vortreflich als irgend ein Land in der Welt; und es ist wahre Klugheit eines Landes, alles Fremde zur Befriedigung der Bedürfnisse zu entbehren, und durch kluge Wirthschaft und Kultur sich das Nothwendige selbst zu schaffen. Der einheimische Klee ist an das Klima und den Boden schon gewöhnt, und wird in seiner Mutter Schooß besser fortkommen, als der fremde — in der fremden. Wenn also der Strauch ausgeräumt ist, müssen die Fälle genau beobachtet und die nöthigen Kanäle und Gräben besorget werden. Die ausgeworfene Erde wird weggeschaufelt, so weit die frische Erde reicht, mit Gerste besäet, auch wohl mit Weizen, wenn der Grund rother Leim ist; dann kann man sicher ein Jahr noch gute Gerste ärnten; und dann wieder mit Klee. Der Boden, der rothen Leim zum Grunde hat, ist der vorzüglichste, sowohl zu Ackerland als Heuschlag; man findet selten Niedrigungen, wo rother Leim der Grund

Grund ist. Hat man aber eine solche Gegend, so ist die Dauer des Heuschlages bey guter Kultur ewig, und der Heuschlag verbessert sich von Jahr zu Jahr, und kann alle Jahre zweymal genuzet werden. So wie der rothe Klee die Königin aller Grasarten ist; so erfordert er auch den besten Boden. Wo rother Klee wächst, kann man mit ökonomischer Gewißheit behaupten, daß der Boden gut sey. Der weiße Klee nimmt schon mit etwas schlechterem vorlieb.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wo rother Klee steht, in einer nicht gar zu großen Entfernung auch weißer anzutreffen ist, und daß die Fruchtbarkeit des rothen Kleeß, von der Entfernung und der nöthigen Proportion des weißen abhängt. Je näher und verhältnißmäßiger der weiße dem rothen steht, desto herrlicher wird sich des rothen majestätischer Wuchs auszeichnen. Wer dieses bezweifelt, der gehe hin und untersuche. Ich habe schon gesagt, daß erst das Holz aufgehauen, und die nöthigen Gräben gezogen werden müssen, auch daß es vortheilhaft sey, die Anhöhen und Gräbenufer damit zu besäen. Ich schlage also eine
von

von mir selbst mit größtem Vortheile versuchte Methode vor, die Stobben auszuheben und die Wurzeln auszuroiten.

Ehe man an das Ausheben der Stobben und Wurzeln geht, müssen erst die nöthigen Gräben und Kanäle gezogen seyn: denn wenn der Boden die überflüssige Feuchtigkeit verloren hat und gehörig ausgetrocknet ist, setzet sich das Erdreich und Zweydritttheil Wurzeln bleiben auf dem obern Theile der Erde. Wenn also die Gräben vor Aushebung der Stobben und Wurzeln gezogen worden, so sind Zweydritttheile Arbeit gewonnen.

Den geschwindesten Nachwuchs geben Weiden, Espen und Ellern. Die Wurzeln von allem Laubholz überhaupt gehen kegelförmig gerade in die Erde, und die Nebenzweige folgen der Mutter; nur die von Weiden und Espen nicht. Diese verlassen die Direktion ihrer Mutter, und entfernen sich zwey bis drey, auch wohl vier Klaftern weit von ihr, besonders aber Weiden. Ich habe schon Weidenwurzeln von fünf Klaftern herausgenommen, und ihre Abkömmlinge sind lauter Zwerge. Alles Stammholz

holz wird aus dem Saamen oder Korn erzeugt, daher es auch ganz recht Kernholz genannt wird. Dagegen das, was aus den Nebenweigen der Wurzel schießt, ist alles Zwergholz, und die werden nie Stammholz treiben.

Die Wurzeln von allem Nadelholze laufen über der Erde weg, und nur sehr wenige sind zur größten Nothdurft mit Erde bedeckt, daß sie kaum den Stamm aufrecht erhalten; daher ist das Lagerholz mehrentheils Nadelholz, und nur ein sehr seltener Fall, daß Laubholz aus der Wurzel gehoben wird. Die Proportion Nadelholz gegen Laubholz zu räumen, ist von acht Zehntheilen zu zwey Zehntheilen. Ich kaun in der Zeit, wo ich zwey Zehntheile Laubholzstobben herausnehme, ganz sicher acht Zehntheile Nadelholzstobben, auch wohl eher mehr als weniger, ausheben.

Ich habe die Beschaffenheit der Wurzeln anzeigen müssen, um die Art des Verfahrens bey'm Ausheben derselben einleuchtender zu machen.

Weiden pflanzen sich unter allen Holzarten am geschwindesten fort, und sind am schwersten auszurotten. Man könnte sie mit Recht im Holzreich unter

ter

ter die Art der Polypen rechnen. Denn man nehme die Wurzel von Weiden, zertheile sie in viele Stücke, und verpflanze jedes Stück besonders; es wird fortkommen und treiben. Dieses versuche man auch mit dem Holze selbst ohne Wurzel; es wird wieder wurzeln, fortkommen und leben.

Da nun diese Holzart am häufigsten in niedrigen und feuchten Dertern anzutreffen ist, so verursacht sie auch beym Heuschlagräumen die meisten Hindernisse; deswegen denn auch beym Ausheben derselben die meiste Vorsicht gebraucht werden muß.

Daß bey dieser Arbeit gute Brechstangen, Beile und Schaufeln nothwendig sind, versteht sich von selbst. Nur so viel will ich anzeigen, daß statt der Brechstangen gute starke Pfähle von Eichenholz dieselben Dienste thun.

Wenn also, wie oben angezeigt worden, der Boden abgeräumt ist, und die nöthigen Kanäle gezogen sind, gehe man an die Stobben.

Was die Weidenstobben betrifft, so können dieselben auch vor bestellter Grabenarbeit schon vorgenommen werden; zu denen kommt man nie zu zeitig.

Herbst

Herbst und Frühjahr ist die bequemste Zeit zu dieser Arbeit. Im Herbst ist die nothwendigste Arbeit schon besorgt, und im Frühjahr, ehe das Erdreich abgetrocknet hat, ist Zeit genug übrig. Auch können während der Feldarbeit die Fußgänger, wenn geegt wird, dazu gebraucht werden. Denn ich vortheile ja beym Eggen zwey Drittheil Fußgänger. Ein kleiner Junge kann bequem mit drey Pferden eggen. Auf dem Mittelpferde sitzt er, und zwey hat er zu Handpferden.

Mit meiner gesammten Macht gehe ich zu meinem neuen Heuschlage und fange mit den Weidenstobben an. Auch können die Espenstobben mit drunter genommen werden; doch sind diese nur halb so schwer herauszubringen, weil die Nebenzweige der Wurzel nicht so weit reichen, als die von Weiden. Wenn diese erst heraus sind, mit den übrigen Holzarten wird man geschwinder fertig; und da die wenigen Nachwuchs haben, so kann in den Zwischenräumen immer Heu gemacht werden. Bis die Hauptfeinde weggeschafft sind, stehen diese besser ab, und sind hernach leichter herauszubringen.

Bev

Bey dem Herausheben verfährt man auf folgende Art. Man stößt mit einer starken Hacke, oder Schaufel die Nebenzweige von der Hauptwurzel ab, und verfolgt die Hauptwurzel durch Nachgraben, bis man sie herausgebracht hat. Alsdenn nimmt man die Nebenzweige heraus. Einen solchen Zweig faßt man am Ende, wo er abgestossen ist, und geht mit ihm fort, weil diese Art Wurzeln nur die Oberfläche der Erde einnehmen; daher ist auch die Resistenz der Erde nicht groß, so, daß ein guter Arbeiter drey, vier bis fünf Klaftern weit mit ihm fortmarschirt, bis die Wurzel aufhört. Merkt der Arbeiter schon stärkere Resistenz, so muß er untersuchen, was diese verursacht. Es ist gewiß eine andere Wurzel, oder ein Stein, worunter sie wegläuft. Diese Hinderniß muß er aus dem Wege schaffen. Führt er mit verdoppelten Kräften fort, so bricht die Wurzel. Wenn gehörige Aufsicht dabey ist, hat es nichts zu bedeuten, man fängt vom abgerissenen Ende an und nimmt den Rest heraus. Geschieht dieses nicht, so treibt der nachgebliebene Rest gewiß, und diese nachgebliebene Reste sind hernach die wahre Ursache

che des so häufigen Nachwuchses. Es sind auch nur Weiden und Espen, was so vielen Nachwuchs giebt, weil die Nebenzweige so weit fortlaufen und nicht gehörig herausgenommen werden.

Die Stobben von allen Arten Laubholz überhaupt sind der vielen Nebenzweige wegen schwer herauszubringen, doch darf man nicht so viel Nachwuchs, als von Weiden und Espen, befürchten.

Wenn die Nebenzweige einmal von der Hauptwurzel abgestossen sind, so sucht man nur die Hauptwurzel herauszunehmen, und die kann nicht anders als durch Nachgraben herausgebracht werden. Der Nebenzweige wegen sey man ja unbesorgt, weil sie wenig Nachwuchs geben, der so unbedeutend ist, daß er durch das öftere Mähen gänzlich aufhört.

Die Stobben von allem Nadelholze sind mit leichter Mühe herauszunehmen, besonders wenn sie ein Paar oder mehrere Jahre abgestanden haben. Man nimmt einen guten starken eichenen Pfahl, stößt ihn unter den Hauptzweig der Wurzel, und hebt so die Wurzel mit allen ihren Nebenzweigen
mit

mit leichter Mühe heraus, und ich verbürge mich, die Wurzel einer Maß (wohl verstanden, wenn ich die nöthigen Werkzeuge bey der Hand habe) geschwinder herauszubringen, als die von einer zwölfjolligen Erle oder Birke. Ich habe auch nur in der Absicht das Ausheben des Nadelholzes angezeigt, weil unter allem Lohholz auch viel Nadelholz steht. Ein jeder praktischer Wirth weiß von selbst, daß ein Terrain, wo lauter Nadelholz steht, weder zu Ackerland noch Heuschlag tauglich ist. Demjenigen also, der schon kein besseres hat, schenke Gott Geduld, und er thue seine Pflicht, und besleißige sich nur auf hinreichenden Dünger. Er wird mit mehr Mühe und Arbeit, allein ebenso gut als seine übrigen Brüder, unter Gottes Beystande, sein Brod in Friede essen, und seinen Wein in Freude trinken.

Doch wollte ich wohlmeynend gerathen haben, hauptsächlich auf Terrain und Klima zu sehen, und bey allen Unternehmungen Natur und Erfahrung zu Rathe zu ziehen. Man wässert jetzt in Kurland Heuschläge, säet Klee, führt Stallfütterung ein; allein

allein ich habe noch keinen wahren Vortheil davon gesehen.

Auffallend ist es mir gewesen, daß der Herr Hofrath Schubart in seinem praktischen Erweise, Hütung, Trift und Brache als Gebrechen, ja so gar als Pest der Landwirthschaft angiebt. So viele Achtung ich auch für seine ökonomischen Kenntniß hege, so großen und vielen Dank auch er durch Mittheilung dieser Kenntniße von der menschlichen Gesellschaft verdient, so muß ich doch sagen, daß ich diesen seinen Beweis für weiter nichts, als eine idealischökonomische Schönheit nehme, die, der ihr im Wege stehenden Hindernisse wegen, zur wahren Wirklichkeit nie kommen kann, noch wird.

Alles, was der Natur und Erfahrungen widerspricht, ist unmöglich. Herrn Schubarts praktischer Erweis der Stallfütterung widerspricht aber wirklich der Natur und Erfahrung.

Ein praktischer Versuch, wo es auf eine ganze Lebenszeit ankommt, kann noch nicht dadurch seine Authenticität erhalten, wenn er auf eine gewisse Zeit von guter Wirkung gewesen ist, sondern diese gute Wirkung muß sich auf die ganze Lebenszeit äu-

fern. Daß die Wirkung von Herrn Schubart's einzuführender Stallfütterung auf die ganze Lebenszeit der Thiere von glücklichen Folgen seyn könne, widerspricht die Natur.

Die höchste Weisheit hat die dem Thiere fehlenden höheren Kräfte durch einen natürlichen Instinkt ersetzt, daß zu seinem Besten, oder Schaden Taugliche zu wählen, oder zu verabscheuen, und mit diesem höchstweislich väterlichen Instinkt wählet das Thier aus dem vollen Schooße der gütigen Natur für sich das Zutrüglichsste, und verabscheuet das Schädliche. Herr Hofrath Schubart möge das Thier, und die zu seiner Erhaltung dienlichen Mittel genau kennen, um aus den gesammelten Kräutern die den Thieren schädliche abzusondern, und sein höchstmöglich gesammelter Vorrath würde doch gegen den, den das Thier aus der Hand des gütigsten, weisesten und liebeichsten Schöpfers erhält, in keinen Betracht kommen. Da aber der Herr Hofrath durch Sammlung guter und nützlicher Futterkräuter, gewissen obwaltenden ökonomischen Schwierigkeiten begegnen lehrt, so verdient er in allem Betrachte von einem jeden

Wirth,

Wirthschaftsverständigen den wärmsten und vollsten Dank.

Weide ist das erste und nothwendigste Erforderniß in der Landwirthschaft. Ein Wirth muß hauptsächlich darauf sehen, sich gute Weide zu schaffen, weil die wahre ökonomische Glückseligkeit auf einen guten Viehbestand beruht. Hat das Vieh sein hinreichendes Futter, und wird für die Gesundheit desselben mit nöthiger Voracht gesorget, (dazu gehört hauptsächlich wie und wo es geweidet, und wie es im Winter gepfleget wird,) so kann man sich wahren Ertrag aus der Oekonomie versprechen. Im zweyten Abschnitte will ich ausführlicher davon reden. Soll nun diese ökonomische Glückseligkeit zur wahren Vollkommenheit gelangen, dazu sind Weide, Wiesewachs, Brache, das erste nothwendige Erforderniß, keinesweges aber Gebrechen oder Pest. Eine allgemeine höchstnöthige und gute Sache, wenn sie gleich fehlerhaft ist, hört deswegen noch nicht auf, nothwendig und gut zu seyn, wenn durch glücklich erfundene Mittel diese Fehler abgeändert werden können. Des Herrn Hofraths Methode Futterkräuter zu sammeln,

lehrt

in allem Betrachte diese Fehler verbessern, und unser Vieh, bey vorfallender Kälte, Mäße und gar zu heftiger Hitze zu sichern, da diese Naturbegebenheiten dem Vieh sehr schädlich, und oft von den betrübtesten Folgen sind. Aber wer hat das Recht, das Thier seufzend zu machen? Und wenn er es hätte, wäre es weißlich gehandelt, dem Thiere einß von den Principien wahrer Glückseligkeit, Freyheit, Liebe, Sonne zu rauben? Diese hat das Thier der untersten Klasse mit dem der ersten gemein, und diese sind Ausfluß erster wirkender Kraft. Der Wurm, den das erste edelste Thier unachtsam zertritt, ist weniger glücklich, so bald einß von diesen Principien eingeschränkt ist, als sein unachtsamer Zerstörer. So bald jede Glückseligkeit eingeschränkt ist, ist sie nicht vollkommen, und je weniger vollkommen sie ist, desto weniger ist sie dauerhaft. Der gesündeste mit allem Ueberflusse reichlich versehen Mensch, wenn er lange eingekerkert sitzt, wird gar bald empfinden, was es heiße, jener Güter aller beraubt seyn. Und wie vielmehr die zu freyer Bewegung erschaffnen Thiere?

Ich will nun zeigen, wie eigentlich eine Weide oder Hütung beschaffen seyn soll, dem weidenden Vieh gute Nahrung, auch bey sich schleunig ereignenden Wetterveränderungen Sicherheit und Schutz zu schaffen. Zur Weide müssen nothwendig trockene und hohe Gegenden gewählt werden. Nichts ist dem Viehe schädlicher, als der bekannte Honigthau im Sommer, und im Herbst der Staubthau, der wie Spinnenwebe die Erde bedeckt, und bey anhaltendem trockenem Wetter sich einzustellen pflegt, und dann der Reif. Auf den Anhöhen trocknet Thau geschwinder ab, und die dem Viehe so schädlichen giftigen Dünste werden eher verwehet, als in den Niedrigungen, wo sich alles hinziehet. Wer alldenn hinreichend Futtervorrath hat, der handelt weislich und klug, wenn er sein Vieh daheim versorgt, bis der Thau abgetrocknet ist, und die Dünste sich verzogen haben. Der nun schon nicht hinreichend Futter hat, muß die Anhöhen, weil sie eher abtrocknen, erst betreiben, und zu Mittage das Vieh in den Niedrigungen zur Tränke führen. Oekonomisch verfahren, muß gar nicht verstattet werden, Vormittags die Niedrigungen zu betreiben,

ben, und zeitig vor Sonnenuntergange muß das Vieh wieder auf den Anhöhen weiden, weil die Dünste am ersten in den Niedrigungen aufsteigen, und nur sehr selten vor Sonnenuntergange die Anhöhen erreichen. Es ist dem Viehe nichts schädlicher, als das Weiden in den Niedrigungen und Krästen. Wer nicht durch Noth gedrungen ist, thut wohl, wenn er sie ganz vermeidet. Für Schaafe sind sie Gift, Pest und gewisser Tod. Die beste, sicherste und zuträglichste Weide für die Schaafe ist die Brache, nur muß aus Nachlässigkeit die Tränke nicht verabsäumt werden. Mein Schaafbestand hat sich unter Gottes Segen dadurch vorzüglich erhalten, daß ich die Schaafe nicht anders als auf der Brache weiden lasse. Wer alsdenn, wenn die Brache umgeworfen ist, Kleevorrath hat, der thut sehr wohl, wenn er die Schaafe in Hürden auf dem Felde füttert, bis die Brache abgegget und das Gras schon wieder hervorgeschoffen ist; alsdann überlasse er sie unbesorgt unserm lieben Allvater; er ist reicher als wir alle, und giebt auch reichlicher, als wir geben können. Wer Futtervorrath hat, der verspare ihn ja, bis

daß

daß Pflanzenreich ruht; es wird ihm schon zu Nuß kommen. Alles im Reiche Gottes soll ruhen, auch die Erde Gottes soll ruhen. Auf Wiesen und grüner Roggenfaat müssen die Schaase gar nicht geweidet werden, sonst werden sie sich selbst und den Pflanzen schaden. Da in Kurland das Kleesäen noch nicht genug kultivirt ist, so thut man wohl, wenn man gewisse Wiesen dazu bestimmet, um die Thiere bey Krankheiten, oder andern Vorfällen zu sichern. Man handelt höchstweise, wenn man so viel als möglich alles Fremde entbehrt. Die erste Weisheit hat jedes Land mit demjenigen versorgt, was der Natur eines jeden Dinges am angemessensten ist: so sind die Pflanzen in Kurland dem Klima und der Natur der Thiere Kurlands angemessener, als die aus Sachsen oder andern Orten.

In allen Fällen ist's gut, die Mittelstraße zu halten. So auch mit Herrn Schubarts gänzlicher Stallfütterung, die unter gehörigen Einschränkungen immer eine der glücklichsten ökonomischen Erfindungen bleiben kann.

Ich habe angezeigt, daß man zur Weide Anhöhen wählen müsse, auch den Grund und die Ursache

sache davon angegeben, jetzt will ich von der Verbesserung derselben reden, und wie nothwendig es sey, dieselben mit Schutzhörtern für das Vieh zu versehen, wo es bey schleunigen Ereignissen Schatten und Sicherheit haben könne. In Kurland hat jedes Gut Terrain genug, sich fette Weide zu schaffen, ausgenommen die, die die großen Aussaaten geschwächt haben, und da kann die Weide nicht anders, als durch Dünger verbessert werden. In Sachsen schafft man die Erde durch Kleesäen in Gartenerde um. Allein ich kann mich von der Wahrheit dieser vortheilhaften Umschaffung nicht überzeugen. Jede Kraft verliert durch Mittheilung ihrer Kraft. Wo soll denn die Erde die noch letzte der Kleepflanze mitgetheilte Kraft wieder erhalten? Aus den zurückgebliebenen Resten der Kleepstoppeln vielleicht? Diese verlorne Kraft zu ergänzen, dazu gehört eine weit größere Quantität von Vegetabilien, als die wenigen Kleepstoppeln auf der so schon ausgefogenen Erde. Bey dem Uckerbau hievon ein mehreres. Den überflüssigen Boden richtet man zur Weide zu, düngt ihn gut, pflügt ihn um, und besäet ihn das Frühjahr drauf mit Haber,

Haber, worunter Kleesaamen gemengt ist. Nach reiner Wirthschafftart muß nicht mehr Ackerland seyn, als bedünget werden kann. Die ganze Weide muß nicht auf einmal betrieben werden, sondern in gewisse Schläge getheilt seyn, damit das erste Stück, bis die andern abgeweidet werden, Zeit gewinnt, wieder frisch Futter zu treiben.

Auf den Gütern, die noch nicht durch die großen Aussaaten verdorben sind, und wo Gottes Erde noch ihre völlige Kraft hat, läßt sich schon leichter eine Weide anlegen. Man haut ein zur Weide bestimmtes Stück Landes nieder. Erlen haben, ökonomisch wahr, den besten Boden. Hat man ein solch Stück Land, so ist man der besten Weide gewiß. Den niedergehauenen Strauch lasse man in Rödungen schlagen, die ledigen Plätze werden umgepflügt und zur Saat bereitet; kurz vor der Saat brennt man die Rödungen ab, besäet das ganze Stück mit Gerste, worunter Kleesaamen gemengt ist, und nach abgenommener Gerst läßt man es zur Weide liegen. Die Erde behält ihre völlige Kraft zum Treiben, ist durch die in Fäulniß übergegangene Vegetabilien noch mehr gestärkt.

wird

wird durch den von dem weidenden Vieh darauf kommenden Dünger, in ihrer vollen Kraft erhalten, und so bleibt die Hütung immer gras; und futterreich, und kann sich nicht verschlimmern, sondern muß sich von Jahr zu Jahr verbessern. Alle große und schattenreiche Bäume müssen mit aller Vorsicht beybehalten werden, und in Kurland, da die mehresten Güter holzreich sind, kann man große Räume mit Holzrinde bedeckt anlegen, wo das Vieh ruhen und bey Vorfällen sich sichern kann. Ist die Weide gut, so hat sich das Vieh geschwind gesättiget, und ist der Ruhe sehr bedürftig. Hat das Vieh Ruhe, so kann es gehörig wiederkauen, die Digestion wird geschwinder befördert und das Vieh bleibt gesund. Die Weiden müssen auch nicht eher betrieben werden, als wenn die Heuschläge bekreuzet und die Brache umgepflüget worden ist, denn von der Brache kömmt die beste und fetteste Milch. Hat die Brache wieder Gras getrieben, und ist Feld und Wiese rein; so haben die Thiere ja Raum genug zu weiden, so weit nur die Erde auf ihres Herren Boden reicht.

Von der Entstehung des Blitzes und Donners, oder der Gewitter.

Die große Lehre von den Luftbegebenheiten hat in unsern Tagen durch Untersuchungen und Entdeckungen einiger unermüdeten Naturforscher an Licht und Gewißheit unendlich gewonnen. Aber unbegreiflich ist, daß alle diese bis zur Evidenz gebrachte Wahrheiten so wenig noch ins große Publikum gekommen, und daß falsche Begriffe, Aberglauben und alte Sagen und Vorurtheile von dieser wichtigen Materie dennoch fortan fast allgemeyn gäng und gäbe sind. Ich sahe mich um nach einem Schriftsteller, der diesen Gegenstand gründlich, leicht und populär abgehandelt hätte; ich las diesen und jenen nach, um selbst ein faßliches Ganzes aus vielen zusammenzutragen. Endlich fand ich in den Mannichfaltigkeiten, einer berlinischen Wochenschrift, eine Abhandlung, die mir, vor vielen andern weit scharfsinnigern und gelehrtern, die lehrreichste und allgemein verständlichste schien. Daher kommt, was ich über eine so denkwürdige Materie hier mittheile. Hoffentlich wird dieser

Aufsatz

Aussatz vielen, da das Werk, aus dem er genommen ist, sich nicht in allen Händen befindet, willkommen seyn; zumal da er mit einigen Veränderungen, Auslassungen und kleinen Zusätzen erscheint.

Auf die Frage: Was sind die Gewitter, und wie entstehen sie? ist heut zu Tage viel leichter zu antworten, als in vorigem Jahrhunderte, da man noch nicht Gelegenheit hatte, zwischen der künstlichen und natürlichen Elektricität Vergleichen anzustellen und die Erscheinungen der letztern durch die Versuche der erstern zu erklären. Die Elektricität ist unter unsern Händen eben das, was der Donner unter den Händen der Natur ist. Die erste ist fruchtbar an seltsamen Erscheinungen, der letzte an erstaunlichen Wundern. Wenn die Wirkungen der Elektricität nicht so wunderbar sind, als die Wirkungen des Blitzes und Donners, so kömmt es daher, weil die Kunst weniger Wege hat, als die Natur. Diese führt im Großen aus, was jene nur im Kleinen nachahmt. Die Materie des Blitzes ist auch die Materie der Elektricität. Im Blitze leuchtet sie, entzündet, wirkt schleunig, geht geschwind

geschwind in andre Körper über, schmelzt die Metalle, zerreißt, zerstört, bisweilen ohne zu zünden tödtet Thiere, ohne allemal eine sichtbare Spur des Todes zurückzulassen. Der Blitz läßt einen schwefelichen Geruch nach sich. Stark elektrisirte Körper haben eben diesen Geruch. Die Seide hemmet die Wirkungen der Blitze und der elektrischen Wirbel. Wie der Blitz ein Buch unberührt läßt, aber die auf der Schale desselben befindliche goldene Figuren und den goldenen Schnitt schwärzet, oder hinwegnimmt; so darf man nur dem Ende einer elektrischen Kette ein überguldet Buch nähern, um zu sehn, wie der Funke alles Metall durchläuft und es gleichsam überall in Feuer setzt. Durch die künstliche Electricität sind oft Lähmungen und Starrsucht geheilt worden; durch die natürliche nicht minder. So groß ist die Uebereinstimmung der natürlichen und künstlichen Electricität, und so gewiß die Folge: daß einerley Ursache, nur in verschiedenem Grade, bey beyden vorhanden sey.

Bev Erklärung der Gewitter hat man vornehmlich zuerst auf die entzündbaren Materien, woraus der Blitz entsteht, dann, auf die Ursachen, welche

welche ihn und den Donner hervorbringen können, und endlich auf die Wirkungen zu sehen, die aus diesen Lusterscheinungen natürlicher Weise herzu leiten sind.

Der ganze Dunstkreis, der, wie ein durchsichtiges Kleid, rundum unsre Erde decket, ist ein deutliches Bild eines getreuen Haushalters, welcher alles in der Absicht aufbewahret, daß es zur bequemsten Zeit gebraucht werden möge. Die Sonne, als eine dienstfertige Gehülfinn, bereichert durch ihre arbeitende Stralen den Dunstkreis mit unglaublich vielen Materialien, bloß zu unserm Vortheil, ohne selbst Gebrauch davon zu machen. Sie ist nur geizig, um wohlthun zu können. Was sie der Erde Entbehrliches entziehet, ersetzt sie zu rechter Zeit durch den wohlthätigsten Segen. Alles Ueberflüssige, was der Natur zur Last fallen würde, sammlet jener sorgsame Haushalter, durch Vermittelung seiner Gehülfinn, ein, um uns, nach unzählbaren damit vorgenommenen Veränderungen, die kräftigsten Zubereitungen wieder zurückzugeben. Was ist der in der Atmosphäre gesammelte Vorrath anders, als ein Schwall überflüssiger,

ger, rauber Dünste, die wir hernach aus dem großen Laboratorium der Natur gereinigt und brauchbar wieder erhalten? Die Unterschiedlichkeit der Ausdünstungen ist so unbeschreiblich groß, daß man alle Körper der Naturreiche besonders durchgehen müßte, um einen vollständigen Begriff davon zu bekommen. Jedes Thier, so wie der Mensch, jedes Insekt, jede Pflanze, fast jeder Körper hat seinen eigenthümlichen Geruch, folglich seine besondern Ausdünstungen. Man glaube daher ja nicht, daß die kleinen Partikeln, die aus der Erde, aus dem Thierreiche oder andern Körpern, aus Pflanzen und aus dem Wasser in die Höhe steigen, bloß wäßriger Natur, oder daß die feuchten die einzige Art von Dünsten seyen, welche von der Luft, wie von einem Wasserschwamme, angesogen werden. Eine geringe Aufmerksamkeit kann uns von der Mannichfaltigkeit der Materien überzeugen, welche den Dunstkreis, in unterschiedenem Abstände von der Erde, erfüllt. Ein aufsteigender Rauch — was ist er anders, als eine trockne Wolke schwefelicher und salpeterartiger Ausdünstungen? Und wem ist unbekannt, daß ein flüchtig

tiged

tiges Oel, oder ein rektificirter Weingeist, in einem unbedeckten Glase sich nach und nach in unsichtbare Dünste auflöset und in der Luft verschwindet? Die Ausdünstungen faulender Körper sind wieder von anderer Beschaffenheit. Von ihrer Gegenwart überzeugt uns der Geruch, besonders zur Zeit der späten Herbstnebel, die für unsre Geruchsnerven höchst widerlich und der Gesundheit leicht nachtheilig sind, weil alsdenn die faulen Ausdünstungen des entlaubten Pflanzenreiches zu häufig unter die wässerigen Dünste gemischt sind. Da wir überhaupt von allen uns umgebenden Körpern nichts durch unsre Geruchsnerven empfinden, als die flüchtigen Theile, so können wir von der unbeschreiblichen Verschiedenheit des Geruchs, den wir im Thierreiche, im Pflanzen- und Mineralreiche bemerken, einen sichern Schluß auf eine eben so unbegreifliche Mannichfaltigkeit der Dünste machen, die sich zu einer unterschiedenen Höhe in die Luft erheben.

Die Fäulniß ist eine Art der Auflösung, oder der Zerstörung in der Natur, welche von der einen Seite als eine Wohlthat, von der andern aber als
etwas

etwas Verderbliches betrachtet werden kann. Darmit sie nicht weiter um sich greifen möge, als den weisesten Absichten des Schöpfers gemäß ist, hat das wohlthätigste Wesen die Natur mit reichlichen Gegenmitteln wider dieselbe bewaffnet. Daber machen Schwefel und Salpeter, als das stärkste Gegengift, einen so großen Bestandtheil lebender und lebloser Geschöpfe aus. Die Gewalt der Sonne, eine Menge anderer, als feuchter Theile loszumachen, lehret der Augenschein. Die aufgelösten Schwefeltheile können, vermöge ihrer natürlichen Schwere, nicht so hoch, als wäßrige Dünste, in der Luft emporsteigen. Sie haben überdieß die Eigenschaft, sich leicht und stark in der Sonnenwärme zu erhitzen. Dürfen wir uns also, bey dem reichen Vorrathe von Schwefeltheilen in der Luft, wohl wundern, daß es im Sommer, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, schwül wird, oder wenn die erhitzte Luft in uns jene ermattende Bangigkeit verursacht, die unwiderstehlich jeden thierischen Körper niederdrückt?

Die Schwefeldünste sind die Quintessenz des entzündbaren Schwefels, und zur Entflammung
 desto

desto mehr aufgelegt, je stärker sie zertheilt wor-
 den. Sind wir nicht der Entstehungsart eines
 Blitzes schon ziemlich nahe? Der Stoff und die
 Fähigkeit desselben zur Entzündung ist da. Nun
 fehlt es noch an einer gelegentlichen Ursache dazu.
 Wie bald kann sich auch diese finden? Ein gelin-
 des Reiben brennbarer Theile an einander, durch
 eine brennbare Luft; eine Art der Gährung in ei-
 ner entzündbaren Materie, oder auch nur eine
 bloße Vermischung unterschiedener Arten von
 brennbaren Ausdünstungen sind schon hinlänglich,
 sie zu entflammen. Ein feiner Phosphorus kann
 zum Beyspiele der ersten Art dienen. Er entzün-
 det sich von der geringsten Bewegung der Luft.
 Sieht man, bey einer Auflösung des Goldes durch
 Scheidewasser, auf die dabey erfolgende Gährung
 acht, welche das Glas so stark erhitzet, daß man
 nicht vermögend ist, es in der Hand zu halten; so
 hat man ein Beyspiel der zwoten möglichen Art
 der Entzündung. Wer sich von der dritten Art
 überzeugen will, der gieße rauchenden Salpeter-
 geist mit Melkendl zusammen. Der Erfolg bey
 Vermischung dieser brennbaren Flüssigkeiten wird

so schnell seyn, daß er unvorsichtigen Zuschauern gefährlich werden könnte. Die vierte mögliche Art ist die Entzündung der in der Luft vorhandenen Ausdünstungen durch die Sonne selber.

Kartestius und viele von den alten Philosophen waren der Meynung, daß sich die Blitze erzeugten, wenn zwischen zwei übereinander stehenden Wolken viele Ausdünstungen gesammelt wären, und die obern sich ganz auf die untern herabsenkten, so daß dadurch die Luft zwischen beyden stark zusammengedrückt und herausgestossen würde. Dadurch, sagten sie, vereinigen sich die Ausdünstungen in einen Haufen zusammen, werden mit Ungestüm herausgetrieben, entzündet sich, und bringen also den Blitz hervor. Da diese Erklärung schon das deutlichste Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an der Stirne führt, so bedarf es hier keiner ausführlichen Widerlegung; zumal, da schon Waffei aus überzeugenden Gründen sie verworfen hat.

So oft demnach die im Dunstkreise vorrätigen Dünste sich entweder durch eine plötzliche Bewegung der Luft aneinander reiben, oder in eine Art der Gährung gerathen, oder mit brennbaren Dünsten

Dünsten vermischt, oder endlich durch die Sonne selbst bis zur Entflammung erhitzt werden, so oft entsteht eine sichtbare Entzündung derselben. Diese Entzündungen kommen in den Ländern und Gegenden natürlicher Weise am häufigsten vor, deren Eingeweide mit dem stärksten Ueberflusse von Schwefel angefüllt sind. Bloß die Dienstfertigkeit wohlthätiger Winde befreyet sie von einem Theile der Gefahren, die über den Häuptern ihrer Einwohner schweben.

Brennet nun die auf angezeigte Weise entzündete Materie in der Stille und ohne darauf folgenden Knall ab, so sagen wir: es wetterleuchtet, auch wohl: der Himmel kühlet sich ab; geschiehet es aber mit einem Geräusche, wovon zuweilen die Grundvesten des Erdbodens erzittern, so sagt man im eigentlichen Verstande: es blißet. Es ist nothwendig, das Leuchten von dem Blitze, sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als des Begriffes selbst, durchgängig wohl zu unterscheiden, weil es zweyerley Erscheinungen von besonderer Natur sind. In beyden Fällen entsteht zwar, durch eine der vier angezeigten Ursachen, eine Entzündung der in der Luft

Luft vorhandenen Schwefeldünste. Beym Wetterleuchten sind diese allein zureichend über einen großen Theil des Horizonts in der Stille eine prachtvolle, aber nicht gefährliche Flamme zu verbreiten. Denn so lange die Ausdünstungen nicht von einem gewaltsamen mineralischen Körper, sondern nur von Salpeter, Harz, oder einer dlichen Materie herkommen, sind sie zwar geschickt, sich zu entzünden, aber nicht zu schaden, oder einen Stoß auszuüben. Sie stellen alsdenn gleichsam eine Art unschädlicher Ferkichter vor, die bey Vernünftigen keine Furcht erregen dürfen.

Man ersieht aus dem vorbergehenden ohne Schwierigkeit, daß zur Entstehung derjenigen Blitze, die in tausendfältigen Krümmungen in der Luft herumfliegen und von einem fürchterlichen Donner begleitet, oder befolget werden, noch etwas mehr, als bloßer Schwefel, gehöre. Die Naturkundiger sind darinn einig, daß die salpeterartigen Dünste diese große Wirkung hervorzubringen vermögen. Wer die Bestandtheile des Schießpulvers, nämlich Salpeter, Schwefel und Kohlen, nebst den Wirkungen dieser schwarzhischen Erfindung

duna

dung kennet, wird aller weitem Zweifel überhoben
 seyn können. Der Donner eines Geschüßes hat
 mit dem natürlichen Donner die größte Aehnlich-
 keit. Das Feuer, welches aus der Mündung des
 Geschüßes, wie aus einem Schlunde, herausfährt,
 trennt und dehnet die äußere Luft mit der aller-
 größten Geschwindigkeit aus. Der ganze Luftkreis
 wird davon erschüttert. Diese ausgedehnte Luft
 fährt alsdann eben so schnell und gewaltsam wie-
 der zusammen, und dadurch entsteht der schreckliche
 und betäubende Knall. Die Scheidekünstler ha-
 ben diese mächtige Erscheinung der Natur, die wir
 den Donner nennen, auch in freyer Luft, durch das
 sogenannte Prasselgold (*aurum fulminans*) oder
 Knallpulver nachzuahmen gelernt, welches aus
 Weinstein, Salpeter und Kohlenstaub verfertigt
 wird, und sich mit unglaublicher Gewalt entzün-
 det. Säuerliche Geister und chymische Oele verur-
 sachen ebenfalls ein Knallen. Eisenfeile, Schwefel
 und Wasser werden zusammen heiß, geben Flam-
 men und bringen zuletzt einen Knall hervor. Daß
 der Blitz wirklich eine Entzündung von Salpeter
 und Schwefel sey, lehrt theils der Geruch, den er
 hinter

hinter sich läßt und der mit dem Geruche des Pulvers übereinkömmt, theils die Farbe der Flamme. Alle Dinge, sagt schon Seneka, die vom Blitze getroffen sind, haben einen Schwefelgeruch: und Plinius behauptet, daß sogar das Licht der Blitze die Farbe vom Schwefelfeuer habe. Persius, der Dichter, nennt daher den Blitz den heiligen Schwefel.

Die Alten ertheilten, nach den unterschiedenen Wirkungen, welche sie bemerkten, den Blitzen auch unterschiedene Namen. Durchbohrende Blitze (*Fulmen terebrans*) waren die, welche Metalle schmelzten, ohne ihre Behältnisse zu verletzen, oder Gebelne zermalmten, ohne das Fleisch der Thiere zu zermalmen. Zerreißende (*Fulmen discutiens*) hießen diejenigen, welche Bäume zersplitterten, oder Thürme und Mauern zersprengten, ohne zu zünden. Man pflegt diese Art auch heut zu Tage kalte Schläge zu nennen. Wenn hingegen ein zündender Blitz in Flammen ausbrach, die alles in Staub und Asche verwandelten, legten sie ihm den Namen eines brennenden Blitzes (*Fulmen urens*) bey. Die Einförmigkeit der Grundsätze, woraus
 sich

sich alle diese Erscheinungen erklären lassen, Hebe alle diese Eintheilungen der Blitze von selbst und zugleich den erdichteten Unterschied auf, den man unter einem Feuer; und Wasserstrale zu machen pflegte, deren erster zünden und der andre sogleich löschen sollie. Es würde um unsre Naturkunde sehr zweydeutig außsehen, wenn wir den Bewegungen eines Wasserstrals eben die Geschwindigkeit zugestehen müßten, die ein Feuerstral, seiner Natur nach, beobachtet.

Auß den schlangenförmigen, oder winklichen Richtungen der Blitze können wir schließen, daß der brennbare Stoff nicht in einer Linie zusammenliege, sondern hier und da zerstreut sey, und sich, wie ein irregulär angelegtes Lauffeuer, entzünde. Eben diese Richtungen, sagt Maffei, sind zugleich ein Beweis, daß die Blitze nicht auß den Wolken kommen, noch durch eine außere oder fremde Gewalt fortgetrieben werden. Denn alles, was geschleudert wird, geht in seinem Wurfe gerade nach dem Ziele fort und ist nicht vermögend, Krümmungen oder Winkel zu machen.

Es giebt Blitze, welche durch Mauern schlagen, ohne ein Loch zu hinterlassen. Maffei meynt, daß dieses alsdann geschehe, wenn die Linie der Ausdünstungen durch die Mauer in einem fortgerhet. Die Materie des Blitzes dringt, unter diesen Umständen, so mit ihnen durch, wie einige Aufflüße von riechenden Dingen durch ein Brett hindurchkommen, daß zwischen dem empfindenden Theile und dem riechenden Körper gestellt ist.

Nicht alle Blitze erreichen die Erde, oder entzündn sich ganz nahe an derselben; alle Blitze aber, welche die Erde erreichen, oder sich nahe an derselben entzündn, schlagen ein. Im ersten Falle zerplagt die erhitzte Materie des Blitzes, wie eine schlecht gefüllte Bombe, ehe sie bis an den Erdboden gelanget, und ist alsdann völlig unschädlich; im letztern Falle können sie gefährlich werden. Da aber die leeren Plätze des Erdbodens, wo keine Häuser, noch Menschen sind, den größten Raum ausmachen, so können immer vierzigtausend und mehrere Blitze einschlagen, ohne daß ein einziger wirklichen Schaden thut.

Wo aber ist eigentlich der Wohnplatz der Gewitter? Darüber sind die Meynungen noch sehr getheilt. Einige weisen ihnen ihren Aufenthalt über den Wolken, andre in den Wolken und noch andre unter denselben an. Wer hat die meisten Gründe der Wahrscheinlichkeit vor sich? — Wer sich überredet, die Wolken theilten sich so, daß man den Blitz, der über ihnen wohne, sehen könne, der läßt sich durch seine Sinne hintergehen. Befände man sich zur Zeit eines Ungewitters auf einem hohen Berge, so würde man über den Wolken das angenehmste Sommerwetter zu eben der Zeit bemerken, da das Gewitter in den Thälern auf das heftigste wüthet. Wer dem Wetter in den Wolken selbst seinen Sitz anweist, der hat wohl nicht vorher überlegt, daß die wäßrigen Dünste der Wolken nicht leicht eine so schnelle Entzündung verstaten würden. Ein kräftiger Beweis, daß die Blitze weder über, noch in den Wolken entzündet werden, ist die Erfahrung, daß es zuweilen bey ganz reiner und entwölckter Luft zu wittern pflegt, weil der Dunstkreis im Sommer fast immer

immer hinlängliche Schwefeldünste zur Entzündung vorrätzig hat.

Maffei ist der Meynung, und bestätiget sie durch viele Beyspiele der Alten, daß die Blitze niemals aus den Wolken zu uns kommen, sondern sich nahe an der Erde erzeugen und als Raketen in die Höhe fahren. Es ist also, sagt er, nicht der Himmel, der seine feurigen Pfeile wider uns abschießt, sondern vielmehr die Erde, welche ihre Pfeile wider die Wolken zu versuchen scheint. Die Gelegenheit zu dieser Meynung gab ihm folgender Vorfall: Es hatte sich in seiner Studierstube ein Blitz erzeugt, der, kurz vor seinem Abzuge, in Gestalt einer kleinen blauen Flamme sich auf dem Boden der Stube sehen ließ. Sie vergrößerte sich immer mehr, nahm endlich, in Gegenwart einiger gelehrten Freunde des Maffei, mit einem entsetzlichen Knalle Abschied, fuhr durch die Decke des Zimmers, und that im obern Stockwerk nicht weniger Schaden, als ein Blitz von oben herab angerichtet hätte.

Loche sahe eines Abends eine ähnliche Entzündung der Dünste auf der Straße, die, bey dreyßig Schube

Schuhe lang, schnell über das Pflaster hinwegstrich, doch ohne darauf folgenden Donner. Plinius erzählt von den Hetruriern, die in der Erkenntniß der Blitze bey den Alten sehr berühmt waren, sie hätten schon deutlich erkannt, daß auch aus der Erde die Blitze hervorbrächen. Er nennt diese die untern, oder unterirdischen Blitze, (Fulmen atteraneum) und bemerkt dabey, daß die Hetrurier alle diejenigen, welche sie für irdische Blitze erkannten, für schädlicher hielten, als die übrigen. Indessen hatten sie auf diese Erfahrungen so wenig gründliche Schlüsse gebauet, daß sie sogar den Himmel in sechzehn Theilen abtheilten und sich von lauter Geheimnissen träumen ließen, wenn die Blitze, ihrer Meynung nach, aus einem oder dem andern Theile hervorschossen.

Der natürlichste Ort, wo der Blitz entstehen kann, ist wohl zwischen den Wolken und der Erde, oder am untersten Theile des Dunstkreises. Die meisten sind billig für diese Meynung eingenommen. Daher wünscht man bey bestigen Ungewittern einen guten Regen, der einen Theil der Blitze auslöschen und die Luft von dem Ueberflusse der schwefelichen Dünste

Dünste reinigen möge, wovon man auch oft deutliche Spuren nach einem Gewitterregen entdecket. Ueberhaupt aber läßt sich die letzte Meynung, daß sich ihr Revier bis zu ihrem Ursprunge, oder bis zur Oberfläche der Erde erstreckt, durch die meisten Erfahrungen beweisen. Aus diesem Grunde können heimliche Gemächer leicht eine fruchtbare Quelle solcher Entzündungen werden, und es ist allemal gefährlich, gesammelte Unreinigkeiten in ihren unterirdischen Höhlen zu beunruhigen.

Was ist nun aber der Donner, oder wodurch entsteht er? Er ist ein Kind des Blitzes durch die natürliche Spannkraft der Luft erzeugt. Die Entzündung der mit Salpeter vermischten Schwefeldünste zertheilt und dehnet plötzlich die nahe gelegene Luft dermaßen aus, daß die Zurückprallung der rings um den Ort der Entzündung verdrängten Luft, wegen der entsetzlichen Gewalt und Geschwindigkeit, womit sie bewerkstelliget wird, nicht anders, als mit der heftigsten Erschütterung und mit einem gewaltsamen daraus entstehenden Knalle geschehen kann.

Auf die Frage: Wenn entsteht der Donner? antwortet Muschenbrock also: "Wenn der Blitz, nach der Lage der zur Entzündung tauglichen Materien, dahinschießt, so wird nicht die ganze brennbare Materie auf einmal und durchaus entzündet, die entzündete aber dermaßen erhitzt, daß sie endlich, wie eine gefüllte Bombe, zerspringt, und in diesem Augenblicke den schrecklichen Knall erzeugt den wir den Donner zu nennen pflegen. Waffei behauptet aus seinen Erfahrungen, daß der Blitz nicht zu der Zeit, da das Feuer allmählig durch seine Materie läuft, sondern erst alsdann einen Knall hervorbringe, wenn dieser beynabe ans Ende derselben gekommen ist, und wenn die ihm mitgetheilte Gewalt die umschwebende Luft eröffnet, theilet, und, ihres kräftigen Widerstandes ungeachtet, zerreißt.

Der Schall selbst, der auf den Blitz folgt, ist nur ein einziger, der aber an eine Menge ungeheurer Wolken, Berge, Wälder, große Gebäude u. s. w. anprallen, und, wie die wunderbare Stimme des Wiederhalls, bis zum Erstaunen vervielfältiget werden kann. Von der Unschädlichkeit dieses

dieses Knalles ist wohl jeder verständige Mensch überzeugt, und es ist sogar etwas großes Feyerliches, ihm fern oder nahe zuzuhören. Auch kann man sagen, daß der Donner mit lauter Stimme uns verkündige, wie weit die Gefahr eines treffenden Blitzes noch von unserm Haupte entfernt sey. Dieser Umstand ist kein leerer Trostgrund; er ist in der Natur selbst gegründet. Ein entfernter Knall bedarf allemal einiger Zeit, ehe er bis zu unsern Ohren gelangen kanu. Mit ungleich größerer Geschwindigkeit aber dringt ein leuchtender Blitz durch einen eben so großen Luftraum zu unsern Augen. Sobald man demnach einen Blitz gewahr wird, darf man nur entweder nach einer Uhr die Sekunden, oder an sich selbst die Pulsschläge zählen. Der Knall des Donners folgt zwar gemeinlich unmittelbar auf den Blitz; seine Bewegung aber ist, wie schon gesagt, nicht so schnell, wie die Bewegung des Lichtes. Man kann sich hievon durch die Erfahrung überzeugen, wenn man in einiger Entfernung Holz hauen, oder schießen sethet. Im ersten Falle sehen wir die Art viel eher niederstaken, als wir den Schall des Hiebes bemerken

merken; im zweyten sehen wir den Blitz des losgezündeten Gewehrs desto länger vorher, ehe wir den Knall hören, je weiter der Schütze von uns entfernt ist. Wer also, vom Blitze an gerechnet, zehn Pulsschläge zählen kann, ehe er den Donner hört, der befindet sich noch in einem Abstände einer Viertelmeile vom Gewitter. Denn man rechnet überhaupt vierzig Pulsschläge auf die Zeit, in welcher der Schall eine Meile durchlaufen kann.

Die Jahreszeiten, in welchen die Gewitter entstehen können, sind nach den Umständen zu bestimmen. Bey einem frühen Ausgange des Winters kann man schon im März und April (in Kurland im April und May) sonst aber im Junius und den folgenden Monaten bis zum Oktober diese in aller Absicht große Naturbegebenheit sehen und hören. In den Herbstmonaten ist die Erde gegen die schwächern Stralen der Sonne schon karger in Abgabe der schweflichen Dünste zur Erzeugung der Blitze. Wenn sich, wie es zuweilen geschieht, in den Wintermonaten bey strenger Kälte Gewitter einfinden, so hat man diese Winterwetter als Fremdlinge zu betrachten, welche auf den Fittigen der Luft aus
 fernem

fernen Landen zu uns gebracht worden. Selten, doch nicht immer, sind diese unschädlich. So schlug, zum Exempel, um unter vielen Beyspielen nur eines besonders denkwürdigen zu erwähnen, vor etwa siebenunddreyßig Jahren (1747) in der Mitte des Decembers bey ziemlichem Froste ein Blitz in die Haberbergische Kirche zu Königsberg ein, und brannte sie nieder; eine Naturbegebenheit, die in unsern nördlichen Gegenden besonders auffallend ist.

Der Nachtheil, den wir von den Wirkungen der Gewitter zu besorgen haben, triffe entweder unsre Güter, oder uns selbst. Die erstern können durch die zerschmetternde Gewalt eines Blitzes beschädiget, oder durch sein Feuer entzündet und verzehrt werden. Die Art aber, wie Menschen und Thiere im Gewitter das Leben verlieren können, ist sehr verschieden. Einen furchtsamen und schwachen kann der bloße Schrecken über den blendenden Anblick eines vorüberschießenden Blitzes ums Leben bringen. Plutarch sagt von solchen Zaghaften: Man sieht viele, die der Blitz getödtet zu haben scheint, ohne die geringste Spur von einem Schlag oder Brande. Es ist wahrscheinlich, daß bey dies-

sen

sen die Seele, wie ein Vogel, aus Furcht davon geflogen sey. — Andre, welche die Materie des Ungewitters eben so wenig berührt hat, werden vom Schwefeldampfe des nahe vorbeystreichenden Blitzes, ohne sichtbare Verletzung am Körper, erstickt. Noch andre werden vom Schlage (apoplexia) ohngefähr auf folgende Art getödtet. Der menschliche Körper, nebst allen seinen flüssigen und festen Theilen, enthält eine Menge elastischer Luft in sich, die zur Zeit der Ungewitter durch die äußere schwüle Hitze in starke Bewegung gesetzt wird. Die gewöhnliche Herzensangst kündigt dieses deutlich an. Fährt nun ein solcher Blitz nahe an einem solchen Menschen vorbei, und tödtet ihn, ohne eine unmittelbare Verletzung, so fragt sich: wodurch wurde dieser Blitz tödtlich? Der Naturkundige antwortet aus sichern Gründen: die entsetzliche Glut des schnellen Blitzes verdünnte den Strich der Luft, in welchem er dahinfuhr, und in welcher der Mensch vorhin schon beschwerlich athmete, dergestalt, daß dieser sich plötzlich in einem luftleeren Raume befand. Der augenblickliche Mangel der äußern Luft würde ihn nicht gleich getödtet haben, und die

ver:

verdrängte und verdünnte Luft würde in dem durchglüheten Raume früh genug wieder ersetzt worden seyn; allein die plötzliche Ausdehnung der im Körper selbst, im Geblüte und in den kleinsten Gefäßen enthaltenen Luft wird in eben dem Augenblicke so heftig, und der Widerstand der äußern so unmerklich, daß unter diesen Umständen nichts leichter ist, als eine Zerspaltung einiger Gefäße im Gehirn, oder ein Schlagfluß. Die große Kraft der eingekerkerten Luft, in einem luftleeren Raume, kann man mit einem Glase versuchen, welches, wenn der äußere Widerstand gehoben worden ist, durch die Kraft und Stärke der eingesperrten Luft auß gewaltsamste zerplaget. Aus eben diesem Grunde werden schwammige Materien, als das Fleisch an menschlichen und thierischen Körpern, wosern nicht der Stral gerade darauf zutrifft, keinen äußern Schaden vom Blitze leiden, die Knochen aber durch die inwendig eingeschlossene Luft zersplittert oder zermalmt, und andre inwendige Theile durch dieselbe zermalmt worden.

Die blauen Streifen und das Bluten aus der
Nase,

Nase, oder dem Munde, bey Leuten, die vom Blisse getödtet worden, sind kein Merkmal einer unmittelbaren Verwundung, sondern vielmehr eine Bestätigung der vormaligen Todesart und eine Wirkung des zu schnell und heftig ausgedehnten Blutes. In den wenigen, die vom treffenden Blisse erschlagen worden, ist die äußere Verwundung so sichtbar, daß uns, bey dem ersten Anblicke, kein Zweifel ihrer Todesart mehr übrig bleibt.

Die Wirkungen, welche an Gebäuden, Mauern, Felsen, Bäumen und andern Körpern abwechselnd beobachtet werden, und zum Theil fast unbegreiflich sind, hat man entweder der Zerplazung der Feuermaterie, oder der erhigten, in ihrer Federkraft außerordentlich angestregten Luft, oder der zehrenden Kraft schnell bewegter Flammen beyzumessen. Man hat davon eine so große Menge ausführlich aufgezeichneter Nachrichten, daß man ein eignes Buch schreiben müßte, um die merkwürdigsten anzuführen.

Die lächerliche Erdichtung der sogenannten Donnerkeile (Ceraunius) verliert alle Wahrscheinlichkeit, allen Werth und Nutzen, sobald man sich
die

die Mühe nimmt, die Natur selbst in ihren Wirkungen zu beobachten, der angeführten Entstehung der Gewitter vernünftig nachzudenken und seinen Vorurtheilen die Rechte der Verjährung abzusprechen. Was man unter diesem Namen aufbehält, sind breite, vorn scharfe, künstlich zubereitete Steine, von grauer, grünllicher, oder schwärzlicher Farbe, zuweilen von Basalt, zuweilen von Feuersteinen, oder andern harten Steinarten, welche die Alten zu unterschiedlichen Absichten verfertigt und besonders zu Opferrmessern gebraucht haben. — Einige unter den Alten hielten diese Art von Donnerkeilen für den Probierstein, andre für den Beschneidungsstein. In Kanada machen die Wilden eine Art Messer daraus.

Die Belemniten, oder Alpschosse &c. sind schon lange von dem abergläubischen Verdachte losgesprochen, daß sie vom Gewitter erzeugte Keile, oder Donnerkeile seyen. Man hat aus ihrer Struktur überzeugend gesehen, daß sie den natürlichen Versteinerungen, besonders den geraden, vielkammerigen Röhren (*Orthoceratitæ*) beigezählt werden müssen.

Ueberhaupt verschwindet das Wunderbare und
das

daß Ominöse in den meisten gewöhnlichen Erscheinungen der Natur in eben der Maße, als man sich mit den unumstößlichen Naturgesetzen näher bekennt macht. Es wäre daher höchst rühmlich und gewissermassen nothwendig, daß jeder Mensch wenigstens eine allgemeine Kenntniß der ersten Gründe der Naturlehre besäße. Die Ausrottung des Aberglaubens und die Vertilgung der Angst über drohende Vorbedeutungen würde dadurch sichtbar erleichtert werden. Wir wissen aus der Erfahrung, daß der Bliß einen Degen, ohne Verletzung der Scheide, oder Silber und Gold, ohne Beschädigung des Beutels, in einen Klumpen zusammengeschmolzen habe. Vielen Menschen schien dieses ein eben so unbegreifliches Wunder, als die Zerschmetterung der Knochen eines thierischen Körpers, den der Bliß von aussen nicht verletzt hatte. Dem Naturkundigen kommen alle diese Erscheinungen nicht befremdend vor. Ihm ist bekannt, daß so lockere Materien, als Leder, Tuch und dergleichen sind, weitläufig gestochtenen Sieben gleichen, durch deren Zwischenräume ein schnelles Licht, oder Feuer, ohne Hinderniß durchfallen kann. Dichte Metalle

hin

hingegen haben in einem sehr kleinen Raume viel Materie, und desto weniger, zugleich aber desto feinere Poren. Daher bleibt die Feuermaterie länger zwischen ihnen hängen, arbeitet gegen ihre Wände und trennt oder schmelzt diese dichten Körper. Es würde daher viel wunderbarer seyn, wenn ein treffender Blitz an diesen locker umhüllten Metallen eine andre, als die angezeigte Wirkung geäußert hätte.

Es giebt Beyspiele, da erwachsene Personen von einem durchs Zimmer fahrenden Blitze getödtet wurden, ohne daß den gegenwärtigen Kindern merklicher Schaden geschah. Ist dieses nicht wenigstens ein Wunderwerk? — Wir wollen sehen. — Die Erhaltung solcher Kinder läßt sich aus sehr natürlichen Ursachen erklären. Der Mangel der Luft hemmt den Umlauf des Geblütes, ohne welchen, bey erwachsenen Personen, das natürliche Leben nicht bestehen kann. Ein Kind hingegen lebt in Mutterleibe, ohne Luft einzuathmen. Das Geblüt tritt zu der Zeit durch eine eyrunde Oeffnung aus der einen Herzkammer in die andre. So lange dieses möglich ist, geht es wohl an, das Leben,

ben, ohne Luft einzuathmen, eine Weile zu erhalten. Sieht man davon nicht tägliche Beyspiele an unruhigen Kindern, die bey'm Schreyen, wie man sagt, ausbleiben, oder ganze Viertelstunden liegen und ganz blau werden, ehe sie wieder Athem schöpfen, und denen dieser anhaltende Mangel an frischgeschöpfter Luft keinen weitem Schaden zufüget? Bey einigen Menschen braucht diese Oeffnung viele Monate, zuweilen etliche Jahre, ehe sie gänzlich sich verschließet. Wird nun ein Kind in diesem Alter, durch einen vorbeystreichenden Blitz gleichsam in einen lustleeren Raum versetzt, so bahnet sich das Geblüt gleich den noch offenen Weg, den es in Mutterleibe genommen, der aber bey Erwachsenen verschlossen ist. Folglich wird ein solches Kind, oder ein Säugling, ohne Wunderwerk vor der Erstickung bewahrt, wenn auch der Blitz die Mutter, die es im Arm hält, auf der Stelle tödten sollte.

Die Klagen der Hauswirthinnen, der Pandleute, der Brauer u. a. über die Verderblichkeit des Bieres, der Milch und anderer flüssigen Sachen, zur Zeit eines Gewitters, sind eben so ungerecht, als jede

jede unzeitige Verwunderung. Man beklagt sich hier über einen Umstand, der nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur erfolgen muß. Bey einigen flüssigen Materien ist die Gährung nothwendig, bey andern verderblich. Die eindringende Wärme und der erschütternde Donner können bey einigen zur Unzeit diese Gährung befördern, bey andern, wo sie nöthig wäre, verhindern. Die Natur würde demnach von den gewöhnlichen Gesetzen abgehen müssen, wenn dergleichen flüssige Sachen, unter angeführten Umständen, unverletzt bleiben sollten.

Es ist nun noch übrig, einige Mittel anzuführen, wodurch wir uns selbst, unser Leben, Haabe und Gut vor dem zündenden Blitze bewahren und einigermaßen sichern können. Ich werde dieses in der Folge mit mehrerm ausführen, und größtentheils wieder mit den Worten eines gründlichen Schriftstellers, des Herrn Legationsraths Lichtenberg in Gotha, der in einem eignen Werke diese der Menschheit so wichtige Materie mit großem Scharfsinne, großer Belesenheit und Kenntniß der Sachen ausführlich behandelt hat.

Ankündigung.

Auf ausdrückliches Verlangen eines gelehrten Mannes, und mit dem eifrigsten Wunsche, ein für Kurland so wichtiges Werk, als das folgende werden kann und wird, durch meine geringe Theilnehmung möglichst befördern zu helfen, rücke ich gegenwärtige Anzeige, zu Jedermanns Beherzigung, ein, und hoffe mit Zuversicht von unserm Publikum Beyfall und Begünstigung.

Rütner.

Naturgeschichte, im weitläufigsten Verstande genommen, ist freylich ein Feld, dessen Bearbeitung bey nahe mehr als ein Menschenalter bedarf, und der Geist eines Buffon oder Linné seltne Phönomen sublanarischer Menschheit. Minder schwierig erscheint dieser wissenschaftliche Zweig unterm jüngsten Maßstabe und auf einen kleinen Flecken unsers Erdballs reducirt. Indessen erfordert selbst diese Eingeschränktheit, soll sie anders in ihrer kleinen Sphäre des vorgesezten Ziels nicht verfehlen, thätige Mit- und Einwirkung des Publikums. — In wie fern diese Bemerkung in den Herzen der Leser Eingang finden dürfte, bemüht sich Endesuntere

terzeichneter dadurch zu erproben, daß er dem literarischen Publico eine Schrift unter dem Titel: "Entwurf einer physischen und politischen Geschichte Kurlands" ankündigt. — Fast eine jede Spanne Landes dokumentirt den Annalen künftiger Jahrhunderte seine Existenz durch topographische Nachrichten, sollte Kurland sich denn nicht seinen Mitschwestern anreihen? oder tritt es etwa bescheiden zurück, weil unterm nordischen Himmel die Frucht nicht reift, die den Gaumen des stolzen Italiens kitzelt, und die Natur nur auf sie einen stiefmütterlichen Blick warf? — O! die Dekonomie dieser weisen Geberinn spendet auch über Nordens Bewohner ihr unerschöpfliches Füllhorn. Auch über Kurland hat der Genius der Künste, Wissenschaften, Aufklärung und Toleranz seinen wohlthätigen Flug genommen, und der alles bildende Fleiß öde unfruchtbare Wälder — einst nur dem kurzichtigen Nomaden durch Opferstein und Symbol bekannt — in blühende Fluren verwandelt. Die successive Evolution sowohl dieser als auch anderer nicht minder wichtigen Gegenstände begreift oben angezeigtes Werk, das in zwey Theile zerfällt, in sich. Der erste wird a) Nachrichten von dem Ursprunge dieses Landes und seinen ältesten Bewohnern, ihren Sitten und Gebräuchen, ihre bürgerliche und kirchliche Verfassungen, Nationaltrachten und Nationaltugenden

tugenden oder Laster enthalten. *b)* Alterthümer des Landes. *c)* Bemerkungen über's Klima, meteorologische Nachrichten, Lusterscheinungen und andre Naturbegebenheiten. *d)* Physische Hauptrevolutionen, außerordentliche Epidemien, kalte Winter, oder dergleichen. *e)* Von der jetzigen Eintheilung des Landes, — Städte, Schlösser, Flecken und adeliche Höfe. *f)* Beschreibung der aus allen dreyen Naturreichen hier einheimischen Produkte. *g)* Vollständige Nachricht des hiesigen Feld- und Landbaues. *h)* Uebersicht des Handels. Der zweyte Theil umfaßt die politische Verfassung des Landes. *a)* Eintheilung der Stände, und die verschiedenen Vorzüge, Rechte und Pflichten für sich selbst und in Rücksicht auf den Staat. *b)* Regierungsform alter und neuer Zeiten, Nationalgesetze, Landtagsschlüsse — einige Berichtigungen im römischen Staatsrecht. *c)* Militair, Policy, Medicinal- und Münzverfassung. *d)* Vom Kirchen- und Schulwesen. *e)* Litterärsgeschichte — Kunstwerke — Manufakturen und dergleichen.

Der neumodische Kalkul, der sich auf die verschiedenen Verhältnisse, in denen Buchhändler und Schriftsteller stehen, gründet, macht die Erscheinung dieses Werks von der Geburtshülfe der Subskription abhängig. Jeder Band, der wenigstens vierzig Bogen Schrift und ein Kupfer enthalten wird,

wird, kostet zwey Thaler Alberts. In Witau und für die umliegenden Gegenden nimmt Herr Professor Rütner, für ganz Preussen Herr Kammersekretair John in Königsberg, und für die um Goldingen und Libau liegende Gegenden Unterzeichneter selbst die vorerwähnte Subskription an. Briefe werden franko erbeten. Die Subskribentenliste wird vordruckt. — Auf Neujahr erscheint der erste und zur Jubilate Messe der folgende Band. Wenn Patriotism' kein leerer Schellenklang ist, und das kann es doch nicht — wenigstens bey den Edlen der Nation nicht — seyn, so bedarf diese Schrift keines weitem Schußbriefes noch Empfehls. Planzen bey Goldingen, im März 1785.

Friedrich Samuel Mohr.

Vorerinnerung.

Meine Monatschrift geht, wider alle mein Vermuthen, wider alle mein Verschulden und meinem aufrichtigen guten Willen und Eifer zu Troße, nun leider! auch den gewöhnlichen Gang, den viele Sachen, besonders litterarische Unternehmungen, in Kurland durchaus allemal zu gehen bestimmt scheinen, wenn sie bis an die Hälfte ihres vorgestreckten Zieles gekommen sind. Wir sind schon weit über das halbe Jahr 1785 hinaus, und nun erst erscheinen die so lange ausgebliebenen drey letzten Stücke dieses vergangenen halben Jahres. Das macht, die ganze Sache wird unaufhaltsam alt; die erste patriotische Hitze der Lesenden und Schreibenden ist verrauchet; andere Hindernisse, die ich hier nicht einmal anführen mag, und zum Theil anzuführen mich schäme, kommen dazwischen; und so habe ich nun alle Hände voll zu thun,

thun, nur einmal wieder um einen Schritt vorzu-
 rücken. Unser Publikum ist zu kaltsinnig in die
 Länge, und, wie ich schon zweymal gesagt habe,
 zu gleichgültig gegen alles Einheimische. Doch soll
 mich dieser schon anfänglich erwartete Fall nicht
 niederschlagen; ob ich gleich hiemit erklären muß,
 daß ich über diesen Jahrgang dieses kurländische
 Journal fortzusetzen nicht weiter Ermunterung,
 noch Hoffnung, noch Aussicht habe, und mit die-
 sem zweyten Jahrgange das ganze Werk zu be-
 schließen mich genüßiget sehe. Ich werde, obgleich
 mit großem Schaden, wie sich am Ende ergeben
 wird, alle noch rückständige Stücke des Jahrgan-
 ges 1785 gewiß liefern; freylich nun, da kein
 dritter Jahrgang mehr bevorstehet, sehr langsam,
 aber vielleicht aus vielen Gründen desto reichhalti-
 ger. Ich habe nun Zeit, unter den vorräthigen
 Aufsätzen zu wählen; und ich werde, so viel mit
 immer möglich ist, bloß einheimische, oder viel-
 mehr solche, die dieses Land eigentlich betreffen,
 liefern. Dadurch allein hoffe ich die unordentliche
 Langsamkeit dieses Werkes einigermaßen wieder
 gut zu machen. Mehr kann ich nicht.

Männer, die mich kennen und mündlich und schriftlich Theil an diesem meinem gurgemeyneten Werke genommen haben, werden mich eher bedauern, als tadeln; noch mehr diejenigen, die meine Lage kennen und wissen, wie doppelt schwer Verlust und Schaden, die ich offenbar noch immer zu wagen habe, mich treffen.

Doch vielleicht bin ich, bey dem Schlusse des Ganzen mit diesem Jahrgange, sogar gezwungen, manche Veranlassungen, die den Fortgang meines so patriotischen, für Kurland ehrenhaften Unternehmens sichtbar unterbrochen haben, frey und offenherzig öffentlich aufzuführen.

Die Lippflanze, als ein fast specifisches Arzneymittel, empfohlen von
D. Joh. Wilhelm Friedrich Lieb,
Königl. Hofrath.

Ich habe es für Pflicht gehalten, meine gelehrten und ungelehrten Mitbürger auf eine Pflanze aufmerksam zu machen, von deren medicinischen Nutzen noch Niemand, so viel ich weiß, Meldung gethan, oder sie Kranken, innerlich zu gebrauchen, verordnet hat; und die doch sehr große Arzneykräfte besitzt. Sie verdient um desomehr Aufmerksamkeit, weil ich mich nicht erinnere, daß sie nur ein einziges mal der von ihr erwarteten Wirkung nicht vollkommen entsprochen haben sollte. Ja, einige meiner Kranken konnten ihre wohlthätige Kraft nicht genug erheben, und versicherten, ihr Uebel sey durch denselben Gebrauch, wie mit der Hand, hinweggenommen worden. Ist darum nicht weit besser, dieses wohlfeile Produkt unserer Gärten allgemeiner zu machen, als mit Mitteln, die aus allen Welttheilen zusammengerafft, oft un-

unerschwinglich theuer und für unsern Himmels-
 strich so wenig passend sind, den Arzneyvorrath
 zu bereichern suchen? — Wie viele Mittel wer-
 den nicht bey jeder Gelegenheit als die herrlichsten
 angepriesen und versucht, mit denen man am En-
 de sich doch getäuscht und den Kranken durch un-
 thätiges allzu langes Zaudern der Krankheit un-
 terliegen sieht! Ueberdieß ist diese Pflanze schon
 bey uns einheimisch geworden und läßt sich gut
 ins Mistbeet aussäen und im freyen Boden ver-
 pflanzen. Will man Saat von ihr erhalten, so
 läßt man sie im Mistbeete und befreyt sie sorgfäl-
 tig von den unnöthigen Sprößlingen, die hie und
 da nach der Blüthe hervorgetrieben werden; oder,
 man setzt sie in etwas großen Blumentöpfen an ei-
 nem warmen Orte an die Sonne, oder auch ins
 Treibhaus. Auf die erste Art habe ich in Kurland
 viele reife Saat von ihr bekommen. Man kann
 auch die Erziehung der Saat den Kunstgärtnern
 überlassen, die mit der Pflanze wohl umzugehen
 wissen, und die Saat eben nicht theuer verkaufen.
 Doch duldet diese Pflanze gar keinen Frost.

Chemische Versuche habe ich mit ihr nicht anstel-

ten können, weil ich von ihr kaum so viel Vorrath hatte, um meine Kranken zu befriedigen, und man doch zuletzt von ihren Bestandtheilen auf die Wirkung zu schließen nicht genug überzeugt werden kann. Im Geschmacke verräth sie Gleichheit mit zerfloßner, blättriger Weinsfeinerde. Es kann vielleicht auch etwas Salpeter, wie in andern saftvollen Pflanzen, als im Hauslauche, u. a. darinn verborgen liegen.

Ich will nun, was ich von ihr erfahren habe, kurz anzeigen und mit einigen Beyspielen bekräftigen.

Unter dem Namen Eispflanze (*Mesembryanthemum crystallinum*) ist sie jetzt überall bekannt: man braucht daher keine ältern Namen mehr von ihr aufzusuchen. Sie ist einheimisch in den sandigen, heißen Gegenden von Afrika.

Ihre Wirkung äußert sie auf die Galle und diejenigen Zufälle, die sich durch deren Einfluß auf den ganzen Körper, und besonders auf die Harnwege und Blase erstrecken.

Ich habe sie bloß in einer Einkerkung (*infarctus*) des zähen Schleims des Unterleibes, bey

ver

verhaltneß und schmerzhaft abgehenden Harn, bey Krämpfen der Harnblase und einem Reichthum mit dem erwünschtesten und besten Erfolge geben können. Sie beförderte den Abgang des Harns sehr geschwind, und setzte gleich, nachdem sie Abends vorher war eingegeben worden, den Morgen darauf einen Bodensatz in demselben ab. Bey einigen war er gering, bey andern stärker, bey wenigen häufig.

Ich gab den ausgepreßten Saft einem Erwachsenen, ohne den mindesten Zusatz, nur zu einem Eßlöffel voll, weil ich zu wenig Vorrath davon hatte; und es mir ein neues Mittel war; einem Kinde von sechs Jahren hingegen zu einem halben. Man muß aber vielmehr davon nehmen können. Da ich bey einer Reise nach Teutschland mit ihr im vorigen Jahre mehrere Versuche zu machen abgehalten wurde, so ließ ich die ganze Pflanze mit Zucker einmachen, auf welche Art ich sie am besten das ganze Jahr hindurch gebrauchen zu können hoffe.

Wenn sie nun nach meiner Erfahrung eine so schnelle Wirkung auf den Harn nach einer so mäßigen

gen

gen Gabe des Safts zeigt, und jener, so lange dieser fortgebraucht wird, mit einem schwächern, oder stärkern Bodensatz abgethet; so kann man sicher behaupten, daß diese Pflanze eine fast mehr spezifische urintreibende Kraft habe, als die aus Spanien kommende Meerzwiebel (Squilla). Und wenn sich diese nicht zeigt, so kann die Ursache mehr in einer zu geringen Gabe, oder andern verwickelten Umständen, als in ihr liegen.

Ob man die Pflanze auch in andern Krankheiten, als in mancherley Arten der Katochymien, der Kacherie, der Wassersucht, der angehenden Schwindsucht, Fiebern zc. nicht gebrauchen könnte? — Allerdings! Aber mit Vorsicht und Unterschied. Dergleichen Versuche ohne Bedenken zu machen, hätte ich von ihr mehr Vorrath haben sollen. In den Gallenkrankheiten, die gemeinlich im heißen Sommer, und also zu der Zeit herrschen, wenn die Pflanze zu haben ist, muß sie sich ausnehmend empfehlen.

Ueberhaupt steckt oft in einer im Körper herumirrenden dicken, zähen, schwarzen, scharfen, dünnen, kraftlosen, verfesten und schlecht abgeson-

derten

berten Galle manche unheilbar scheinende Krankheit verborgen. Ein ausübender Arzt wird solche, vermöge einer außß wahrscheinlichste ausgedachten nagelneuen Theorie, nie heben können, wenn er seine Aufmerksamkeit auf jene verliert.

Zukünftige Bemerkungen, die ich mit ihr sicher anstellen kann, werde ich, sie mögen erwünscht, oder, wider alle Wahrscheinlichkeit, nachtheilig ausfallen, getreu anzeigen.

Vielleicht könnten auch noch andre aus der Wo-
de gekommene Pflanzen und Früchte, als verschiede-
dene Arten von Sedum, die keine Schärfe bey
sich führen, Hauslauch, Portulak, Lattich, Gur-
ken, zc. ihre Stelle vertreten. — Durch den Ge-
brauch der rohen Gurken allein habe ich das hef-
tigste Faulfieber in etlichen Tagen erstickt; und
man sahe in kurzem gar keine Spur mehr von ihm.
Mit ihrem ausgepreßten Saft, den man weg-
gießen wollte, vertrieb ich einem jungen Manne
das Tertianfieber, und er blieb viele Jahre her-
nach gesund.

Zuletzt will ich noch einige Bemerkungen an-
führen, die ich an vier verschiedenen Patienten
über

über die wohlthätige Kraft jener Pflanze zu machen Veranlassung fand.

Ein alter Herr von acht und siebenzig Jahren, der ein schweres Gehör hatte, mit hämorrhoidalischen Zufällen geplagt war, sich jährlich wenigstens einmal am Fusse zur Ader ließ und sich sonst nach seinem Alter munter befand, ward auf dem Lande von einem Gallenfieber befallen. Sein gewöhnlicher Arzt, der ihn nicht selbst in Augenschein nehmen konnte, verordnete eine Menge dienlicher Mittel. Die Krankheit verschlimmerte sich aber. Er wurde nach Mitau gebracht und meiner Aufsicht übergeben. Ich fand einen vollen Puls, einen infarcirten Unterleib mit hämorrhoidalischen Zufällen, einen dunkelrothen Urin und Unruhe und Mattigkeit. Es wurde zur Ader gelassen, laixirt, häufig klistirt und viele der Krankheit angemessene Mittel umsonst angewandt. Endlich gab ich meinen noch in kleiner Quantität vorrätigen Saft mit der Hälfte Anima Ihei, von jedem zu einem halben Eßlöffel voll alle drey bis vier Stunden. Sogleich erfolgte des Morgens darauf eine große

große Erleichterung. Die Schmerzen vergiengen, der Harn setzte einen Bodensatz ab, seine Röthe verlor sich, und bald erholte sich der Patient so geschwind, daß er hernach jedem versicherte: er sey in vieler Zeit nicht so munter gewesen, als nun.

Eine sonst muntere Schauspielerinn, die in der Hälfte ihrer Schwangerschaft war, bekam unvermuthet, nach einer kleinen Aergerniß, eingebildete Zeichen zum Mißgebühren. Die Hebamme konnte nichts, als eine einem Kinderkopfe ähnliche Erhabenheit bemerken. Als ich von meiner Pflanze, die ich eben mit dem heißen Wunsche betrachtete, daß doch ein Arzt diese mitten im heißen Sommer so saftige und kühlende Pflanze, statt des beliebten auswärtigen, uns Rurändern fremden Kremor Tartari innerlich gebrauchen möchte! — ab, und zu der Kranken gerufen wurde, merkte ich gleich, daß die Harnblase eine solche Erhöhung verursacht hatte. Ich gab sogleich den reinen Saft der Pflanze, der mir noch im frischen Andenken war, voll großen Vertrauens, das erste mal, und Morgens darauf war aller Krampf der Blase verschwun-

schwunden. *) Die Patientinn kam zur gewöhnlichen Zeit mit einem muntern Sohne nieder, säugte ihn selbst, und erschien acht Tage darauf öffentlich und spielte sogar bey einer theatralischen Vorstellung mit. Ich brauchte den Saft, weil ich die unerwartete vortreffliche Wirkung davon sah, noch etliche Tage fort, bedauerte aber hernach, daß ich ihn nicht ausgesetzt hatte, um von einer so außerordentlich schnellen Wirkung und Kraft desselben besser überzeugt zu werden.

Eine magere Bürgersfrau, von mittlerm Alter, bekam nach ihrer Entbindung ein Gallenfieber. Ihr gewöhnlicher Chirurgus brauchte bekannte dienliche Mittel dagegen: die Krankheit aber verlängerte sich. Die Kranke hustete, zehrte bis auf den Unterleib ab, wurde schlaflos, verlor ihre letzten Kräfte und bekam zuletzt die Harnstrenge. In dieser Verfassung ward ich zu ihr gerufen. Ich hätte ihr gern, des dicken Unterleibes

und

*) Damals nahm ich selbst den Saft, und bemerkte, da ich ganz gesund war, auch einen Bodensatz im Harne, und war munterer als sonst.

und der Harnstrenge wegen, von meinem Saft gegeben; ich wußte aber, daß er verbraucht war. Ich verordnete also die von den Aerzten angepriesenen und von der Erfahrung bewährten Mittel. Allein die Krankheit änderte sich wenig. Endlich erhielt ich von einem meiner Kollegen ein Paar Pflanzen. Sogleich ließ ich den Saft davon, den die Kranke gern einnahm, zweymal eingeben; und des Morgens darauf zeigte sich schon ein starker Bodensatz in dem Harne; doch floß er hinlänglich mit Leichtigkeit, die Harnstrenge vergieng, der Husten minderte sich und die Kranke ward munterer. So lange der Saft dauerte, erholte sie sich geschwinder, als nachher. Sie wurde aber nach diesem durch andre Mittel zu ihrer vorigen Gesundheit gebracht, und konnte lange darauf die guten grünen Tropfen gar nicht vergessen.

Ein Kind von ohngefähr sechs Jahren verlor, nach einigen Brech- und Laxirmitteln und dem Gebrauche des Saftes einer einzigen Pflanze meistens den Reichthum.

Was ich weiter, zum allgemeinen Besten, von
den

den heilsamen Wirkungen dieser so schätzbaren und noch zu sparsam in unserm Lande gepflegten Pflanze bemerken werde, will ich in der Folge so gleich dem Publikum mittheilen, und hoffe gewiß, auch von andern, besonders bey uns einheimischen Kräutern und Naturprodukten Vereinst gleiche wohlthätige Kräfte, dem verlassnen Armen zur Rettung, bekannt machen zu können.

Betrachtungen über die Landwirthschaft, das Forstwesen und die Jagd in Kurland. Zweyter Abschnitt.

Man sollte es nimmermehr glauben, wenn es die Erfahrung nicht zu sehr bestätigte, wie viele Nachlässigkeit und wie wenig Industrie noch zur Zeit bey der Viehzucht in Kurland herrscht, da sie doch in Wahrheit die erste Grundlage unserer Glückseligkeit ist.

Diesen Mangel der Vervollkommnung kann man ganz sicher vornehmlich in der so kleinen Zahl erfahrner und fleißiger Hausmütter suchen, deren Sache es eigentlich ist, sowohl dasjenige in Ausübung zu bringen, was so viele redliche und erfahrene Menschenfreunde über diese wichtige Materie gedacht und geschrieben haben, als auch durch eigenen Fleiß in diesem ihnen eigentlich gehöri- gen Sache sich immer mehr zu vervollkommen.

Ein jeder Oekonom also, der nicht mit einer vernünftigen Hausfrau versehen ist, kann, wenn er sicher gehen will, sich nicht auf seine Hofmütter und Untergebene verlassen, sondern muß selbst d-

erß nachsehn, daß dasjenige, was er in der Viehpflege verordnet und befohlen hat, auch befolget werde.

Soll die Viehzucht gerathen und zur wahren Vollkommenheit gelangen, so ist es höchstnothwendig, alle nur mögliche Sorgfalt auf Pflege und Fütterung zu richten. Und wenn man nur gehörige Aufmerksamkeit bey der Pflege beobachtet, so wird sich das Vieh immer besser bey wenigem und schlechtem Futter halten, als bey dem allerbesten Futter, wenn nicht zu rechter Zeit und in gehörigen Portionen dem Vieh vorgegeben wird, woraus öfters schleuniger Tod erfolgt.

Abwechselung des Futters, nöthige Tränke, hinreichende Sicherheit im Winter vor Kälte und im Sommer vor gar zu großer Sonnenhize sind die nothwendigsten Stücke bey der Viehpflege.

Je mannichfaltiger der Futterrath ist, desto besser wird sich das Vieh halten. Die Abwechselung ist ein Hauptargument der Dauer und der Glückseligkeit des ersten Thiers sowohl, als aller übrigen.

Je öfter das Futter abgewechselt wird, desto
begier

begieriger frisst das Vieh. Wahre Glückseligkeit besteht bloß in Befriedigung der Bedürfnisse. Das Vieh kennt ohnstreitig keine andere, als die oben angeführten, und wenn diese hinreichend befriediget sind, so ist seine Dauer und die Gesundheit zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht.

Das in Kurland befindliche Viehfutter besteht, in Weizen: Roggen: Gersten: Haber: Buchweizen: und Erbsenstroh und dem Raff von diesen Getreidesorten.

Es ist in Kurland selten eine, auch wohl gar keine Oekonomie, wo jedes Futter besonders aufbewahrt wird, besonders der Raff. Dieser wird gewöhnlich allerley durcheinander geschüttet. Man verliert bey dieser Nachlässigkeit entsetzlich viel. Erstlich die Abwechselung, dann besonderes Futter für jede Viehgart, und endlich die Gesundheit seines Viehes, welche nothwendiger Weise, durch das Durcheinandermengen des Futters, in Gefahr gerathen muß.

Mit diesen oben angeführten Futterarten läßt es sich schon ziemlich abwechseln, doch würde es
für

für Kurland weit vortheilhafter seyn, wenn der Anbau so vieler und vortreflicher Futterkräuter, von dessen glücklicher Folgen Sachsen und andere Gegenden, uns schon die deutlichsten Beweise geliefert haben, auch hier bey uns mehr kultiviret würde. Dieser guten Sache dürften freylich das hiesige Klima und böse eingewurzelte Vorurtheile die größte Hinderniß in den Weg legen.

Man müßte also nur diejenige Arten wählen, die in diesem Klima gut fortkommen. Wer hat aber wohl in Kurland Versuche gemacht? Vielleicht kommen sie alle gut fort, und denn sind die glücklichen Folgen hievon evident. Alles, was hier über der Hofrath Schubart und der Oberamtmann Holzhausen angezeigt haben, scheint mir überzeugend wahr zu seyn,

Böse Vorurtheile können nicht sicherer gehoben werden, als durch überzeugende Beweise von dem Gegentheile.

Wenn der gute sein Fortkommen liebende Bauer, von diesem, oder jenem, nur erst glückliche Folgen bey seinem Herrn sieht, er wird gewiß diesen Fußstapfen zur Glückseligkeit folgen. Was
dieser

dieser Wahrheit hat die Erfahrung mich oft überzeugt.

Unter den oben angeführten Futterarten giebt Weizenstroh, meiner Erfahrung nach, das schlechteste Futter. Ich habe dieses Stroh nicht anders als zum Streuen gebraucht, und den Raff hiervon, weil ich es dem Vieh als ungesund befunden, den Schweinen vorgeben lassen, damit die zurückgebliebenen leichten Körner nicht verloren gehn möchten. In denjenigen Oekonomien, wo der Boden mehr Weizen als Roggen trägt, müssen aus dieser Fütterung ohnfehlbar üble Folgen entstehen, wenn nicht durch Abwechseln mit besserem und nahrhafterm Futter der Mangel an Nahrung ersetzt wird, den das arme Vieh durch dieses so magere Futter ganz natürlich leidet. Wenn der Kleebau hier in Kurland erst kultiviret ist, muß das Untermengen des grünen Klees unter das heiße Weizenstroh ein herrliches und gesundes Futter geben.

Roggenstroh giebt freylich wohl besseres und nahrhameres Futter, besonders wenn es der Erde so gleich als möglich mit dem drunter gewachsenen Grase abgehauen wird, und auch der Ertrag des
 Raffes

Raffes ist um ein Unsehnliches größer. Es ist zwar das gewöhnlichste, aber dennoch ein schlechtes und wenig nahrhaftes Futter, und bey alledem das gesundeste und dem Vieh zuträglichste, besonders wenn es bey gutem und nahrhaftem Futter zur Abwechslung gegeben wird. Die Erfahrung lehrt es ja, mit was für einer großen Begierde das bey reinem Heu stehende Vieh das untergestreute Roggenstroh verzehrt, und öfters das Heu stehen läßt, und sich bloß an Roggenstroh zu sättigen pflegt.

Gerstestroh giebt unter allen Strohartten das nahrhafteste Futter, besonders wenn die Gerste bey der Saat mit Kleesamen gemengt gewesen ist. Wie höchstnothwendig in der Landwirthschaft das Untermengen des Kleeß unter die Gerste sey, und die glücklichen Folgen davon, werde ich im dritten Abschnitte mit mehrerem zeigen.

Haberstroh erhält wohl billig seine Stelle unter Roggen und Gerste. Es ist ein gutes, nahrhaftes und gesundes Futter, hauptsächlich wenn dieses Futter im Frühjahre gegeben wird, nachdem es sich hinreichend erlassen hat. Alles warme und
 sich

Sich nicht hinreichend erlassene Stroh ist höchstschädlich, und Pest und Tod für das Vieh. Habersstroh, wenn die Saat mit Klee vermengt gewesen, ist eine der vorzüglichsten Fütterung in der Oekonomie.

Buchweizenstroh, obgleich es ein gutes und dem Vieh zuträgliches Futter ist, wird dennoch in den meisten Oekonomien in den Dünger geworfen. Ich habe dieses Futter mit vieler Sorgfalt aufbehalten, und es im Frühjahre, mit großem Nutzen für das Vieh, verfüttert. Wenn dieses Futter, so graßreich es auch ist, und so sehr das Vieh es auch liebt, sich nicht gehörig erlassen hat, so frisst es das Vieh ganz und gar nicht, wegen der gar zu großen Härte, die dieses Futter hat.

Erbсенstroh ist eines der besten, gesundesten und nahrhaftesten Futter. In den meisten Oekonomien wird dieses Futter für das schlechteste gehalten, auch wohl gar in den Dünger getreten, und aus dieser Ursache werden auch nur wenig Erbsen gesät. Meiner Erfahrung und Bemerkung nach, müßte die gewöhnliche Erbsensaat um ein Ansehnliches vergrößert werden, da dieses Futter

ter so gute und vortrefliche Wirkung bey der Erhaltung und der Gesundheit des Viehes äußert.

Dieses Futter ist eine wirkliche Medicin für das Vieh im Frühjahre, und wegen des noch viel enthaltenen Saftes sehr nahrhaft. Es muß aber davon nur zwey bis drey mal in der Woche in kleinen Portionen dem Vieh vorgegeben werden, weil dieses Futter sehr nahrhaft ist, und damit das Vieh nicht einen Ueberdruß bekömmt. Auch für Schaafe zur Abwechselung ist es eines der gesunden Futter, und die Thiere fressen es auch gern. Dieß Futter muß aber nicht gedörret seyn; gedörret frißt es das Vieh nicht, vermuthlich weil es saftleer und hart ist. Die Bauern, die einen Mangel an Heu haben, dörren dieses Futter mit Gerstenstroh vermengt, lassen es durch Pferde zu Raffreten und brauchen es zum Pferdefutter. Ich habe diese Methode befolgt, allein das Vieh hat es nicht fressen wollen, dahingegen es das ungedörrete Futter schmackhaft verzehret hat. Ich habe daneben Heu geben lassen, und das Heu ist unverzehret geblieben. Es wäre zu wünschen, daß bey den Bauern statt dieses Futters die Wicken eingeführt würden,

würden, von welchem vortreflichen Pferdefutter der Bauer in Kurland nichts weiß.

Diese drey letzten Futterarten können im Frühjahre am besten genuset werden, weil das Vieh an dem gewöhnlichsten und häufigsten Futter des Roggenstrohs sich den Winter über matt und überdrüssig gefressen hat. Es ist bey den meisten Delonomen hier in Kurland fast ein allgemeiner Satz, das Vieh zu Anfange des Aufstallens schlecht, und bey bloßem Roggenstroh zu erhalten. Die Folgen hiervon sind auch schlecht. Die so schleunige Abwechselung des vielen und mannigfaltigen Futters im vollen Schooße der Natur, mit bloßem Roggenstroh, kann nichts anders, als Entkräftung und Schwäche nach sich ziehen. Welcher erfahrne Wirth weiß denn wohl nicht, wie schwer es hält, wenn das Vieh einmal von Kräften abgekommen ist, es wieder zu Kräften zu bringen? Wenn aber das Vieh, gleich bey dem Aufstallen, so gut als möglich gehalten wird, so gewöhnt sich das Vieh allmählig an schlechtere Futter. Das Vieh, welches bis zum Aequinoctium bey Kräften erhalten ist, wird bey reinem Roggenstrohe besser auf die Weide

Weide kommen, als Vieh, welches erst von Kräften abgekommen und hernach bey reinem Heu gehalten worden ist. Von dieser Wahrheit hat die Erfahrung mich oft und vielfältig überzeugt.

Der Viehbestand muß in der Oekonomie dem Ertrage des Futters angemessen seyn. Es erwächst der Oekonomie eben so viel Schaden und Nachtheil bey gar zu großem als zu kleinem Viehbesatze. So viel Löße Aussaat die Oekonomie hat, so viel Stück Rindvieh kann die Oekonomie erhalten. Dabey muß jede milchende Kuh zwey Fuder Heu haben, wenn das Vieh gut seyn soll, und man mit Recht von der Hofmutter Rechnung fordern will.

Wenn hinreichender Futtervorrath ist: so kann man auch von der Hofmutter ihre Schuldigkeit fodern. Fehlt es aber daran: so kann der beste Fleiß und alle nur mögliche Erfahrung nicht helfen.

Die Bestellung der Fütterung ist die Sache des Oekonomen und nicht der Hofmutter; er muß wissen, wie groß sein Vorrath von jedem Futter sey; doch kann eine kluge und erfahrene Hofmutter vieles ersparen.

Wenn und wie oft ein jedes Futter gegeben werden

werden soll, muß einzig und allein vom Dekonomen abhängen.

Das Futter muß so oft als möglich abgewechselt und nur in kleinen Portionen gegeben werden. Denn wenn das Futter einmal die Ausdünstungen vom Dünger angenommen hat, so frist es das Vieh nicht, wenn es auch das beste wäre. Es ist dem Vieh zuträglicher, wenn es etwas hungert, als daß es sich zu viel überladet.

Den Verlust des Futters kann man sicher auf den dritten Theil setzen, wenn keine Rauffen sind. Es sind nur sehr wenige in Kurland, die in ihren Viehställen Rauffen oder Tröge haben; so einleuchtend auch die Vortheile sind, die man dabey hat. Nicht nur das dritte Theil des Futters wird erspart, sondern auch die Gesundheit des Viebes erhalten. Es ist dem Viehe zuträglicher, wenn es im Stalle getränkt, als im heftigen Frost zur Tränke getrieben wird.

Gemeiniglich ist es die Weise der Hofmütter, daß sie in den kurzen Wintertagen, wo sie nur zweymal vorgeben, gute Portionen, besonders gegen die Nacht, vorlegen. Das, was das Vieh
von

von diesem Futter unter die Füße tritt, und was die Ausdünstungen vom Dünger annimmt, könnte man beynabe als die Hälfte annehmen. Dagegen wenn in Rauffen vorgegeben wird, so verzehrt es den Ueberrest, nachdem es sich erholet. Was in den Rauffen nachbleibet, sind gewiß Graßarten, die dem Viehe schädlich sind, und die es, vermöge seines Instinkts, nicht genießt.

Hier die Erfahrung nun in Kurland nicht zu unserm höchsten Schaden oft belehrt, was für betrübte Folgen der Futtermangel und das Viehsterben verursachen? Deren Ursache ist sicher die Nachlässigkeit und das nicht gehörig getroffene Verhältniß des Futtervorrathes gegen den Viehbestand.

Das öftere Viehsterben unter uns, welches nur noch vor kurzem so schreckliche Verwüstungen angerichtet hat, ist eine zuverlässige Folge unserer Nachlässigkeit und der noch so wenigen Industrie in Betracht des Futterbaues.

Krankheiten, die ansteckend und pestartig sind, haben unstreitig Fäulniß zum Grunde. Für diese das Vieh zu bewahren, sind Säure, Salz und das Wegschaffen des Unrathes aus dem Blute, die

sicher

sichersten Mittel. Man kann ganz sicher glauben, daß bloß durch bößartigen Nebel und Thau die Fäulniß bey dem Vieh entsteht. Wenn man hinreichendes Futter hat, so kann man das Vieh im Stalle füttern, und darf es nicht bey so schädlichen Naturereignissen der so großen Gefahr aussetzen.

Da in Kurland der Futterbau noch gar nicht eingeführet ist: so ist es höchstnothwendig, daß das Vieh alle Herbst, wenn Fliegen und Ungeziefer sich schon verloren haben, gehaarseilet werde.

Um zu zeigen, wie nützlich das Haarseilen bey dem Vieh sey, will ich ein Exempel aus eigener Erfahrung hersetzen.

Als hier in Kurland vor drey Jahren die Seuche grassirte, fieng bey einigen meiner Bauern das Vieh stark an zu fallen, so daß auch einige Gesinde ganz ihr Vieh verloren. So sicher ich auch alle Gemeinschaft mit dem Bauervieh gehoben hatte, so wurde dennoch mein Hofvieh gleichfalls mit der Seuche behaftet. Die Epidemie war so heftig, daß mir vieles Vieh, ohne vorher krank gewesen zu seyn, bey dem vollem Wiederkauen im Melken todt niederfiel. Das erste Kennzeichen des
 Kranken

kranken Viehes ist doch das Nichtwiederklauen; allein dieses Vieh fiel, ohne dieses so sichere Zeichen zu äußern.

Die Menschen von zwey Gesindern, die von diesem kranken Vieh gegessen hatten, verlor ich alle.

Die Krankheit fieng mit einem heftigen Jucken und einer Blatter an der Hand an. Der Kranke, durch das heftige Jucken gereizt, verursachte sich durch Abreißen der Blatter eine Wunde, wodurch gleich Inflammation und ein so heftiges Schwellen entstand, daß der Kranke den zweyten, höchstens dritten Tag, wenn die Geschwulst das Herz erreichte, mit Tode abgieng. Ein Mägdehen bey mir im Hofe, der ich die Blatter öfters mit Baumöl bestrich, und von dem Reiben abhielt, blieb leben.

Alles Vieh im Hofe wurde gehaarseit und bekam drey Tage nach einander einen halben Heering in Sbeer geweicht. Durch dieses Mittel hörte diese so fürchterliche Seuche im Hofe gänzlich auf. Ich verlor in allem nur funfzehn Stück, die aber schon vor dem Gebrauche jener Mittel gefallen waren.

Diejenigen Bauern, die diese ihnen angesagte Methode nicht befolgten, verloren alle ihr Vieh.

So lange also noch nicht der Futterbau in Kur- land eingeführet seyn wird, wird weder Viehzucht noch Ackerbau zur wahren Vollkommenheit gelangen.

Dies große Feld wahrer ökonomischer Glückseligkeit muß mit gehöriger Vorsicht, Ueberschlag und Klugheit unter der so sichern Begleitung von Natur und Erfahrung bearbeitet werden, nicht aber als etwas Neumodisches, nach der gewöhnlichen Art meiner Landleute.

Die erforderlichen Kosten dieses Futterbaues gegen den hiervon zu habenden Nutzen, müssen genau erwogen werden. Die Kräfte der Bauern, die diese Futterkräuter einarbeiten und abnehmen müssen, ist ein Hauptgegenstand; und dann, welche Futterarten in diesem Klima am besten und häufigsten fortkommen und ihre Wirkungen bey den verschiedenen Arten der Thiere. Unter Beobachtung dieser Vorsicht, glaube ich einleuchtend genug gezeigt zu haben, wie unentbehrlich der Futterbau

terbau in Kurland, und wie groß die hiervon sich zu versprechenden Vortheile sind.

Wohlmeynend erinnere ich einen jeden Wirth, so viel als möglich, das Futter bey Verpflegung des Viehes abzuwechseln, und dem Vieh oft und in kleinen Portionen vorzugeben, ohne sich an die alte Weise zu kehren, nach welcher nur zweymal vorgegeben wird. Den deutlichsten Beweis von dem Nutzen dieser Fütterung wird sein gesundes und munteres Vieh ihm geben, und der Ertrag der Milch wird nun ansehnlich größer seyn, als da, wo das Vieh nur zweymal bespaleget wird.

Die Tränke ist eine Hauptsache bey der Viehpflege, und erfordert die größte Vorsicht und den höchsten Fleiß. Wie manche gute thätige Hausmutter hat nicht sehr oft ein schleunig gefallenes Stück Vieh beweint, das ihr durch Verwahrlosung bey der Tränke gefallen ist! Sicher fällt das mehreste Vieh, oder wird wenigstens vor seiner Zeit abgängig, durch vernachlässigte oder nicht mit gehöriger Vorsicht behandelte Tränke. Selten ist eine Hofmutter, die hinreichende Kenntniß von der Tränke

Eränke hat, und die den höchsten Fleiß dabey beobachtet.

Fast allgemein in Kurland wird das Vieh im Winter nur einmal zur Eränke geführt, und zwar von Martini obngefähr bis zu Fastnachten. Auffallend und höchst lächerlich ist doch diese Methode; als wenn die Tage im Winter in einem kleinern Verhältniß von Stunden gegen die im Sommer stünden. Wenn aber die Viehställe mit Rauffen und Trögen versehen sind, so wird vieles Unheil für das arme Vieh dadurch verhütet.

Es ist ein fast allgemeiner Satz bey allen Hofmüttern, daß das Vieh die Nacht über nicht fresse. Ich habe dem Viehe bey Schimmerlichte die Rauffen volllegen lassen, und vor Tagesanbruch ist das Futter verzehret und die Tröge sind leer gewesen.

Ein jeder Vernünftiger sieht leicht ein, daß ein so langer Durst nicht von guten Folgen seyn kann, und es muß bey dem trocknen Futter nothwendig Entzündung im Blute bey dem Vieh entstehen. Man kommt noch dieß dazu, welches ich selbst vielfältig erfahren habe, daß das heftig im Winter

E

erfrorne

erfrorene Vieh gar nicht trinkt: um wie viel gefährlicher sind die Folgen?

In den mehresten Höfen in Kurland hat das Vieh denn wohl die Branntweinebrage. Wenn ich ein kleineres Uebel für ein größeres wählen soll; so laß ich sie, als besser, denn kaltes Wasser, geben, welches das Vieh außer dem Stalle mit dem Eise vermengt erhält. Wenn aber die Brage mit zwey Dritttheil Wasser vermengt, nicht warm, sondern nur Sommerwasser gleich, dem Vieh gegeben wird, so ist sie unstreitig, der Säure wegen, eins der gesündesten und besten Getränke für das Vieh. Doch als beständiges Getränk gegeben, ist die Brage mehr schädlich als nützlich.

Das zeitige Ausfallen der Zähne bey dem Vieh, und das von der heftigen Säure angegriffene Eingeweide, wodurch plötzlicher Tod erfolgt, welches ein Husten, der vorbergeht, sicher ankündigt, sind wirkliche und wahre Folgen von dem beständigen Tränken mit der Brage.

Zu wünschen wäre es, daß das Tränken mit der Brage, der gar zu großen Unvorsichtigkeit und Trägheit der Leute wegen, ganz und gar bey

einfrieret, so muß es, mit heißem Wasser vermengt, laulich gegeben werden, und nicht mehr, als das Vieh braucht, den Durst zu stillen. Der Ueberrest frieret doch sicher ein und verursachet die Tröge zu reinigen, unnöthige Arbeit. Wenn aber die Ställe fest und warm sind, ist diese Weitläufigkeit nicht nöthig. Bey gelindem Wetter ist es der Bewegung in freyer Luft halber dem Vieh gesunder, wenn es am Teich oder Flusse getränkt wird. Es wird, weil das Wasser vom Eise befreyt ist, gut und so viel als die Natur verlangt, ohne sich zu schaden, trinken.

Wie höchstnachteilig ist es nicht der Gesundheit des Viehes, und wie fast unersezlich ist nicht der Schaden, der dadurch entstehet, wenn nur einmal getränkt wird, und eben noch zu einer Zeit, wo das mehreste Vieh trüchtig und schon sehr nahe dem Sagen ist!

Was für einer großen Gefahr ist nicht die Frucht selbst, durch das Leiden des tragenden Thieres, ausgesetzt? Es fehlen ihr die nöthigsten Nahrungsmittel dadurch, daß das tragende Thier eines heftigen Durstes und der größten Kälte ausgesetzt

gesetzt

gesetzt wird. Daß von dem Thiere häufig genossene harte Futter, — denn bey großer Kälte frist das Vieh weit stärker und mehr, als bey gelindem Wetter — kann wegen der fehlenden zur Verdauung höchstnöthigen Feuchtigkeit nicht gehörig verdauet werden; — und wie höchstgefährlich das Nichtverdauen dem Thier sey, bedarf keines Beweises mehr. Die sichersten Folgen also von veräumerter Tränke sind: Entkräftung bey dem Thiere selbst, eine schwache und elende Frucht, Entzündung, auch wohl gar der Tod. Hat die Erfahrung uns denn nicht oft und vielfältig von dieser Wahrheit überzeugt, und sind die höchstelenden Kälber bey uns nicht redende Beweise hievon?

Daß das Vieh fast im ganzen Lande elend, schwach und mager ist, ist mehr die Ursache vernachlässigter Tränke, als die Schuld des schlechten Futters, wiewohl dieses eins der ersten Ursachen mit ist. Das Vieh, an das häufigste und gewöhnlichste Futter des Roggenstrobes schon gewöhnt, würde wenigstens doch besser gedeihen und glücklicher dabey fortkommen, wenn die Tränke genauer

genauer beobachtet und nicht so viele Nachlässigkeit dabey vorkommen würde.

Wenn aber auf jede milchende Kuh zwey Tuder Heu zugestanden wird; so ist bloß vernachlässigte Pflege die Schuld, wenn das Vieh nicht ganz außerordentlich im Stande ist. Dieß bestimmte Heu könnte fast in allen Höfen Kurlands gegeben werden, wenn die vielen unnützen Pferde und die so gewöhnlichen Gastereyen abgeschafft würden, wobey mancher Gutsherr im Frühjahre seine Dächer, auch wohl gar sein Vieh verliert.

Aus allen den angeführten Umständen erhellet zur Gnüge, wie höchstnothwendig in der Wirthschaft es sey, ein wachsames Auge auf die Viehtränke zu haben, selbst so viel als möglich darnach zu sehen, und sie nur solchen Leuten anzuvertrauen, die gehörig davon unterrichtet sind, und auf deren Treue und Vorsichtigkeit man sich sicher verlassen kann. Sicher geht man, wenn sie von ihrer Treue und Vorsicht schon Proben gegeben haben.

Hinreichende Sicherheit im Winter vor Kälte, und im Sommer vor gar zu großer Sonnenhitze, sind ferner auch eins der nothwendigsten Stücke mit,

mit, wofür ein kluger Wirth bey Verpflegung seines Viehes sorgen muß.

Wie nachtheilig die Kälte der Gesundheit des Viehes sey, und die übeln Folgen derselben, habe ich schon bey der Tränke und der Fütterung des Viehes angezeigt. Ich will nur noch kürzlich beweisen, daß die alte Methode, die Fahlande (Viehschoppen) im Quadrat zu bauen, besser sey, als die neuere, in die Länge.

Un Dünger vortheilte ich gewiß ein Viertel mehr, wenn das Fahland im Viereck ist. Jemehr der Dünger vor Wind und Sonne gesichert ist, desto größer ist auch der Ertrag: eine ökonomische Wahrheit, die kein kluger und erfahrener Wirth ist mehr in Zweifel ziehet. Wenn der Dünger vor aller Luft gesichert ist, kann er nicht so sehr austrocknen, und so viel von seinem Alkali verlieren, als da wo ihn nur eine Wand deckt, und wo er fast allen Winden ausgesetzt bleibt. Auch ist der Dünger im Quadrate nicht so sehr der Sonne ausgesetzt, weil er mehr Schatten hat: und der Pferdedünger kann im Quadrate mit größerer Bequemlichkeit unter den andern Dünger gemengt

gemengt werden, welcher seiner gar zu großen Hitze wegen, wenn er lange auf einem Haufen liegt, ausbrennt und sich auf die Hälfte verzehrt. Dagegen, wenn er alle Morgen im Feld verstreuet wird, vermengt er sich unvermerkt unter den andern Dünger und es geht nichts verloren.

Das Vieh selbst ist, wo die Ställe in einer Reihe stehen, vieler Gefahr ausgesetzt, weil sie bey heftiger Hitze im Sommer nicht genug gelüftet werden können. Es muß ohnfehlbar dadurch Entzündung und Fäulniß bey dem Vieh entstehen. Dagegen im Quadrate das Vieh ungestört die freye Luft genießt.

Die heftige Hitze im Sommer ist ebenfalls eine der ersten Ursachen, wodurch so vieles Unheil und auch viele Krankheiten bey dem Vieh entstehen, und für diese das Vieh zu sichern, muß unsere größte Sorgfalt und unser erstes Augenmerk seyn; weil wir dadurch unser Vieh nicht nur gegen Krankheiten bewahren, sondern es auch viel dauerhafter machen.

Vor angehender Hitze im Sommer muß, ehe sich die Bremsen eingefunden haben, das Vieh schon

schon eingetrieben werden. Gegen diese Fliegenart hat das Vieh eine so große Abneigung und eine so entsetzliche Furcht, daß es wie wüthend herumläuft, um sie los zu werden und von sich abzuschütteln.

Man kann sicher und wahr glauben, daß die so gewöhnliche Krankheit im Sommer, der Blutharn, eine ganz natürliche Folge dieses so heftigen Erhitzens des Viehes ist.

Das Vieh muß in den Ställen an der Nordseite angebunden werden, und nicht los herumgehen.

Wenn der Raum des Fahlandes auch noch so groß ist, so wird sich bey der großen Hitze das Vieh in den Ställen an der Nordseite mit aller Gewalt zusammenpressen, und daher wird auch so vieles Vieh zu Schanden gestossen; wenn es aber noch so deucht bey einander angebunden ist, wird dieses verhütet, und man kann auch geschwinder melken. Die Fenster der Nordseite müssen geöffnet und die Thüren festgehalten werden. Hingegen in der Nacht läßt man das Vieh sich lagern, wo es selbst will, im Quadrate sowohl als in den Ställen; es wird aber

aber der frischen Luft wegen kein einziges Stück im Stalle liegen.

Es ist im Sommer dem Vieh allemal zuträglich, weil der Futterbau nicht eingeführet ist, daß es lieber hungert, als daß es der gar zu großen Hitze ausgesetzt wird; wenn die Luft sich abgekühlet hat, kann es bis Sonnenuntergang noch den Schaden einholen.

Die Tränke muß bey der großen Hitze ja nicht vergessen werden. Das beste und gesundeste Getränk ist alsdenn eingesäuertes Roggenmehl.

Wenn der Kleinroggen auf den Oekonomieen, der für einen so geringen Preis verkauft wird, im Sommer bey der Hitze für das Vieh verbraucht würde, so würde die Mehrheit der Milch und die Gesundheit und Dauer des Viehes den Verlust doppelt ersetzen.

Zweymal in der Woche kann ein Eßlöffel voll Vitriolsäure auf jedes Stück Vieh unter dieses Getränk gemischt werden. Wenn die Hitze sehr groß ist, und die Nebel stark sind, kann auch dreyimal in der Woche die Vitriolsäure gebraucht werden.

Die Salzlecke ist ein nothwendiges Stück mit in
ber

der Viehpflege, und die von blauem Leim ist, weil das Vieh diesen vor allem andern Leime liebet, die natürlichste, gesundeste und einfachste.

Man nimmt eine gewisse Quantität blauen Leim, so viel man für seinen Viehbestand nöthig zu haben glaubt, knetet ihn mit recht scharfem Salzwasser gut durcheinander, schlägt diesen Salzleim in die Viehtröge, läßt ihn an der Luft ein wenig hart werden, und setzt die Tröge an die Wände im Stalllande. Diese Art von Salzlecke ist ein sehr kühlendes Digestivmittel für das Vieh; auch die Schaafse lecken sie gern, und sie ist ihnen sehr gesund.

Die Schäferereyen sind in Kurland gar nicht im Gebrauch, und es werden auf den Höfen nicht mehr Schaafse gehalten, als zur höchsten Nothdurft der innerlichen Wirthschaft erfordert werden. Kurland handelt seiner innerlichen Verfassung nach auch sehr weise hierinn, weil man den so großen Nutzen, den andere Länder aus den Schäferereyen ziehen, nicht haben kann. Weil der Winter hier fast über ein halbes Jahr dauert, so erfordern sie sehr vieles Futter, welches, wenn es auf das milchende

hende

chende Vieh verwendet wird, weit mehr Nutzen und Gewinn bringt.

Das gewöhnlichste Futter für Schaafse ist reines Heu. Erbsenstroh, obgleich es ein gesundes und den Schaafen höchstdienstliches Futter ist, wird gar nicht gegeben. Die beym Reinmachen des Roggens abgeschiedene Roggenähren sind das nahrhafteste, gesundeste und beste Futter für Schaafse, wenn sie zur Abwechselung gegeben werden.

Die Schaafse müssen besonders im Stalle getränkt werden, weil der Husten die gewöhnlichste Krankheit der Schaafse ist. Man kann ihnen auch Branntweinsbrage dann und wann zum Wasser thun, welches Getränk ihnen sehr gut bekommt. Auch muß das Futter dann und wann mit Salzwasser benetzt werden, wo keine Salzlecken sind. Wenn sie aufgestallet sind, und wieder im Frühjahr auf die Weide gelassen werden, erhalten sie gestoßene Lorbeern mit feinem Salz vermengt auf Brod, oder mit Haber oder Roggen.

Moräste oder Sümpfe müssen bey der Weide sorgfältig vermieden werden. Wie höchstgefährlich diese der Gesundheit der Schaafse sind, davon habe

Habe ich betrübte Folgen erfahren. Brache und steile Aecker sind die gesundeste Weide für Schaafse. Aus frischen Quellen zu tränken, und bey großer Hitze im Stalle zu füttern, ist höchstnothwendig.

In der Art verfahren, hab ich in meiner Oekonomie weder franke Schaafse, noch weniger Schaafsterben gehabt.

Gesundheit und Wohlstand sind die einzigen Hülfsmittel zur Fortpflanzung. Auf je sicherern und dauerhafterern Fuß diese gesetzt sind, desto sicherer und dauerhafterer ist auch die Vermehrung.

Ich habe es mir, so viel als nur möglich gewesen ist, angelegen seyn lassen, die sichersten Mittel anzuzeigen, durch welche die Gesundheit, Dauer und das Wohlbefinden des Viehes auf einen dauerhaften und festen Fuß zu setzen sey. Wenn diese angezeigte Mittel also nur gehörig in Ausübung gebracht werden; so kann man sich sicher die besten und glücklichsten Folgen der Viehvermehrung schon zum voraus versprechen.

Die Verwahrlosung bey der Pflege des Zuwachses unterbricht den glücklichen Fortgang der
 Vieh,

Viehzucht, und ist die einzige Ursache, daß in vielen Höfen die Viehzucht nicht in Aufnahme kömmt, obgleich alle nur mögliche Nahrung gereicht wird. Dieses ist eine Wahrheit, die ich mit meinem Schaden erfahren habe.

Die Ursache der Verwahrlosung ist einleuchtend genug, weil die Aufsicht des Viehes mehrentheils Lohnleuten anvertrauet wird, deren erstes Augenmerk allezeit ihr eigener Vortheil, und nicht der Nutzen der Herrschaft ist.

Man sehe nur bey den Bauern oder andern Hausmüttern niedrigen Standes, die selbst ihr junges Vieh versorgen, wie der Wuchs und die Schönheit derselben sich vor den Hofkälbern auszeichnet, da sie doch das nicht geben können, was der Hof wirklich giebt. Allein was sie geben, erhält ihr junges Vieh gewiß. Hingegen die Hofmutter hat ein Pferd, Schweine, auch milchend Vieh. Wenn ihr auch gleich Kälber für sich zu erziehen nicht gestattet wird; so nimmt doch das erstere mit etwas Besserem vorlieb, und dieses muß Herrschaftsmastung und Zuwachs entgelten.

Es wäre in der Welt weniger Sünde, mithin
auch

weniger Strafe, wenn mit reiner Menschenvernunft dahin gearbeitet werden würde, die sichersten Mittel zu erfinden, so viel als möglich, alle Gelegenheit zum Bösen und zum Sündigen weislich aus dem Wege zu räumen.

Um dieses allgemeine Hofmutterböse gänzlich auszurotten, ist es nothwendig, alle Gelegenheit zu diesem Bösen wegzuschaffen.

Eine Hofmutter muß also auf reichliches, hinreichendes Deputat gesetzt, und ihr nicht gestattet werden, das geringste von eigenem Vieh zu halten.

Eigennus ist die einzige Quelle der Betrübsamkeit und des Fleißes.

Es müßte der Hofmutter von allem erzeugenen Vieh ein Stück als Geschenk jährlich versichert werden. Es müßte ihr also auch freystehen, mit diesem Vieh, wenn es erwachsen ist, als mit ihrem wahren Eigenthume zu verfahren, es entweder für bare Bezahlung der Herrschaft zu überlassen, oder einen andern willkührlichen Gebrauch davon zu machen.

So wie alles Gute belohnet, also auch alles Böse bestrafet werden muß: so müßte auch eine jede

jede Hofmutter, die durch Betrug und boshafter Weise ihre Pflicht verabsäumt, nicht von der Herrschaft, sondern durch die Obrigkeit selbst, zu ihrer Pflicht angehalten und andern zum Exempel hart gestraft werden.

Das erste, was man bey dem Zuwachse zu beobachten hat, ist, daß er dauerhaft und stark werde.

Diejenigen Kälber also, die da abgesetzt werden sollen, müssen von den schönsten, besten und gesündesten Kühen genommen werden.

Die frühgesetzten Kälber sind die besten und dauerhaftesten zum Absetzen. Fast im ganzen Lande setzt das wenigste Vieh vor dem Januar. Die Ursache ist Futtermangel, und daß beynabe aller Orten zu wenig Stiere (Bollen) gehalten werden.

Zu Anfänge meiner Wirthschaft im Großen, fand ich nur zwey Stiere auf sechzig Kühe, und von vierundzwanzig Kälbern, die alle elend, matt und schwach waren, behielt ich nur sechs am Leben; die andern fielen noch im Herbste.

Diesen Fehler der Wirthschaft sahe ich denn wohl gleich ein; ich konnte aber, weil ich selbst sehr

sehr vieles mischende Vieh gekauft hatte, die nöthige Quantität der Stiere nicht erhalten, weil diejenigen, die mir auch zum Verkauf angeboten wurden, sehr klein und schlecht waren.

Im ganzen Thierreiche hängt Schönheit, Wuchs und Stärke, mehr vom männlichen als weiblichen Geschlechte ab. Eine Wahrheit, die mir ein jeder Naturkennner zugestehen wird.

Nachdem ich mir also hinreichendes Futter und die nöthigen Stiere besorgt hatte, und auch für meine Schaafse ausländische Rämmlinge von feiner Wolle: so ist mein Vieh dadurch im besten Stande gewesen. Die Kühe haben mehrentheils mit dem Januar zu kalben geendiget, und ich habe zur Ehre Kurlands bewiesen, daß meine Schaafse zweymal im Jahre gesetzt haben. Gute Freunde, die bey mir im Februar die schönsten Lämmer gesehen haben, und Fleischer, die schon im März erwachsene Lämmer, zu zwey Gulden das Stück, mir abgekauft haben, könnten mir dieses einzeugen. Mein Vieh ist wirklich besser auf die Weide gekommen, als ich es im Herbst aufgestallet hatte. Solche

Vortheile sind nur durch Futterbau, Mühe und Fleiß zu erhalten.

Wenn des Herrn Hofrath Schubart's Methode, Futterkräuter zu sammeln, hier in Kurland bewerkstelliget werden kann; so muß der Ertrag von den Oekonomien um ein drittes Theil größer werden.

Doch noch einmal auf das vorige zu kommen. Es ist im ganzen Lande ein angenommener Satz, daß nach drey Wochen die Kälber abgesetzt werden müssen.

Alles was der Natur widerspricht, scheint mir unrecht behandelt zu seyn.

Man sehe es nur an den der Natur überlassenen wilden Thieren; sie führen ihre Jungen so lange mit sich herum, und verstoßen sie nicht eher, bis eine der Nahrung mehr bedürftige Frucht sie nöthiget, die erstere dem Schooße der allgemeinen Versorgerinn wiederzugeben.

Dem ersten Thiere sind, nach höchstweislich väterlicher Absicht, die untern Thierarten der freyen Willkühr überlassen, doch ohne das große Gesetz der Vernunft und der Natur zu überschreiten.

Der Verlust der Milch, die diese zur ferneren Fortpflanzung höchstndthigen Thiere bedürfen, muß mit dem Verluste der Dauer und Stärke des Thiers wohl abgewogen, und der Vortheil vom ersteren klar bewiesen seyn, ehe ich meine in der Natur so sicher gegründete Behauptung widerrufe.

Ich habe zu meinem Vergnügen einen solchen natürlichen Versuch gemacht; es wurde das schönste und ansehnlichste Thier in der Heerde.

Ich will aber im Ganzen dieses nicht anrätbig seyn, doch wohlmeynend erinnern, dem jungen Thiere wenigstens vier Wochen die Mutter zu lassen, und bey der Abnahme von der Mutter dafür zu sorgen, daß das arme junge Thier nicht durch Abknappen der Milch diesen für ihn so schmerzhaften Verlust zu sehr empfinde.

Nach der Abnahme von der Mutter muß das junge Thier die warme Milch, so wie sie von der Kuh kömmt, erhalten, damit es desto geschwinder trinke: und wenn es schon trinkt und Grütze bekömmt, muß dennoch reine Milch, so wie sie von der Kuh kömmt, zu der Grütze gethan werden, bis das junge Thier von dem vorgelegten Futter schon gut

gut frist. Alsbenn kann man die Milch sparsamer geben. Denn die erste gutabgewartete Pflege hat so, wie die verabsäumte, Einfluß auf die ganze Lebenszeit des Thieres.

Ich will einer jeden guten Hausmutter wohlmeynend angerathen haben, so viel als möglich auf die Pflege des jungen Viehes wohl Acht zu haben; denn der Schaden ist unbeschreiblich groß, der durch die Nachlässigkeit der Leute, auch bisweilen unvorsichtiger Weise, verursacht wird. Um geschwinder wegzukommen, tranken sie entweder zu heiß, oder übertranken wohl gar das junge Vieh. Ich bin selbst dazu gekommen, daß übertränkte Kälber auf der Stelle geblieben sind. Die Kälber, die immer mager bleiben und nicht zunehmen wollen, haben gewiß heiß Trinken bekommen, und sterben, oder bleiben auf ihre ganze Lebenszeit elende und schwache Thiere.

Für das junge Vieh muß das beste Futter aufbehalten werden. Blumen- und Kleereiche Wiesen müssen für das junge Vieh, so lange das Gras noch zart und nicht überreift ist, etwas zeitiger angeschlagen werden, und es ist für die Gesundheit

heit der jungen Thiere nothwendig, daß dieses Futter so dürr als möglich eingesamlet und vor aller Nässe verwahret werde. Denn wenn dieses Futter nicht gehörig trocken ist, so verdirbt es gewiß, da es am spätesten verfuttert wird. Alsdenn krift es das junge Thier auch nicht, und wenn sie es denn aus Noth fressen müssen, so fressen sie sich faul und schadhast. Es ist überhaupt dem jungen Vieh zuträglich, daß es den Sommer über im Stalle gefuttert wird, und nur gegen den Herbst etwas auf die Weide kommt.

Das so häufige Sterben der Kälber hat einzig und allein zur Ursache, daß sie zu spät abgesetzt werden, und zu zeitig auf die Weide kommen, wo sie alsdenn vor Kälte und Mangel der Nahrung umkommen müssen. Sind sie aber schon im December und im Januar abgesetzt worden, so sind sie schon ziemlich stark, können mithin auch schon mehr Kälte vertragen und sind im Stande, auch besser zu grasen.

Es ist gewöhnlich, der Hofmutter ein halb Lof Mehl auf jedes Kalb zu geben. Dabey kann sie nicht bestehen, wenn die Kälber zeitig abgenommen werden

werden und gut seyn sollen. Man muß auf drey Kälber zwey Loß Mehl geben, und das, die Hälfte Gerste und die Hälfte Haber. Zu Anfange giebt man den Kälbern Gerstenmehl, weil es nicht so viel Hülsen hat und weit nahrhafter ist. Wenn sie schon etwas stark sind, alsdenn bekommen sie Habermehl. Allein, wenn die Hülsen durch Siebe abgetrennt sind, alsdenn ist Habermehl das vorzüglichste Futter, und die Hofmutter erhält auf jedes Kalb ein Loß. Roggenmehl ist den Kälbern höchstschädlich.

Wenn in meinem Vaterlande nach der von mir in diesem Abschnitt angezeigten Methode bey der Viehpflege verfahren wird; so hoffe ich noch die glücklichsten Folgen davon zu erleben, und die Viehzucht merklich vervollkommet zu sehen.

Johann von Besser.

Was ich von den Schicksalen und dem Charakter dieses ehemals allgemein beliebten teutschen Poeten hier anführen werde, rührt größtentheils aus der weitläufigen Lebensbeschreibung seines Freundes und Zeitgenossen, Joh. Ulrich Königs, her, die vor der von ihm veranstalteten Ausgabe der sämtlichen Besserschen Gedichte steht, und die, selbst mit Willen und Beyhülfe des Dichters, schon bey Lebzeiten desselben aufzuzeichnen anefangen hat. Diese Lebensbeschreibung ist er-
 undend umständlich und ausführlich; — denn König war, nach Bessern, Ceremonienmeister am sächsischen Hofe; — doch verdient sie immer eine kriiche Sichtung, da sie die Geschichte eines zu sein Zeit berühmten Mannes und angesehenen Diers enthält, dessen Andenken, auch wenn er kein Kurländer wäre, wieder einmal aufgefrischt zu werden sehr würdig ist; aber er war ein Kurländer und darum steht diese seine aufgefrischte Lebensbeschreibung hier an der rechten Stelle.

Besser

Besser ward im Jahre 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, und war der erste Sohn des Predigers dieses Orts, Johann Bessers, eines Mannes, der, wie König vom ihm rühmt, wegen seiner Gelehrsamkeit und erbaulichen Aufführung bey dem berühmten Herzoge Jakob von Kurland in hohen Gnaden und bey vielen des vornehmsten Adels in besonderer Achtung stand. Seine Mutter war aus dem Geschlechte der Einhorne; welches sein Biograph mit vieler Wichtigkeit anführt, weil es in damaligen Zeiten von Bedeutung war, dieser alten geistlichen Familie zuzugehören: ein Umstand, den neuerlich der schalkhafte Verf. der Lebensläufe in aufsteigender Linie sehr lustig genugt hat.

Die erste Jugendunterweisung gab ihm sein Vater selbst; weiterhin aber genoß er in verschiedenen adelichen Häusern der Nachbarschaft, in Gesellschaft ihrer Kinder, sonderlich in dem Hause des Vaters des nachherigen Landhofmeisters von den Brinken, wo er größtentheils erzogen ward, des Unterrichts verschiedener Privatlehrer. Er zeichnete sich schon in seiner frühen Jugend durch

Mun

Munterkeit, Ehrliche und große Lernbegierde aus, und erlangte vorzüglich in den damals in Kurland über alles geltenden Leibesübungen sehr schnell eine für sein Alter bewundernswürdige Fertigkeit.

In seinem siebzehnten Jahre schickte sein Vater ihn, in Gesellschaft einiger seiner, ihn liebenden, Schulgenossen, nach Königsberg, wo er bald sehr rühmlich sich hervorthat. Dasselbst vertheidigte er schon im zweyten Jahre seines Aufenthalts im December einige gedruckte Sätze aus der Vernunftlehre *) mit allgemeinem Beyfalle. Bald darauf, im folgenden Jahre vertheidigte er wieder eine von ihm selbst aufgesetzte gelehrte Abhandlung **) öffentlich als Präses, die er dem Herzoge Friedrich Kasimir von Kurland zueignete. Diese schöne Probe seines Fleißes erwarb ihm die, wie König sagt, wohlverdiente Würde eines Meisters in der Welt.

*) Diese Disputation hatte den Titel: *Exercitatio academica de Euporia rationum dialecticarum*, Præsidi M. Daniele Rhoden. Regiomonti, 1673.

**) Sie hieß: *Exercitatio philosophica de assimilatione hominis cum Deo, quam pro receptione in facultatem publice tuebitur* Joh. Besser, &c.

Weltweishheit; eine Würde, die in unsern Zeiten jeder schlichte, gute Kopf eher verbitten als suchen wird.

Die schnellen Fortschritte, die Besser sowohl in den Wissenschaften, als vornehmlich in der einem jungen Gelehrten so nützlichen Weltkenntniß, in Feinheit der Sitten und des Umgangs hier machte, verschafften ihm die Freundschaft und Liebe aller seiner Lehrer und Kommilitonen, allermeist seiner mit ihm studirenden Landsleute. Unter diesen war Jakob Friedrich von Maydel, ein Jüngling von großen Hoffnungen und großen Aussichten, der letzte Zweig eines der berühmtesten Geschlechter in Kurland, der Bessern so liebgewann, daß er ihn beredete, mit ihm eine Reise in ihr gemeinschaftliches Vaterland zu machen, und seine Pflegemutter, die bekannte Freyfrau von Maydel, eine geborne Sacken, bewegte, diesen geliebten Freund zu seinem Begleiter und Führer auf seinen Reisen in fremde Länder anzunehmen. Die Frau von Maydel sah Bessern kaum, als sie sogleich in das Begehren ihres Pflegesohns freudig willigte, mit der Erklärung: sie wünsche, daß es ihrem
Pfleger

Pflegesöhne mit seinem selbsterwählten Hofmeister, wie den Kranken, ergehen möge, bey denen insgemein die Arzeney desto heilsamer anschlage, je mehr Vertrauen sie selbst zu ihrem Arzte hegen.

Besser reiste nun, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, mit seinem geliebten jungen Freunde, 1675, aus seinem Vaterlande gerade nach Leipzig, um allda einige Jahre Studirens halber zu verbleiben. Beyde junge Kurländer machten sich bald durch die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens bey dem Publikum jener Stadt beliebt, und lebten Jahr und Tag ungestört den Wissenschaften und ihrer Freundschaft.

Aber der Anfang ihres zweyten akademischen Jahres begann so unglücklich für beyde, daß Maydel mit ihm sein Leben, und Besser, auf lange Zeit, Freude, Frieden und Ruhe des Herzens verlor. Sie geriethen in Handel mit einigen sächsischen Edelteuten; es kam zum Zweykampfe — und Maydel ward entleibt.

Ich will die ganze traurige Geschichte, die selbst auf das Vaterland des unglücklichen edlen Jünglings ihren Einfluß gehabt hat, mit Königs Worten

ten ausführlich erzählen, so wie er aus Bessers eigenem Munde sie empfing. Sie ist wenigstens eine interessante Episode in der Besserschen Biographie.

„Ihre Vorzüge, erzählt König, leuchteten allzusehr in die Augen, als daß sie unbeneidet hätten bleiben können. Sonderlich fiel ihre Geschicklichkeit im Fechten einigen rohen Edelleuten unerträglich, die unter der Besatzung auf dasiger Festung Pleißenburg stunden; weswegen sie mit aller Macht Anlaß suchten, den Muth dieser beyden Fremdlinge auf die Probe zu stellen. Endlich ereignete sich die unglückliche Gelegenheit dazu, als zween von ihrer ordentlichen Tischgesellschaft bey D. Welschen, der von Bennigsen und dessen Hofmeister Lange, zu Ausgange des Wintermonats, einen gewissen von Lohau mit sich zu Tische brachten, welcher Lieutenant unter den sogenannten Blaudäcken aus der Pleißenburg, und sonderlich auf Bessern übel zu sprechen war, weil ihn dieser, einige Tage zuvor, im Namen eines andern, zur Rede gesetzt hatte.

Ihr erstes war, daß sie den von Maydel und
feinen

seinen Hofmeister, als ob es von ungefehr geschähe, von einander abtreunten, als man sich zu Tische versügte. Lochau, welcher sich neben Maydeln setzte, fieng gleich an, Bessern höhnische Gesichtter zu schneiden, und ihn mit allerley Stichelreden auszuführen, worauf aber dieser nur ganz kalt und kurz antwortete. Jener machte sich hierauf an Maydeln mit eben dergleichen stachlichen Worten; als er ihn aber doch dadurch nicht genug aufbringen konnte, weil ihm dieser ohne Bewegung zur Antwort gab, daß es ihr Zeit zu essen und nicht zu plaudern wäre. so ward jener dadurch immer dreister und ungestümer, und fieng an, von dem Hofmeister auß neue verkleinerlich zu sprechen, mit dem Zusatze: Er möchte gern wissen, ob derselbe auch ein solcher Held im freyen Felde wäre, als auf dem Fectboden. Der junge Maydel versetzte, daß man nicht ihm, sondern dem Hofmeister selbst dergleichen vorsagen müße, und bat anbey, mit dergleichen Zundthigungen von nun an inne zu halten.

Als unter dergleichen Wortwechsel endlich die Mahlzeit zu Ende gieng, Besser an der einen, Lochau

chau aber an der andern Seite des Tisches stand, und Maydels eingezogene Weise im Antworten für eine Zagheit bey sich auslegte, ward er darüber nur immer aufgeblasener, und fuhr weiter fort, auf den Hofmeister gegen den Untergebenen zu schimpfen. Dieser ward dadurch bewogen, ihm mit mehrerem Eifer vorzuhaltten: Er solle ihn mit dergleichen Reden verschonen, Besser wäre so gut, als einer unter der Gesellschaft: Alle könnten nicht Soldaten seyn, und es gäbe auch, ausser diesem Stande, rechtschaffene Leute; kurz, wer seinen Hofmeister schimpfe, der beleidige Maydeln selbst. Lochau versetzte hierauf mit sehr unziemlichen Handgebehrden: Ich muß mich mit einem von euch beyden raufen, es komme nun, wie es wolle; und weil du dich, fuhr er fort, deines Hofmeisters so ritterlich annimmst, so will ich es auch nun mit dir zu thun haben.

Wohl, sagte hierauf der endlich zur Ungeduld gereizte Maydel: Wann du dann nicht stille bleiben kannst, und ohne Ursache so viel Lust zu Handeln mit mir hast, so muß ich dir erst Gelegenheit dazu geben. Zu gleicher Zeit schlug er ihm eine
vor

vor ihnen stehende zinnerne Tischkanne vermaßen auf den Kopf, daß alle andre anwesende Gäste aus den an Lochaus Stirne aufgelaufenen Beulen wohl urtheilen konnten, die bisher bezeigte sittsame Kalt Sinnigkeit des jungen Kurländers sey seiner Ueberlegung, nicht aber einiger Blödigkeit zuzuschreiben gewesen.

Als nun Besser auch gleich zusprang und seines Untergebenen eine Wange durch einen von Lochau nach ihm geworfenen Teller blutrünstig sah, kam es zum Handgemenge und zur Fortsetzung des Scharmügels mit Tellern und Kannen, bis die ganze Gesellschaft sich dazwischen legte, und verhinderte, daß für diesmal alle weitere Thätlichkeiten unterbleiben mußten.

Ob nun wohl Bennigsen und Lange vorher mit unsern beyden Fremden als Tischgenossen und gute Freunde ganz vertraulich gelebt hatten, so gab doch dieser Vorfall nicht nur zu einer ziemlichen Kalt Sinnigkeit unter ihnen, sondern auch zu neuen Bankhändeln Anlaß; ungeachtet Besser, solche zu vermeiden, von dem vorigen Tische mit seinem Unter-

ter:

tergebenen freywillig weg und zu dem Rathsherrn Ruder gezogen war.

Denn kurze Zeit hernach hatten Bennigsen und sein Hofmeister, die auch in diesem Hause wohnten, Gäste bey sich auf ihrem Zimmer; da denn der erste, als er, ziemlich berauscht, nach derselben Herabbegleitung, die Treppe wieder heraufkam, den von Maydel, zufälliger Weise, auf dem Vorsaaale vor seiner Wohnstube, nach Essen, auf und abgehen fand.

So fort stellte Bennigsen denselben trozig zur Rede, was er da mache? und als Maydel antwortete: ich gehe, wie der Augenschein giebt, spazieren, schlug jener, unerwarteter Dinge, Maydeln ins Gesicht, worüber beyde Hofmeister, die das Geräusch vernahmen, aus ihren Zimmern herzuеilten; alle viere aber in eine solche Schlägerey sich zusammen verwickelten, daß sie nicht anders, als mit großer Mühe, von den übrigen Herzulauenden aus einander gebracht werden konnten.

Bennigsen und Lange begaben sich bald hernach, wie sie schon vorher willens waren, unter die Besagung

sagung in der Festung zu Leipzig; jener als Fähnrich, dieser als Führer. Und ungeachtet nach der Hand alle ersinnliche Mühe vorgekehret ward, die Sache in der Güte zu vergleichen, und sonderlich der Hofmeister Besser sein möglichstes anwandte, den Zwist ohne weiteres Balgen beyzulegen, um seinen Maydel dadurch keiner Gefahr Preis zu geben; so wollte doch dieser nichts davon hören. Lochau hatte ihn gleich auf den ersten vorgefallenen Streich nach vierzehn Tagen zu erscheinen, ausfordern; er hingegen Bennigsen und Langen mehr als neunmal, aber vergeblich, um eine gleiche Genugthuung anmahnen lassen, weil sie es von einer Zeit zur andern zu verschieben wußten.

Inzwischen kamen Briefe von seiner Frau Pflegemutter aus Kurland, darinn sie meldete, es sey der Ruf allda entstanden, ihr Pflegesohn wäre in einem Zweykampfe geblieben; weswegen sie, um dergleichen Unheil zu vermeiden, ausdrücklich verlangte, daß er unverzüglich nach Hause kommen sollte.

Dennoch war er, vor vollzogenem Zweykampfe, auf keine Weise dahin zu bereden. Die Furcht,

durch Vermeidung desselben, sich bey den andern verächtlich zu machen, ließ ihm keine Ruhe, und der, sonderlich bey dem kurländischen Adel, allgemein eingerissene Wahn, daß Beschimpfungen von der auf beyden Seiten vorgefallenen Art nur durch die Waffen könnten ausgemacht werden, lag ihm stündlich in den Ohren.

Als nun der Hofmeister wohl sahe, wie die Schlägererey nunmehr unvermeidlich sey, bot er sich an, den Zweykampf, an seines Untergebenen Stelle, über sich zu nehmen; allein dieser war der erste, der einer solchen Anmuthung sich schämte. Daher blieb Bessern nichts übrig, als sich selbst zu dessen Beystand anzugeben, maßen er sich nicht minder auf seine eigene Fertigkeit im Fechten, als auf seine Treue gegen Mandeln, am aller sichersten verlassen konnte.

Wir wollen ihn selbst hievon reden lassen: *)
 Alle in dergleichen Vorfällen gebührige Vorsichtig-
 keit hab ich angewandt; die Verbitterungen aus
 den

*) In seiner von ihm auf Mandeln in ungebundener Rede verfertigten Lob- und Denkschrift.

den Herzen der Gegentheile, ihrem Vorgeben nach, getilget; vor ungerechter Gewalt Versicherung genommen; ein Gewehr, dessen Mandel mächtig war, erkieset; einen Platz, der wegen seiner Nähe der Stadt, die Gelegenheit allem Uebermuthe zu beschneiden, das Ansehen hatte; danebst ihr Leib und Leben aufzusetzen sich anbietende Beystände *) erwählet; und über dem allen, mich seiner selbst, wann also zu reden freysünde, wie Gott meiner Seele thun mag, anzunehmen bemüht. Ja, es ward noch unter ihnen, in Betrachtung, daß die Befleckung ihrer Ehre so übergroß nicht wäre, daß sie eben einen blutigen Tod zum Abwaschen erforderte, diese unbrüchige Abrede genommen: Es sollte die Erinnerung vorhergepflogener Freundschaft aller gewaltsamen Thätlichkeit vergessen, und zu dem Ende kein ander Gewehr, als der Degen, gebraucht werden.

Der

*) Diese waren auf Mandels und Bessers Seiten ein schlesischer von Adel aus dem Großglogauschen Fürstenthume, Georg Sigismund von Seer, und ein preussischer von Adel, Daniel von Wegner, nebst einem Kurländer, Herrmann Braunschweig, nachmaligem Pagenhofmeister in Dresden.

Der funfzehnte Hornung des tausend sechshundert und siebenundsiebenzigsten Jahres war endlich der zu dem bekannten Zweykampf angelegte Tag. Die Gegenstände ritten des Morgens früh eine kleine Meilwegß von Leipzig, biß an das Dorf Finkel, in ein Tannenhdzichen, welches Lochau mit Fleiß dazu ausgesucht hatte. Nachdem sie abgestiegen waren, schlugen sich, nach einigem Wortwechsel, Maydel und Lochau zuerst auf den Degen. Als aber Lochau, nach vier verschiednen Gängen, unbeschädigt davontkam, weil ihn Maydel, in dessen Gewalt er mehr als einmal durch wilde Unvorsichtigkeit verfiel, großmüthig verschonte, so vertraug er sich, durch gegebenen Handschlag, zwar äußerlich mit seinem Gegner, rüstete sich aber innerlich zu einer desto gefährlichern Hinterlist. Hierauf giengen, auf eben solche Art, Besser und der Fähnrich Bennigsen zusammen, welchen jener gleich im zweyten Gange in den linken Arm stieß, worüber der Verwundete ganz erblaßt zurückeprellte, um Hülfe schrie, zu seinem Pferde lief, und mit ergriffener Pistole, Feuer auf den im bloßen Hemde stehenden Besser gab, daß die Kugel ihm zwischen

den

den Beinen durchflog. Dieser, als er sich verfehlt, aber Verrätherey obhanden sahe, gieng auf Langen, der auch die Pistole gezogen hatte, und ihm am nächsten, nebst Lochauen, zu Pferde hielt, unerschrocken zu, und wollte ihn herunterreißen. Wie aber Lochau diese beherzte Entschliesung wahrnahm, rief er auf einmal: Nun ist es Zeit! hauet zu! stoßet zu! worauf, als er zugleich nach Bessern geschossen hatte, nicht nur die Knechte der beyden Officiere, sondern auch einige, auf deren Befehl, zuvor heimlich versteckte Soldaten von den sogenannten Blauröcken, plötzlich durch den nächsten Busch hervorbrachen, und auf wiederholtes Zurufen des von Lochau und Bennigsen, der sich inzwischen auch wieder in den Sattel geschwungen hatte, Bessern sämmtlich anfielen, so daß er sich umkehren, und durch so viele zu Pferde und Fuße sich herausfechten mußte, die alle zugleich mit Schießen, Stechen und Hauen, meuchelmörderischer Weise, auf ihn eindrungen.

Nichts destoweniger vertheidigte er sich so muthig, daß er gleich ihrer zwey, und darunter den einen in die Brust stach, und als ihm darüber der

Degen

Degen entzweygieng, unverzüglich einem andern die Fuchtel wieder aus der Hand riß, und sich so herzhast zur Wehre setzte, daß ihm keiner etwas anhaben konnte.

Unterdessen ward das Gefecht darüber so heftig und in einander verwirrt, auch der Dampf so groß von dem vielen Schießen, daß man sich nicht mehr unter einander erkennen konnte, und die vorhandenen Zuschauer auszuweichen gezwungen wurden. Bessern und seinem Untergebenen aber ward, durch die Menge der auf sie Eindringenden, der Paß dermaßen verhalten, daß sie weder zu ihren Pferden, noch zu ihren Pistolen gelangen konnten.

Der tapfere Maydel, auf welchen ebenfalls mit nicht minderer Mordsucht, als auf seinen Hofmeister, losgestürzt ward, hatte sich, den Rücken in etwas frey zu haben, inzwischen an einen dicken Baum gestellt, und wehrte sich auf das ritterlichste. Bald hernach traf einer von den auß neue geschehenen Schüssen, und zwar, wie man muthmaßete, aus der Hand des von Lochau, ihn von hinten zu, durch den Rückgrad, recht in das Herz. Darüber fiel er seinem neben ihm stehenden Hofmeister in

den

den Arm, und als er seinen sterbenden Mund kaum noch hinreichen und mit Winken Abschied nehmen konnte, mußte er sein junges und hoffnungsvolles Leben, auf eine so unglückliche Weise, Morgens zwischen neun und zehn Uhr, endigen.

Der Hofmeister, welcher sich alsofort seinem verwundeten Untergebenen als einen Schirm vorstellte, und ihn und sich vor weiterer Verletzung muthigst beschützte, als er an dessen bereits erfolgtem Tode nicht mehr zweifeln konnte, ergrimmete darüber dermaßen, und setzte mit solcher Verzweiflung unter die Mörder, daß er nicht nur die zu Fuße in kurzem alle vom dem Platze verjagte, sondern daß auch die zu Pferde ihr Heil in der Flucht suchten, denen er, wiewohl vergeblich, nachsetzte. *)

Ganz Leipzig verfluchte eine so verrätherische Mordthat, und beklagte, nicht weniger als der Hofmeister, den frühzeitigen Verlust eines jungen Edel-

Edel-

*) Man findet hievon eine umständliche Erzählung im zwölften Theile des Theatri Europæi pag. 1311. Nicht minder bemerkt er selbst in seinem Gedichte über Mandels Tod, mancherley hiezu gehörige Umstände.

Edelmannes von so ausnehmenden Eigenschaften.

Wir wollen Bessern aus seiner damaligen Klage rede selbst hierüber vernehmen. Mein Maydel, sagt er, trug solche reife Früchte in dem Frühlinge seiner Jugend, dergleichen viele in dem späten Herbst oder Winter ihres Alters nicht werden vorzuzeigen haben. Sein Verstand war mit den trefflichsten Wissenschaften gezieret, seine Gemüthsregungen mit der tugendhaftesten Mäßigung umschränkt, seine Gestalt mit den geschicktesten Bewegungen verherrlicht, und sein Leib mit den nützlichsten Uebungen ausgearbeitet. Alles zielte bey ihm auf Klugheit und Tapferkeit. Zu beyden legte er zwar den Grund durch seinen Fleiß, die Natur selbst aber führte ihn dazu an durch Verleihung eines scharfsinnigen Geistes, und einer geraden, langen und ansehnlichen Leibsgestalt. In den Uebungen brachte er es so weit, daß er wohl ritt, doch noch besser focht, seinen Degen nicht minder zierlich gegen die Zuseher, als nachdrücklich gegen die Widersacher zu führen pflegte; seiner Fertigkeit im Springen, Ringen, Tanzen, Ballschla-

schlagen und andern solchen Künsten zu geschweigen. Ausser den höhern von ihm begriffenen Wissenschaften, war er verschiedener Sprachen und darunter der Pohnischen, Teutschen, Lateinischen und Französischen sonderlich mächtig; zeichnete einen Riß so wohl in der Friedens-, als Kriegsbaukunst; malte nicht weniger wohl mit Farben, und wußte beydes die Geige und die Laute künstlich zu spielen. Kein Verdruß, fährt er anderstwo fort, ist mir, so lang ich bey ihm gewesen, bey aller meiner Arbeit entstanden; wie er niemand Fremden vorseßlich beleidigte, so verunwilligte er sich noch weniger mit den Seinigen. Allen Untergebenen zum nachfolgenswürdigen Vorbilde, that er nichts ohne meinen Vorbewußt, und bequeme sich meinem Belieben mehr, als ich verlangen konnte, noch wollte.

Da es seiner Freundlichkeit unmöglich war, einen mit Willen zu erzürnen, mußte er an solche gerathen, die sich darüber entrüsteten und in Schlägereyen eine Ehre setzten. Allerhand Gelegenheit suchten sie, ihr grausames Fürhaben zu bewerkstelligen. Anfänglich verkleinerten sie seine Person mit

mit anzüglichen Reden, machten schwierige Fragen von seiner Herkunft und Würde, und urtheilten in allem von seinen Bezeigungen auf das nachtheiligste. Er suchte alles durch seine Höflichkeit abzulehnen, und dadurch größerm Uebel vorzubeugen. Endlich krümmt sich auch ein Wurm, wenn er getreten wird. Die Hauptzänker mißbrauchten die Sanftmuth dieses leutseligen Jünglings zu einem Werkzeuge größerer Verunglimpfung. Sie eiferten mit seiner Frömmigkeit, ob sie mehr Vermögen hätten, ihn zu beleidigen, als er zu ertragen, und schritten nach den nichts bey ihm versankenden Drohworten zu schimpflichen Beleidigungen. Ihm aber drungen sie dadurch die erste Uebereilung des Zorns, und ihren Köpfen eine beufligte Gegenwehr ab. Als endlich der unhintertreibliche Zweykampf auf gewisse Bedingungen angelegt war, erschien er, band auch mit einem an, in Meynung: er streite mit einem verstellten Feinde, der alsobald sein Freund seyn würde; und focht, wie es seinem Gegner selbst beqvem war, unsern jungen Kurländers sonst unvermeidlichen Stößen zu entweichen.

Jener aber, der mit seinem ihm gleichen Anhange, die guten Worte, unsern nur aus der Stadt in ihr Netz zu firren, gegeben hatte, ward hiedurch, seinen blutdürstigen Vorsatz zu äußern, beherzt gemacht; drang auf selben, ungeachtet der Verheißung, gütlich zu handeln, womit doch nur ihm der größte Dienst geschehen war, aus allen Leibeskräften zu, und wollte mehr als er konnte. Da hingegen unserer für eine Bedingung der Großmüthigkeit haltend: auch wider Meineidige aufrichtig seyn, und weniger wollen als man kann, nichts destoweniger seines Widersachers schonete, und ihn aus seiner Gewalt, darein er selbst unbedachtsam rannte, unbeschädigt entkommen ließ: weil er keinen andern Ruhm vor der Welt, als seine Ehre erwiedert zu haben, suchete, und über Unvermögende zu siegen, ohnedem nur für eine Rißgelung der Kleinmüthigkeit schätzete.

So wohl aber Maydel den Tod seines Feindes zu verhüten wußte; so konnte er doch seinem eignen nicht entgehen. Denn seiner Aufrichtigkeit und Sanftmuth begegnete der andre mit einer grausamen Hinterlistigkeit. Der Unmensch, als er seinen

seinen Eifer, Schaden zu thun, vergeblich, und sich
 allein vor der Faust zu schwach bemerkte, sein tie-
 gerisches Vorhaben an unserm zu vollbringen; ver-
 stellte das tückische Gemüth mit Anerbietung des
 Vertrags, unsern hiedurch gegen den auf dem Fusse
 folgenden Ueberfall desto sicherer zu machen, und
 durch solche angenommene Freundlichkeit von aller
 Wache einzuschläfern. Die bey den Persern, auch
 bey uns selbst unbetrüglische Bekräftigung der Rech-
 ten kam dazu, und alle Zuschauer urtheilten den
 Streit geendigt. Allein, hierauf ward erst dessen
 Anfang gemacht, und der Vorhang verdeckter Bü-
 berey aufgezo-gen. Aus diesem fielen zugleich vie-
 le auf unsern, der, sich keines Uebels besorgend,
 sich schon zum Abzuge rüstete, mit unvermutheten
 Beyständen und Gewehre; das nämlich mit der
 Menge zu bewerkstelligen, was keinem einzeln mög-
 lich gewesen war. Dreye spieen zu Pferde aus ih-
 ren Rachen und Büchsen verzehrende Feuerflammen
 auf unsern, der zu seiner Bewahrung nichts als
 den Degen endlich ergriffen; weil es ihrer Tapfer-
 keit sicher deuchtete, dahin zu schießen, wo kein Her-
 schießen zu besürchten war. Eben so viel und auch
 mehr

mehr Knechte vereinigten, auf der Herren ernstliches Zurufen, ihre Hiebdegen mit dieser Pistolen, und trafen, obgleich Herkules sich nicht einmal wider zweye getrauet, allzusammen auf uns beyde zu; bis endlich ein unglücklicher Schuß unserm vollkommenen und achtzehn Jahr gewachsenen Maydel, dem letzten seiner Stammseite, das Herz öffnete, und in einer halben Stunde, wider Recht und Abrede, *) Leben und Athem, ohne einzige Empfindlichkeit, entführte.

Ich erstarre noch, fährt er anderswo fort, wenn ich im Geiste meinen Maydel auf der Erden gestreckt, sein zartes Herz geöffnet, seine weiße Brust mit Blut besprizet, sein munteres Haupt in die Achseln gezogen, seine kräuslichen Haare verworren, seine schlanke Arme mich an sich drücken, seinen lieblichen Mund mir gute Nacht geben, kurz, in einem Augenblicke lebendig und todt, sehe. Auch die allerunbeweglichsten und die vorhin kein Auge

*) Weswegen er auch, nach empfangenem Schusse dem Mörder zurief: Ist das Kavaliereparole? und mit den Worten: O Jesu, wie wird mir! niedersank.

ge naß gemacht, haben hier weinen gelernt, und einer von unsern Segnern selbst, rannte mit Thränen vom Kampfsplatze. Ein jedweder, der an diesem Ort anlangte, stand, wie bey dem erstochenen Asahel, wehklagend still, und die erleuchteten Häupter bezeugten in ihren abgelassenen Briefen ihr höchstes Mitleiden. *)

Unter dem Geleite vieler von Abel zu Pferde ward der balsamirte Leichnam den achtzehnten März nach Leipzig zurückgebracht, und darauf in der Pauliner Kirche daselbst so lange niedergesetzt, bis die mancherley Anstalten zu der bestimmten Abführung nach Dessau vorgekehrt werden konnten. Als solche vor sich gieng, geschah es unter einer volkreichen Leichenbegleitung, sowohl der ganzen hohen Schule, als der vornehmsten des dasigen Rathes,

*) König Johannes in Pohlen ließ dieserhalb an Churfürst Joh. Georg den Zwenten ein eigenes Schreiben ergehen, worinnen mit diesen Worten: *Ob homicidium in persona generosi olim, Jacobi Friderici Maydel, fidelis nostri, ex nobilissima ac primaria in nostro Curlandiae Ducatu prosapia progeniti, deliberate & insidiose commissum, die ernstliche Bestrafung der Mordhelmdörder gesucht ward.*

Ratbs. Endlich fand er seine Grabstätte in demjenigen Tempel, wohin er, seine Andacht zu pflegen, so manchmal abgereiset war. Seine Todtengruft verlieh ihm der uralte Fürstensitz eines Durchlauchtigen Hauses, woselbst er lebend so viele hohe Gnade und auch noch im Tode diese erhalten, daß seinem erblaßten Haupte von der Durchl. Fürstin selbst mit eigener hoher Hand eine güldene Krone aufgesetzt, wie seine Leiche durch ihre hochansehnliche Abgesandten besonders beehret und zu seiner Ruhe begleitet wurde.

Fand aber dieser nunmehr seine Ruhe, so begann hingegen die Unruhe des Hofmeisters erst recht anzufangen. Er hatte, auf die traurigste Art, in seinem liebenswürdigen und hoffnungsvollen Untergebenen zugleich auch seinen besten Freund verloren, durch dessen Beystand er sein zeitliches Glück so gut als befestiget gehalten. Die hohen Anverwandten des Entleibten, durch deren Beförderung er bisher so große Rechnung auf seine künftige Versorgung gemacht hatte, waren über den unglücklichen Tod ihres jungen Betters nicht zufrieden.

friedenzusprechen; sonderlich die beyden Vaterbrüder *) nebst der Frau Pflegemutter, die ohnedem mit keinem eigenen Leibeserben gesegnet war. Der Zweykampf selbst, bey dem er sich, wider die Landesgesetze, als Beystand eingefunden, gereichte ihm zu schwerer Verantwortung. Die Thäter, oder wenigstens die Rädelshführer, waren landflüchtig, und ihm fiel es daher anfänglich desto schwerer, sich sattfam zu rechtfertigen, dieselben aber gerichtlich zu verfolgen. Ja was bey seinem unerseglichen Verluste noch das ärgste war, so scheueten seine Misgünstige sich nicht, die ganze Schuld öffentlich auf ihn einzig und allein zu schieben, unter dem scheinbaren Vorwurfe, daß er als Hofmeister die Sache hätte verhüten können; und falls solches ja in seiner Macht nicht gestanden, er doch in den Zweykampf weder jemals willigen, noch viel weniger aber demselben hätte beywohnen sollen.

Jemebr

*) Dieß waren: Friedrich Johann und Dieterich, Gebrüder von Mandel, Ihrer Königl. Majestät in Pohlen beyderseits Kammerherren, Herren zu Wezaitz, Puntziken und Raven &c.

Zemehr ihm dergleichen Vorgeben damals zur Last fiel, je billiger ist es, daß wir seine eigene Rechtfertigung aus vorhin angezogener Klagschrift hier anführen: Mein Gewissen, spricht er, giebt mir Zeugniß, daß mir nichts wissend sey, was mit Grunde der Wahrheit meiner vorseßlichen Schuld bezumessen wäre. Der Ursprung der Zwistigkeiten ist ohne mein Zuthun entstanden. Die Zundthigung der Widersacher verübte an Unserm Gewalt, ich, aus verpflichteter Schuldigkeit gegen meinen Untergebenen, bemühet mich, sie mit Gewalt zu steuren, endlich bezulegen. Die Bosheit der Gegentheile willigte niemals in mein glimpfliches Ansuchen; weniger konnte die Großmüthigkeit unsers Verstorbenen, aus Furcht der Schande, meinem Vorschlage zum gütlichen Vergleiche Gehör verleihen. Drey eidliche Zeugen geben meiner Abtathung vom Zweykampfe Zeugniß, und nicht minder der Unbeweglichkeit des Seligen. Ich widerstrebte seinem ernstlichen Vorhaben, ob es gleich auf keine böshafte Rachgierigkeit fußete; er aber meinem unablässigen Abmahnen. Ritt ich endlich hiezu mit ihm hinaus; so sahe meine abgezwunge-

ne Einwilligung auf die zuletzt einander gegebene Verheißung: In Betrachtung vorher gepflogener Freundschaft nichts Mordbegieriges sehen zu lassen; auf die Fähigkeit unser's Tapfern, seinen Gegnern zu widerstehen, auch, auf Erfordern, überlegen zu seyn; letztlich auf das Vertrauen zu Gott: Es könnte durch seine Gnade unser frommer Maydel, wegen seiner gerechten Sache, wie viel tausend Liederliche, in selbsterregten Händeln, unbeschädigt davonkommen, zumal, da kein rechter Ernst, weniger als Rachgier, sollte geübt werden.

Endlich hat auch das Herausreiten ihm keinen Tod verursacht. Ist er gleich in demselben, so ist er doch nicht durch dasselbe seines theuren Geistes verlustig worden. Der Zweykampf, zu welchem ich gewilliget, hat sein Leben nicht verkürzet, weniger das Gewehr, das ich zu selbem erkieset. Der darauf erfolgte unglückliche Schuß aber ist so wenig dem Herausreiten zuzuschreiben, als man selbigem Schuld geben könnte: wenn unsern Maydel unterwegs ein ganz anderer ermordet, im Rückweg ein Wetter ihn zerschlagen, oder er selbst vom Pferde vor oder nach dem Kampfe den Hals gebrochen

hen hätte. Denn, wie jenes nicht nothwendig mit solchen vereiniget, also folget noch minder nothwendig auf geendigten Zweykampf ein Mordmord. Und welcher Vernünftige konnte besürchten, daß Edelleute von so großen Geschlechtern, Kriegsbediente bey dieser Festung, unter der Aufsicht eines tapfern und scharfen Obristen, in ihrem Vaterlande, so nahe bey der Stadt, in Gegenwart vieler Zuschauer und ihrer Gespanen, an ihrem gewesenen Freunde, einem ihrem Stande gleichen, auch wohl über denselben, ohne ihre Noth und ihnen gegebenen Anlaß, nur aus vorwitziger Rachgier, nach geschlossenem Vertrage, wider ihre vielfältige Sicherung, zu ihrer eigenen Schmach, so leichtsinnig handeln würden. Seine Beschimpfung war inzwischen stadtkündig, die Art solche aufzulösen unumgänglich; sein Wille dahero bey Edlen rechtmäßig, dabey dessen Bewerkstelligung, wegen so gütlich einander gegebenen Verheißungen, nicht gefährlich. Menschlichem Absehen nach, konnte er im Zweykampfe, wie er keinen nahm, auch keinen Schaden nehmen. Seine Geschicklichkeit stellte uns ihn im Fall der Noth stehend vor, und

vieler

vieler wohlmeynende Gedanken sahen ihn schon mit Freuden umkehren. Wie aber habe ich ihn davon, als keine Güte verfleng, mit Gewalt abziehen sollen, wozu ihn die in dem Rücken haltende Nothwendigkeit antrieb, die Ehre seines Hauses anspornete, und seine Tapferkeit, sonder Gefahr es ins Werk zu richten, genugsame Kräfte gab; insonderheit, da er nur so weit unter meiner Gewalt war, als er sich selbst selbiger unterwerfen wollte? Mir deucht, bey so gestalten Dingen würde mir die verlangte Entäußerung des Zweykampfs so gewiß den Vorwurf vergessener Pflicht und einer Zaghaftigkeit, als meine Einwilligung, nach einem erwünschten Ausgange, den Namen eines redlichen Hofmeisters zugezogen haben. Inzwischen starb er ja weder im Zweykampfe, noch in der Rache, sondern durch hinterlistige Ueberfallung, nachdem er sich mit seinem Feinde schon wieder ausgesöhnet hatte. Und meine Schuld war es wohl am allerwenigsten, daß so viele auf mich gezielte Schüsse, Hiebe und Stiche wunderbarlich mich verfehlten, ihm aber also ein einziger und zwar das Herz treffen mußte. Wollte Gott! ich hätte über seinen Tod nicht mehr

mehr Ursache mich zu bekümmern, als über diese falsche Beschuldigungen! Inzwischen ist es mir genng, daß die Obrigkeit mich hierin für unstrafbar schäzet, die Klugen vertreten, und sonderlich der zum Urtheilen sowohl Vermögen als Vollmacht habende Abgeordnete von Seiten der Anverwandten, mich zu rechtfertigen sich getraut. —

In der That nahmen alle rechtschaffene Leute Antheil an seinem unglücklichen Zufalle, der wunderbar gar bald wieder auf der andern Sein Glück machte. König sagt: Unter der großen Anzahl derer, die wenigstens durch Bezeigung ihres Mitleides an seinem Unfalle Theil nahmen, befand sich sonderlich seine nachmals von ihm so gepriesene Kühlewein, die vornehmste sowohl, als die schönste und reichste Jungfrau ihrer Vaterstadt. Sie war die Tochter des ehemaligen kursächsischen Appellationsraths und ältesten Bürgermeisters in Leipzig, Friedrich Kühleweins, auf Raschwitz, und damals schon seit zwölf Jahren eine Waise. Sie lebte daher bey ihrem Stiefgroßvater, dem kursächsischen Kriegsrathe, Obersten und Kommendanten der Festung Pleißenburg,

Basi

Bassilius Titel. In dessen Hause hatte sie täglich
 Anlaß, von vornehmen Gästen über Tische, oder auch
 in ihrer Großmutter Gesellschaften, von dem
 herzhaften Betragen unserß Bessers bey der von
 so vielen zugleich auf ihn geschehenen Ueberfal-
 lung, mancherley Rühmliches zu vernehmen. Dies
 ses erweckte bey ihr, nebst dem Beyleide, auch
 eine ausnehmende Hochachtung für diesen Fremd-
 ling, nachdem sie sowohl, als er, ohnedem schon
 zuvor, als sie einst zufälliger Weise sich auf der
 Straße begegneten, zu ihrer beyderseitigen Be-
 fremdung, obwohl bey dem ersten Anblicke, sich
 nicht gleichgültig anzusehen vermocht hatten. —
 Die Schilderung, die König weiter von diesem
 lebenswürdigen Paare macht, das hier unver-
 muthet sich fand, ist zu angenehm, als daß ich
 nicht ganz sie noch hersetzen sollte. Sie waren
 beyde von einer ansehnlichen Länge; beyde hat-
 ten einen schlanken und geraden Leib, und große
 himmelblaue Augen. Wie er in den stärksten
 Leibesübungen sich geschickt erwies, so liebte auch
 sie lauter mühsame Zeitvertreibe, als Tanzen,
 Reiten, Schießen und Fahren. Beyde fühlten
 einen

einen edlen Zug nach Ruhm und Ehre. In beyden erblickte man die höflichsten Sitten und anmuthigsten Gebehrden. Beyde waren bey einem zärtlichen Gemüthe von einem aufgeweckten Geiste belebt, sie spielte das Klavier und er die Laute; und wie sie wohl sang, so gab dieß seiner Poesie Gelegenheit, dieser seiner liebenswürdigen Muse, wie er sie selbst nennt, zu Gefallen, sich desto eifriger zu üben und nach und nach durch einige für sie verfertigte Lieder, sich noch mehr beliebt zu machen. — Wie sie nun selbst beherzt war, so gefiel ihr um so viel mehr seine von männiglich gelobte Tapferkeit, und sein dadurch erlangter Ruhm verursachte bey ihr einen nicht minder vortheilhaften Eindruck, als die Ehre, welche ihm schon damals seine sinnreiche Dichtart zuzog.“ Soweit König.

Besser war nun vierundzwanzig und seine Geliebte vierzehn Jahr alt. Ihr Umgang ward immer vertraulicher und Ihre Liebe stärker. Dieses liebenswürdige Mädchen schenkte dem braven jungen Kurländer ganz ihr Herz, und machte zuletzt im eigentlichsten Verstande ihn glücklich.

Indeß

Indeß verzog sich Ihre feyerliche Verbindung bis ins dritte Jahr, bevor die wegen Maydels Entleibung angesponnene Rechtsbündel, zu Besers sonderbarer Befriedigung, abgethan und geendiget wurden.

Der Beschluß folgt künftig.

Mitauische

Monatsschrift.

May, 1785.

Mitau,

gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker. 1

Mitauische Monatsschrift

Von den Nahrungsmitteln, der Kleidung und den Wohnungen des liv- und furländischen Landmannes.

Die Kost des gemeinen Mannes, vornehmlich des Bauern, ist wohl aller Orten grob, ungelünstelt und darum seiner Gesundheit und Dauerhaftigkeit eher zuträglich, als nachtheilig. Von Jugend auf bey seiner harten Arbeit daran gewöhnt, und unbekannt mit zärtlichen, oder fremden und erkünstelten Speisen, befindet er sich wohl dabey und verachtet eher die Leckereyen der Städter und Vornehmen, als er sie wünscht und vermisset. Seine Kost ist der ursprünglichen Einfalt der Natur angemessen, sie ist einfach und gesund; er ist bloß, um seinen Hunger zu stillen; und einem hungrigen Magen behagt derbe Kost jederzeit besser, als dem schwächlichen, stets satt die niedrigste Leckerey. Nur muß er die möglichste Mannigfaltigkeit und immer genug haben, und durch Mangel nie so leicht
in

in die traurige Nothwendigkeit gerathen, seine schon einmal gewohnten gesunden Nahrungsmittel mit ganz schlechten, rohen und kraftlosen zu vertauschen, oder zu vermischen. In diesen Fall aber kann er oft kommen, wenn seine Nahrung auf zu wenige Arten eßbare Naturprodukte eingeschränkt ist, und wenn er, zur Zeit des Mangels und Minderwuchses in den gewöhnlichen und vorzüglichsten Nahrungsmitteln, seine Kost anderweitig zu erzielen und zu vervielfältigen nicht Einsicht, oder Gelegenheit hat.

Unser Bauer lebt fast einzig von Feldfrüchten und von seiner Heerde, oder eigentlich von Brod, Grütze und Milch. Fleisch genießt er wenig, und kann es auch nicht, bey der geringen und eingeschränkten Viehzucht des Landes; bloß seine kleine Heerde von Schweinen und etwa ein Schaaf geben zuweilen Abwechslung auf seinem Tische. Fische genießt er an manchen Orten gar nicht, und nur der aus der Fremde her eingeführten Hering, den er aber für Geld kaufen muß, ist zu gewissen Zeiten seine einzige tägliche Zukost.

Wenn man die Kost des Landmannes in vielen

len andern Ländern dagegen nimmt, so ist seine vorhin genannte bey weitem nicht die schlechteste und unangenehmste. Sein Brod, wenn er nicht durch Mangel gezwungen wird, es mit Raff, oder sonst, zu vermischen, ist das wohlschmeckendste und nahrhafteste von der Welt, seine Brühen sind eben so sättigend, als erfrischend, besonders wenn sie mit Milch zugerichtet sind, und sein getrocknetes, oder eingesalznes Schweinefleisch ist, bey der Karglichkeit, mit der ers genießt, ihm zuträglich.

Aber so vortrefflich alle die genannten Nahrungsmittel sind, sind sie doch, vornehmlich wenn Mangel oder Mißwachs eintritt, zu eingeschränkt, und daher oft nicht hinreichend. So weit wird durch Gottes Gnade schwerlich sobald wieder die Noth in Kurland kommen, daß der Bauer gar kein Brod habe. — In andern Ländern bäckt der Arme dann sein Brod halb von Kartoffeln, auch wohl mit Baumrinde und andern nahrlosen Ingrezienzen vermischt. — Aber wenn nun doch der Fall einträte, womit soll er sich helfen? Womit soll er den geringen Vorrath seines eingeärnteten Brodroggens, seiner Gerste und seines Buchweizens

weizens auf andre Art zu seiner Nahrung verlan-
 gern? Von letzterm baut der hiesige Bauer ohne
 dieß viel zu wenig, ob er gleich fast in jedem Bor-
 den gedeiht, oft sehr ergiebige Aernten und eine
 der gesündesten Grüßen giebt. — Womit soll er
 den Mangel des Brodtes zur Zeit einer Theuerung
 ersetzen? Der Mittel sind viele; aber eins der
 sichersten und leichtesten ist ohne Zweifel der Bau
 nützlicher Garten, und Ruchengewächse; dahin vor-
 nehmlich Kartoffeln, Kohl, Beeten, Burkanen,
 Mohren, Rüben, Zwiebeln, Schnittkohl, (Kohl-
 rüben) Gurken und verschiedene Sorten des Grün-
 kohlts gehören. In vielen Gegenden Kurlands kennt
 der Landmann diese Gartengewächse kaum, oder er
 ist zu träge, sie zu bauen, oder es fehlt ihm an der
 ersten Saat, oder wenn er einer Stadt nahe wohnt,
 kauft er seine nothdürftige Portion wohl gar für
 baares Geld vom Markte. Den letztern Fall sieht
 man häufig im Herbst, und er ist immer traurig
 anzusehn. Wie viel würde jedes Gesinde dadurch
 gewinnen, wenn es auf einem guten Plage neben
 oder hinter dem Wohngebäude seinen Garten, und
 diesen mit einer proportionirten Zahl guter Obst-
 bäume,

bäume, nützlicher Fruchtsträucher und den oben genannten Küchengewächsen besetzt hätte! Viele schöne Obstsorten, besonders die gemeinsten Äpfel, Birn- und Kirscharten gedeihen in unsern Ländern, auch bey einer mittelmäßigen Pflege, wenn sie nur gehörig Sonne, und gegen den Nordwind Schutz haben, so gut, als in Teutschland. So auch die Gartenfrüchte. Aber dieser Nahrungszweig ist in den hiesigen Gegenden bey dem gemeinen Manne wirklich unverantwortlich vernachlässiget. Und wie viel verliert er dadurch! Ich will nicht gedenken, daß ein reinlicher Obst- und Küchengarten nahe am Gesinde die Landschaft verschönert, und ihre Bewohner vergnügt, so wie lauter kümmerliche, kahle Gebäude im freyen, dürren Felde, um die weit herum selten ein Baum, oder Strauch, zu finden ist, bey jedem, der teutsche und andre Dörfer gesehen hat, immer eine gewisse niederschlagende Idee von bitterer Armuth, oder Trägheit und Fühllosigkeit erregen: Ich will nur des Nutzens erwähnen, den ein solcher Garten, der meist sogar von Weibern und Mädchen bestellt werden kann, seinen Besitzern und Pflegern verschaffen müßte.

In Gegenden, wo der Bauer Obst hat, macht er, wenn er nicht zu weit von Städten abliegt, nicht allein Geld von seinen Bäumen, sondern er vermehrt und veredelt auch seine Nahrungsmittel damit; er genießt es, besonders getrocknet, mit großer Ersparniß anderer Zuthat, bey seinen Mehlspeisen, oder braucht es zu andern Abwechslungen. Der größte Nutzen aber, den ein hiesiger Bauer aus seinem Fruchtgarten ziehen sollte, ist der, den er von seinen Obst, vornehmlich Kirschbäumen, und von seinen Fruchtsträuchern, als Johannis, Stachel, und Himbeeren auf dem Krankenlager haben kann. Man lehre ihn diese Fruchtarten auf die wohlfeilste Art zu diesem Gebrauche zurichten und aufbewahren, und er wird zu seiner Zeit Gott dafür danken. Was hat der arme Bauer in hitzigen oder langwierigen Krankheiten, auf seinem harten Lager, im Dampfe einer überheißigen Stube, zur Erfrischung und Labung zu genießen? Milch freylich und Wasser. Aber wie viel stärkender sind jene Früchte? Und wie leicht und mit wie vollen Händen giebt die Natur sie jedem ihrer Kinder, die sie brauchen wollen!

Die Kultur der obengenannten Ruchengewächse ist für unsern Landmann nicht minder wichtig. Sie vermehren, vervielfältigen und veredeln seine Kost durch alle Jahreszeiten, und sogar die ungenießbaren Abgänge derselben, oder auch von den Früchten selbst, wenn er im Ueberflusse sie hat, sind die schlechtesten noch immer eine nahrhafte Fütterung für sein Vieh. In vielen Gegenden Deutschlands nährt sich mancher arme Häusler und Einlieger mit seinen Kindern im Sommer und Herbst bey nahe ganz allein von dem Ertrage einer einzigen Kuh, und diese unterhält er, besonders gegen den Herbst, meist von dem, was sein kleiner Kohlgarten ihm giebt. Unsre Bauern haben im Ganzen genommen eher zu viel, als zu wenig Land, und daher weit herum Raum genug, Bäume zu pflanzen und zum Ruchengarten einen tauglichen Platz einzuzäunen; unser Klima ist so unfreundlich und verheerend nicht, als wir selbst es abmalen; denn Frost und Nässe haben seit etwan drey Jahren nicht in Kurland und Livland allein Schaden gethan; andre Länder haben die Verwüstungen einer außerordentlichen Witterung eben so hart und noch härter

härter empfunden; unsre Urväter haben Bäume
 gepflanzt, die noch stehen und uns Schatten und
 Nahrung die Fülle geben; der Baum, der in dem
 Garten des Edelmannes, oder des Kaufmannes
 in der Stadt in freyer Luft aufwächst und Frucht
 trägt, der muß auch in freyer Luft neben der Hütte
 des Bauern blühen und unter seinen Früchten sich
 beugen; — es fehlt nur an Patriotismus und all-
 gemeiner Betriebsamkeit, und Ernste, dem Land-
 manne die Hand zu bieten, ihn aufzumuntern,
 ihm Unterstützung und Unterricht angedeihen
 zu lassen, und diese geringe Sorge für sein Wohl
 recht wichtig zu finden. Wenn viele Erbherrn sich
 auf einmal vereinigten, ihre Erbleute auf diesen
 noch so ganz vernachlässigten Zweig der Landeskul-
 tur aufmerksam zu machen, die ersten Auslagen
 zu übernehmen, und ihre Versuche zu begünstigen;
 wenn man in gedruckten Schriften, die in ihre
 Hände kommen, welches vor allen andern der jähr-
 liche lettische Kalender ist, ihnen eine simple und
 durch Erfahrungen sichere Anweisung, Obst und
 Ruchengewächse zu ziehen, kurz und gut gäbe; o!
 die Folgen würden gewiß gesegnet und der Bauer
 in

kurzem in seinem Wohlstande um ein großes weiter seyn.

Die Kleidung des kur- und livländischen Bauern ist, so wie die des Nationalrussen, in Rücksicht auf Lebensart und Klima, in ihrer Art unvergleichlich, und, wo sie sich in ihrer ersten Simplizität und Festigkeit erhalten hat, nicht mehr und nicht weniger, als was sie eigentlich seyn soll. Wenn der Bauer gekleidet ist in den Flachs seines Feldes und in die Wolle und das Fell seiner Herde, ist das nicht herrlich und rühmlich! Auch der Schnitt und die Form dieser seiner einheimischen Nationalkleidung sind angemessen der Luft, in der er arbeitet, weder plump noch zierlich, und daher unverbesserlich. Aber leider reißt der unsre Länder täglich mehr verheerende Luxus allmählig immer sichtbarer auch unter unsern Bauern ein. So wie er wohlhabend wird, will er dem Deutschen, dem er eigentlich gar nicht nachahmen sollte, doch wenigstens in der Kleidung gleich scheinen. Er verachtet die simplen, warmen und wohlfeilen Zeuge, die von seiner Herde gewebt sind, und geht in die Buden und verschwendet sein kümmerlich erarbeitetes

tes Geld für einen Rock von teutschem Tuche, oder wenigstens für eine teutsche bunte, dünne Weste. Seine Nationalbandschube, die sein Weib, oder seine Töchter selbst sehr zierlich verfertigen, wirft er verächtlich weg, sobald er für sein Geld gegen Stiefeln sie vertauschen kann. Doch ist dieses am Ende von so großer Bedeutung nicht da doch Gott Lob! noch Leder von den Häuten unsers Viehes im Lande verarbeitet wird! Die Verschwendung und Eitelkeit des lettischen Weibervolkes ist von dieser Seite noch auffallender. Mehr als die Hälfte ihres sauer erworbenen Lohns geht für seidene Tücher, halbsilbernes Geschmeide, unächte Tressen, ausländische Zeuge und andre entbehrliche Waaren in die Buden, und mithin außer Landes. Das Beyspiel der Hofesleute, die von ihren gutmüthigen Herrschaften oft leider! allzu kostbar gehalten werden, ist zu verführerisch für die armen Dirnen in den Hütten und schadet im Ganzen sehr viel.

Nicht schmutzig und zerlumpt soll der Bauer einhergehen; denn das setzt ihn in den traurigen Verdacht der Liederlichkeit, oder der elendesten Armut: er soll mehr als Einen Rock von seinem selbst

selbstgewürkten Tuche, mehr als ein Hemde von selbstgewebter Leinwand in Vorrath haben; aber er sollte sich nichts zu tragen erlauben dürfen was für ihn Luxus ist. Der Patriot müßte sich herzlich betrüben, wenn er einmal an einem festlichen Tage den Bauer mit einem Hute mit einer Tresse, zumal einer unächtten, aufreiten sähe; aber lächelnd kann er es ansehen, wie bey Hochzeiten und Gelagen mancher junge geckhafte Kerl, um etwas vorzustellen, seinen Hut mit einem selbstgeflochtenen Strohbande betrefft, oder mit Blumen sein Pferd außstaffirt hat.

Den Wohlstand des Bauern muß man nicht nach seinem halbreutschen bunten Rocke, oder seinem blanken Wagengeschirre, sondern nach seinem und seiner Knechte Pferden, nach der Wohlbeleibtheit seiner Heerde, nach dem Vorrathe seines Düngers und der guten Ordnung und Reinlichkeit in seinem Gesinde beurtheilen.

Die Wohnungen unsrer Letten sind so elend nicht, als Leute, die die Welt nicht gesehen haben, sie verschreien. Der Bauer in Frankreich, in Savoyen und in Westphalen wohnt nicht besser,
als

als unser Bauer, wenigstens schläft er nicht überall so warm, als dieser; und der unsrige wohnt doch abgesondert von seinen Schweinen und Kälbern. — Viele machen die Rauchstuben in unsern Gegenden sehr herunter; aber auch dieses nur auf den ersten Anschein und ohne hinreichenden Grund. Einige edeldenkende Gutsherrn haben sogar einen Anfang gemacht, bey Erbauung neuer Gesinder in ihren Gebieten, die Wohnstuben der Bauern mit einem ordentlichen Schornsteine und Ofen zu versehen. So schön und rühmlich diese wohlthätige Neuerung ist, so halten einige sie doch im Ganzen zur Zeit noch für entbehrlich. Denn eines theils, sagen sie, ist unser Bauer von Jugend auf des Rauchs in seiner Hütte gewohnt, und er ist gesund und wird alt dabey; und dann, wenn er des in seiner täglichen Wohnung ihm durch die lange Gewohnheit unschädlichen Rauchs auf einmal entwöhnt wird, wie soll er den weit stärkern Rauch und Dampf in den Hirriegen, den er bey unsrer Art zu dreschen durchaus nicht vermeiden kann, ertragen? Ich will auf beyde Fälle nichts entscheiden; aber das ist doch wahr: in Rußland lebt
und

und weht der Landmann von jeher den ganzen Winter durch im Dvalme seiner Rauchstuben, und wo giebt es stärkere, schönere und gesündere Menschen, als unter den russischen Landleuten?

Aber zu tadeln ist, daß man bey der Anlage neuer Gesinder allgemein ohne alle Symmetrie und zu enge in einander baut. Auch der Mangel eines tüchtigen Fundaments und daß die meisten Bauernwohnungen, besonders in niedrigen Gegenden, die sogar den Ueberschwemmungen naher Gewässer ausgesetzt sind, nur der Erde gleich gebauet werden, kann für die Gesundheit der Bewohner nicht anders als nachtheilig seyn. Ueberhaupt ist man in der Wahl der Lage zu sorglos. Die Alten waren aufmerksamer darauf. Wenigstens baueten sie so leicht nicht auf einer Stelle sich an, die jedem Winde offen, und, welches hauptsächlich in Kurland der Fall ist, dem schneidenden Nord- und Nordostwinde ohne Schutz ausgesetzt war. Doch hierauf hat man in den neuern Zeiten sogar bey der Anlage großer Hoflager nicht Rücksicht genommen; kein Wunder, daß es bey den Bauten der Bauern noch weniger geschehen ist. — Wohl dem Land-

Landmanne, der seine Wohnung an einer lustigen, sonnenreichen Anhöhe, seine Felder und Hölzung in der Nähe, Schatten vor seiner Thüre und klares, fließendes Wasser am Fusse seiner Hütte hat!

Ich habe schon einigemal über unsre Letten geschrieben; ich weiß nicht, mit welchem Erfolge; aber ich möchte noch hundertmal schreiben, wenn ich wüßte, damit für sie Nutzen zu stiften. Dieß ist obnedieß der schönste Lohn eines Schriftstellers, ob er gleich oft sehr spät und unmerklich kömmt.

Betrachtungen über die Landwirth-
schaft, das Forstwesen und die
Jagd in Kurland.

Dritter Abschnitt.

Der Ackerbau in Kurland ist, nach der jetzigen Verfassung des Landes, bey den alten eingewurzelten Vorurtheilen und der so schlechten Moralität der Bauern, dennoch zu einem Grade der Vollkommenheit gediehen, zu welchem er, bey so vielen innerlichen Gebrechen des Landes selbst, nur immer gelangen kann; und doch ist es unstreitig wahr, daß er noch einmal so blühend werden müßte, wenn die ihm gerad im Wege stehende Hindernisse vom Fürsten selbst und der Landschaft, auf eine weise Art, weggeschafft würden.

Der edle Verfasser der so reichhaltigen Abhandlung Ueber Landwirthschaft und Bauernstand, im Januar dieses Jahres, hätte erst auf die so wenigen Kenntnisse und die schlechte Moralität des Bauern sein Augenmerk richten sollen, ehe er zu den übrigen festen und unumstößlichen Wahrheiten

selner Abhandlung Schritt. Wenn Kenntnisse und Moralität fehlen, kann Sentiment nichts schaffen.

Der große und unsterbliche Herr von Rochau hat schon das Eis gebrochen, und uns die Bahn geöffnet, wo Kenntnisse und Moralität des Bauern ihn zur Pflicht und Arbeitsamkeit führen.

Da hier nicht der Ort ist, mich weiter in dieses Detail einzulassen, weil ich mich bloß von der Landwirthschaft und der etwanigen Verbesserung derselben zu reden anheischig gemacht habe: so will ich diese edle und menschenfreundliche Beschäftigung, zu weiterer Beherzigung, dem so redlichen Eifer unseres lieben Verfassers der Abhandlung Ueber Landwirthschaft und Bauernstand, überlassen, bis ich etwan einmal Muße erhalte, über diese so interessante Wahrheit ebenfalls einige Worte mitreden zu können.

Ich habe es schon gesagt, daß, nach dem jetzigen Zustande Kurlands, der Ackerbau fast zu großer Vollkommenheit gelanget ist, und daß die jetzige Art des Verfahrens die einzig mögliche beste ist, bis eine weise Reform eine der Natur noch angemessenere möglich macht.

Der kleine Pflug, mit einem Pferde zu pflügen, ist für den kläglichen und armseligen Zustand der mehresten Bauern in Kurland vortheilhafter, als der ausländische große Pflug, wozu ein Paar Ochsen gehören. Daß aber auf den Höfen selbst nicht die nöthigen Pflüge und Ochsen, und die in der Oekonomie so höchstnothwendigen vier-spännigen Wagen gehalten werden, das ist einer der ersten Wirtschaftsfehler, und verräth die noch zu einfache ökonomische Kenntniß im Lande.

Etwas anzupreisen, aber nicht davon die Vortheile anzuzeigen, heißt zwar etwas, aber doch nicht alles sagen.

In Schlägen ausgeruhete Aecker, Aecker, die durch dreyjährige Futterkräuternutzung zu sehr eingegraset und wurzelreich geworden sind, mit unserm kleinen Pflug umzuwerfen, wäre gewiß eine vergebliche Arbeit, die sich mit dem Verluste des Pfluges, auch wohl des Pferdes selbst, wenn es feurig ist, endigen würde.

Es geht auch bey uns im frischen Lande nicht besser, wenn nicht zuvor mit dem Schneidepfluge Gras und Wurzeln durchschnitten werden.

Diese

Diese Pflüge sind also bey der Bearbeitung frischer Länder sowohl, als bey altgedüngten Aeckern ganz unentbehrlich, weil sie noch einmal so tief und breit gehen, als unsre Pflüge.

Wenn die Oekonomien erst mit den nöthigen vierspännigen Wagen versehen sind, so muß die Arbeit noch einmal so geschwind von statten gehen und beendiget werden.

Ich verpflichte mich, mit zehn vierspännigen Wagen mehr zu bestellen, als mit sechzig und mehr einspännigen.

Man nehme zum Beweise die Mistfuhr. Das Verhältniß der Wagen in der Oekonomie muß mit den Arbeitspferden übereinkommend seyn. Zu vierzig Pferden gehören zehn Wagen, obgleich bey der Mistfuhr nur die Hälfte der Wagen nöthig ist, damit die eine Hälfte der Pferde ruhen kann. Die bestimmte Zahl der Wagen muß aber deswegen in Bereitschaft seyn, um im Nothfalle dringende Arbeiten treiben zu können, als das Einfahren des Getraides bey drohendem Regenwetter ic.

Bey der Mistfuhr also brauche ich fünf Wagen. Fünf Wagen aber brauchen fünf Fuhrleute, mithin

mithin vorthelle ich schon fünfunddreyßig Paar Hände zum Arbeiten mehr. Diese fünfunddreyßig Arbeiter vertheile ich theils bey dem Aufladen, theils bey dem Ausbreiten.

Der große Fortgang der Arbeit ist einleuchtend. Allein der Einwurf: "Doch nur fünf Wagen." Diese fünf Wagen laden gewiß mehr, als zwanzig einspännige, laden geschwinder, gehn geschwinder, und das Wechseln frischer Pferde dazu gerechnet, so wird mit diesen fünf Wagen mehr verrichtet, als mit sechzig Bauernwagen in derselben Zeit verrichtet werden kann. Welcher Vernünftige wird also nicht gern um des großen Vortheils willen diese kleine Auslage machen.

Eine vernünftige und regelmäßige Bearbeitung des Ackers bringt ohne Zweifel, unter Gottes Beystand, ohne welchen doch der Mensch nichts ist, auch nichts vermag, die reichlichste und beste Ernte.

Der Acker wird allgemein drey mal gepflügt, und dieß ist hinreichend, einen schon kultivirten und eingerichteten Acker gut zu bestellen. Allein frische Aecker, besonders mit unserm kleinen Pfluge

und

und schlechten Egge, wo viele Wurzeln zurückbleiben, weil der Pflug nicht tief genug geht, auch viele Rassen, die durch die schlechten Eggen nicht gehörig zerissen werden können, erfordern wenigstens vier auch fünfmaliges Pflügen, wenn sie gut bestellt werden sollen.

Ehe ich weiter von der Bearbeitung des Ackerredes, halte ich es für höchstnothwendig, die verschiedene Arten der Aecker anzuzeigen, und, welche den Pflug, ihrer Beschaffenheit nach, mehr oder weniger bedürfen.

Zu bearbeiten haben wir nur drey Arten von Acker, als schweren, mitteln und leichten, die aber, ihrem innern Werthe und Fruchtbarkeit nach, noch verschiedene Gattungen in sich enthalten.

Zu dem schweren Acker rechnet man den rothen und dann den weißen Leimen, gewöhnlich Birkenacker, oder lettisch Gliest genannt. Zu Mittelacker gehdret Erde mit rothem und dann blauen Leimen vermengt. Der Grund ist auf den Anhöhen rother, in den Niedrigungen blauer Leimen, sehr selten rother. Alle die Leimengrund haben, werden zum Mittelacker gerechnet. Keine schwarze

je Erde mit Leimengrund, schwarze Erde mit rauem Sande, unten rother Leimen. schwarze Erde mit Grand gemengt, unten rother Leimen, diese drey Hauptgattungen von Acker haben auch rothen Sand zum Grunde. Doch sind die, die Leimgrund haben, der Fruchtbarkeit und des längern Haltens des Düngers wegen die vorzüglichsten.

Kl. sger Acker mit Steinen, der Grund rother Leimen, rother Sand, gewöhnlich aber Fels oder Bruchstein, besonders an großen Strömen und Flüssen, auch dieses ist Mittelacker. Der leichte Acker enthält reinen Sand. Davon sind drey Gattungen, rother, grauer und weißer Sand, der Grund ist auch Sand. Diese Gattungen von Acker sind am leichtesten zu bearbeiten, und heißen mit Recht, der Arbeit und Fruchtbarkeit wegen, auch leichte Aecker.

Vom schweren Acker ist der rothe Leimen der vorzüglichste, wenn er nur mit hinreichender Kenntniß bearbeitet wird. Der weiße Leimen ist bey nahe der schlechteste von allen angeführten Gattungen, und ich ziehe rothen und grauen Sand ihm vor.

vor. Wenn er gut gedüngt wird, trägt er vor-
 trefflichen Flachß. Fällt aber, ehe die Saat aufge-
 kommen, ein Regen ein, und drauf trocken Wet-
 ter, so ist die ganze Aernthe verloren, weil der zarte
 Keim des Flachßes durch den strengen Leimen
 nicht durchdringen kann.

Der Mittelacker ist von allen angezeigten Ar-
 ten, nebst ihren Gattungen, seiner Fruchtbarkeit
 wegen, der beste. In diesem Acker gerathen ge-
 wiß alle Gattungen des Getraides, wenn nur
 nicht bey der Bearbeitung und der Saat etwas
 versehen wird.

Vom leichten Acker ist der rothe und graue
 Sand dem weißen vorzuziehen; doch kann man
 ohne fleißiges und gutes Düngen, von allen drey
 Gattungen nicht viel Freude hoffen.

Alle Aecker, die harten Grund haben, sind be-
 nnen, die sandigen Grund haben, vorzuziehen. Bis-
 weilen hat der rothe Sand Leimgrund; in solchem
 Acker wächst vortrefliches Getraide.

Der Pflug ist der Zuchtmeister des Ackers,
 und mit diesem kann nicht zeitig genug angefangen
 werden. Die Mistfuhr muß so zeitig als möglich
 gescheh

geschehen und der Dünger gleich eingepflügt werden. Je länger die Erde der befruchtenden Kraft von Luft und Sonne ausgesetzt ist, desto fruchtbarer wird sie. Ihr durch Beeggen und Unrollen Luft und Sonne entziehen, ist ein ganz falsches Principium. Die Fäulniß trägt vieles zu ihrer Feinheit und Güte, nicht aber soviel als Luft und Sonne zu ihrer Fruchtbarkeit bey. Je länger also der umgeworfene Acker der Luft und Sonne ausgesetzt ist, desto längere Zeit gewinnt er Zeit, durch den frischen Dünger auch destomehr Salpetertheile aus der Luft an sich zu ziehen.

Das umgepflügte Land darf nicht eher, als kurz vor dem zweyten Pflug abgeegget werden, und sobald das durch das Eggen zerrissene Gras vertrocknet ist, muß gleich wieder queer durch den ersten Pflug umgepflügt werden. Kurz vor der Saat egget man wieder ab.

Altgedüngtes Land zu bearbeiten, schafft der große Pflug vielen Nutzen und Vortheil, denn er bringt weit mehr frische Erde herauf, da unser kleiner Pflug kaum den geringsten Theil der Oberfläche berührt.

Der schwere Acker erfordert alle nur mögliche Aufmerksamkeit in der Bearbeitung. Sowohl bey der Winter, als Sommersaat muß der schwerste Acker am ersten aufgepflüget werden. Man glaube ja nicht, daß man zeitig genug dazu kömmt. Ich habe von dieser Nachlässigkeit betrübte Folgen erfahren. Das Jahr 1782 war ein sehr trockenenes Jahr, und da geschah es, daß in vielen Höfen und bey vielen Bauern der schwere Acker unbesäet blieb. Ich hatte meinen schweren Acker schon im Frühjahre gleich nach Abgange des Schnees umpflügen lassen, und entgieng der allgemeinen Noth. Aller schwere Acker zu Wintersaat muß gleich nach Abgange des Schnees, wenn die Erde abgetrocknet ist, umpgepflüget werden, und der zu Sommersaat im Herbst. Da wo der Dünger hinkömmt, wird also viermal gepflüget. Das Pflügen verdirbt die Erde nicht. Freylich etwas Arbeit mehr, doch lieber etwas Arbeit, als die ganze Saat verloren.

Der erste ökonomische Satz ist, was verrichtet ist, ist verrichtet, und es ist die erste ökonomische Klugheit, eine jede Arbeit in der Oekonomie gehörig einzutheilen wissen.

Wenn

Wenn die Erde nicht gehörig beffellet und regelmäßig bearbeitet wird, so kann sie auch nimmermehr die ihr von der höchsten Güte verliehene gesegnete Wirkung äußern. Mein in Gott ruhender Vater pflegte seine Leute zum Ackerbau zu ermuntern, mit den Worten: Ehret die Erde und pfeget sie; sie wird euch wieder dafür ehren und pflegen.

Die Betrügerey des Bauern beyhm Pflügen ist unbeschreiblich, und der Schaden, den der Acker dabey leidet, fast unheilbar. Wenn er nun einmal mit seinem Pfluge den angenommenen Endpunkt erreicht hat, und zurückgehet, so läßt er einen Pflugbreit Acker nach, und diesen nachgelassenen Acker bedeckt er mit der Erde des fortgesetzten Pfluges. Sind gute Aufseher dabey, so hat es nichts zu sagen, denn jeder Bauer versteht dieß Kunststück. Allein redliche und kluge Aufseher sind eine große Seltenheit, und werden gewöhnlich für Tyrannen gescholten. Allein wenn sie mitsaufen und alles für gut gehen lassen, ist nicht die geringste Beschwerde, und wenn denn der Herr mit von der Parthie ist, wie ich aus der Erfahrung ein
wahres

wahres Exempel weiß: denn ist die Wirthschaft erst vollkommen.

Ich rede auch hier nur von dem oberländischen Bauern. Er fühlt den Unterschied selbst, und nennt seinen kurischen Mitbruder nicht anders, als Herr. (Kungß)

Bey Kommissionen und Untersuchungen wird er über einen vernünftigen und klugen Herrn, der ihn mit Sentiment behandelt, die raffinirtesten Klagen vorzubringen wissen; wo aber keine Ordnung herrscht, und er frey Sausen und Stehlen darf, wird er keine Bewegung machen. Eine Dieberey anzugeben, hält er für das größte Verbrechen, daher auch durch ihn selbst nicht leicht eine Dieberey auskommen wird.

Herzlich zu wünschen wäre es, daß für die Sittlichkeit dieser noch zu sehr im Schlamme der Unsittlichkeit steckenden Unglücklichen, an denen die Außenseite nur Mensch ist, mit mehrerem Eifer, als zur Zeit geschehen, gesorget würde.

Ich habe mich für verpflichtet gehalten, aus Liebe zur Menschheit, hier diese der Wahrheit gemäße Einschaltung zu machen.

Ein solcher von den betrügerischen Bauern gemißhandelter Acker ist nach dem Abeggen noch weniger zu erkennen. Bey dem zweyten Pfluge verrathen die großen Rasenstücke gleich die Schelmerey, und da ist kein anderer Rath, um nicht die Saat zu verderben, als noch einmal pflügen zu lassen. Denn nach geschעהener Saat darf nicht stark gegget werden. Die unausgearbeitete Rasen bedecken viele Saat, die natürlicher Weise unter denselben ersticken und verderben muß.

Der erste Pflug ist bey dem Acker die Hauptsache, und es kann nicht zu viele Aufmerksamkeit dabey verwendet werden. Denn ist der erste Pflug nicht rein ausgepflügt, so kann durch dreymaliges Pflügen der Acker ohnmöglich so bestellet werden, als eine sich zu versprechende gute Aernthe es erfordert. Das sicherste Kennzeichen eines guteingearbeiteten Ackers, von dem man sicher Freude und Segen hoffen kann, ist, wenn bey dem Einpflügen der Saat die Erde durch den Pflug läuft.

Beym ersten Pfluge muß darauf gesehen werden, daß der Pflüger, bey dem Zurückgehen, die eine Spitze seiner Pflugschar auf der äußersten Kante der

der

der vom ersten Pfluge verursachten Furche setzt und wieder so tief gehen läßt, als bey dem ersten, und sofort bis geendigt ist, alsdenn ist der Pflug gewiß richtig geführt.

Beym Eggen hilft das viele Auf- und Niederfahren nichts, besonders wenn die Eggen schlecht sind, als in einigen Distrikten, wo sie aus bloßen Lannenreisern gemacht werden. Denn durch das viele Fahren wird der Acker von dem Pferde nur hart getreten, und es kommen bey dem zweyten Pfluge noch weit größere Erdklöße heraus. Am sichersten geht man also, wenn man zu frischen Aekern eiserne Eggen hat, und für das schon eingedichtete Land sich dauerhafte Eggen von gutem festen Eichenholz anschafft. Der Ackermann kann so wenig ohne gutes und dauerhaftes Ackergeräth, als der Handwerker ohne gutes und festes Werkzeug bestehen.

Wenn nun vorbeschriebener Weise der Acker zubereitet ist, alsdenn kann man in Gottes Namen sicher zur Saat schreiten, und der besten Aernte gewärtig seyn.

Wir haben nur zwey Sorten Wintergetraide, Roggen und Waizen.

Roggen, das erste, beste, gesundeste und vorzuziehlichste Getraide, die Erhalterinn fast des ganzen bewohnten Erdbodens, erfordert unsere erste und innigste Aufmerksamkeit, mit Dank und Gebet zu dem, der es uns gab.

Waizen, das zweyte, ein majestätisches, herrliches Getraide, scheint mehr für den Luxus, als für die Nothdurft geschaffen zu seyn.

Die wahre ökonomische Zeit der Roggenfaat ist vom vierundzwanzigsten August bis zum vierten September, in welcher Zeit die ganze Saat, wenn man Freude erleben will, geschehen seyn muß.

Man hat auch schon hier im Lande theils zu Anfange des Augusts, theils zu Ende des Oktobers verschiedene Versuche mit der Roggenfaat gemacht, die theils gelungen, theils aber auch mißlungen sind, nachdem sie viel oder weniger durch die Witterung begünstiget worden.

Aller Roggen, den ich noch glücklich habe gezeihen

beiben sehen, ist derjenige, der in der angezeigten Zeit gesäet war.

Roggen erfordert zu seinem glücklichen Fortkommen weiter nichts, als daß er im Herbst gehörig einzugrasen, oder vielmehr, und eigentlicher, gehörig einzuwurzeln kriegt.

Denn, wenn man vernünftig überleget, was dieses kostbare Gewächs durch Wetter und Näße vom Herbst und Frühjahre leidet, so kann man leicht einsehen, daß, wenn nicht die Wurzel ihre gehörige Dauer und Festigkeit erhalten hat, er ohnmöglich fortkommen kann. Der Untergang der Wurzel ist der Tod des Halmes, so wie das Nichtwirken der Seele der Tod des Körpers ist.

Vom vierundzwanzigsten bis achtundzwanzigsten August müssen alle schwere Aecker besäet seyn. Alle schwere und niedrige Aecker müssen unter der Egge, und alle leichte Aecker unter dem Pfluge besäet werden; denn je näher wir der Natur kommen, desto sicherer gehen wir.

Daß in schweren und niedrigen Aeckern unter der Egge gesäet werden muß, hat seine wahre und
 durch

durch Erfahrung geprüfte Ursachen, die einem jeden Vernünftigen einleuchtend seyn werden.

Jedes zu tief gefallene Korn ersticht gewiß, geschweige noch dazu im schweren Acker, wo bey der besten Bearbeitung doch immer Klöße zurückbleiben. Die gütige Natur läßt kein einziges Korn verloren gehen. Ich stehe mit meinem Leben dafür, daß kein einziges Korn, welches auf dem obern Theile der bearbeiteten Erde liegen bleibt, ohne Frucht zu tragen, verdirbt, wenn es nicht durch Vögel, Thiere oder andere Zufälle verloren geht.

Die alles umfassende Weisheit hat die Erde mit einer geheimnißvollen anziehenden Kraft versehen, vermöge welcher sie alle ihre Zöglinge aus dem Pflanzenreiche mit mütterlicher Vorsorge in ihren Schuß nimmt; und hätte sie diese Kraft nicht, so stünde gewiß keine Ceder am Libanon und kein schattenreicher Baum in unsern Wäldern.

Von jedem Korne, welches auf dem obern Theile der Erde liegt, nachdem es die nöthige Feuchtigkeit angenommen hat, und zu wurzeln anfängt, nimmt die Erde sogleich die Wurzel in ihren Schuß, wo

ſie ſich zur ſchönſten Frucht der kommenden Aernthe ausbildet.

Ich glaube deutlich bewieſen zu haben, daß man für die Körner, die oben liegen, nichts zu befürchten habe.

Ferner, alle ſchwere und niedrige Aecker ſind kalter und feuchter Natur. Wenn die Roggenwurzel nicht zu tief in der Erde iſt, ſo genießt ſie deſtomehr die ſo wohlthätig erwärmende Kraft der Sonne, und die einzig und allein ihren Tod beſördernde kalte Näße wird durch Luſt und Sonne deſto geſchwinder ihr entzogen. Ein jeder ſein Roggenfeld liebende gute Wirth weiß es ſehr wohl, was der Roggen bey anhaltender Näße und Nordwinden im Frühjahre leidet, wie ſehr er kränkt und gleichſam zu klagen ſcheint, wie geſchwind ein günſtiger Blick der wohlthätigen Sonne ihn erhebt, und mit welcher Anmuth günſtigere für ihn wehende Winde ſeine Blätter mit hoffnungsvollem Grün färben.

Wenn der ſchwere Acker alſo gehörig zubereitet, die Saat zur rechten Zeit geſchehen iſt und dieſe nicht zu tief in der Erde liegt und daher

hin

hinreichend eingewurzelt ist so kann man sich ganz sicher die beste und segenvollste Aernthe versprechen.

Wenn der Roggen gerathen soll, so muß er starke Wurzeln haben, damit er seinen Feinden mit Muth und Stärke widerstehen kann. Der spät gesäete Roggen kann nur durch Zufall einer guten Witterung, und wenn nicht im Frühjahr starke Nordwinde wehen, gerathen.

Wenn ich mir von dem lieben Gott einen Segen erfliehen dürfte, so wäre es gewiß kein anderer, als den er mir in diesen Jahren gnädigst verliehen hat. Auf meinen Reisen sahe ich, daß, da ich meinen Roggen schon grün hinterlassen hatte, an vielen Orten der Roggen noch nicht aufgekommen war, und sagte zum voraus, daß es nicht gut gehen würde. Ich bemerkte mir die Stellen, wo der Roggen meinem ziemlich nahe kam, und kann auf Ehre und Gewissen bezeugen, daß auf den bemerkten Stellen, den Sommer darauf, der vorzüglichste Roggen gestanden hat.

Wenn die Roggensaad durch eingefallenes schlechtes Saatwetter, oder andere Arbeit, sich verzogen

verzogen hat, so ist es höchstnothwendig, unter der Egge zu pflügen.

Bev einigen meiner Bauern hatte sich die Roggenfaat, theils durch Piederlichkeit, theils durch Krankheit, verzogen. Ich war also genöthiget, mit Hofesfaat und Hofesarbeiter besäen zu lassen. Alle diese Felder wurden unter der Egge besäet, und trugen den Sommer darauf den herrlichsten Roggen.

Zum Beweise, daß das Säen unter der Egge, weil man dadurch der Natur am nächsten kömmt, von großem Nutzen sey, will ich ein merkwürdiges Exempel aus eigener Erfahrung dem Publikum mittheilen.

Zwey von meinen Wirthen hatten ihre Reschen und Wallacken schlecht besäet, und vermuthlich die Saat gestohlen. Schon im Oktober waren die zwey Wallacken noch schwarz und roggenteer, außer, daß hin und wieder eine Roggenstaude stand. Ich ließ den funfzehnten Oktober diese zwey Wallacken, ohne aufzupflügen, besäen, die Saat scharf untereggen, ausfurchen, und so stehen. Den zwölften November untersuchte ich die Saat, die mehr

mehrentheils oben lag, und fand, daß sie zwar Wurzel getrieben, allein noch nicht Keim geschossen hatte, und so fiel auch Frost und Schnee ein, und die Felder winteren zu.

Das kommende Frühjahr drauf, da mein übriger Roggen schon stark eingegraset hatte, und schon die Furchen bedeckte, war von diesem späten Roggen noch nichts zu sehen, ich entschloß mich also den Acker zu Sommersaat zu nutzen. Als ich aber schon wollte pflügen lassen, sahe ich, daß der Roggen so vortreflich als im Herbst aufzukommen anfing, und es wurde der vortreflichste Roggen. Auch im Dreschen lohnte er besser, als der allerbeste Roggen aus meinem ganzen Felde.

Im leichten Acker ist es nothwendig, den Roggen unter dem Pfluge zu säen. Bey trockenem Wetter, wenn der Sand zu sehr ausgetrocknet ist, ereignet es sich öfters, daß durch starke Winde der Sand von der Wurzel weggewehet wird, die Wurzel bloß liegen bleibt und natürlicher Weise verdorren muß. Es muß auch im Sande gar nicht abgeegget werden. Weil da keine Klöße sind, ist

das

das Eggen unnöthig. Auch das Wasser ziehet sich in den Pflugfurchen besser ab.

Das Aufsuchen des Ackers bey der Winterfaat ist gewiß eines der nothwendigsten Stücke, worauf man niemals zu viele Aufmerksamkeit verwenden kann. Die Råse thut der Winterfaat den größten Schaden, deswegen muß man allen Fleiß anwenden, die Saat, so viel als möglich, dafür zu sichern. Je tiefer und fester die Furchen sind, desto besser führen sie das Wasser ab, und verfallen auch nicht so geschwind durch die lockere Erde, die von den Seiten in die Furchen fällt. Um also sicher und gut zu furchen, befestiget man an der Pflugchar ein Brett, damit die Erde, die durch den Pflug läuft, nicht die Furche verderbe; denn die durch den Pflug abgenommene Erde legt sich zu beyden Seiten des Brettes ab, und die Furche bleibt dadurch eben und schön. Es wird an vielen Orten noch ohne Brett gefurcht, allein es ist nicht rathsam, noch weniger gut. Die Furchen müssen alle in die Gräben, oder nach der Niedrigung, wo der Fall ist, geleitet werden, und wenn ausgefurcht ist, so müssen die Enden von den

den Furchen mit einer Schaufel gut tief ausgeworfen werden, damit das Abfließen des Wassers auf keine Weise gehemmt werde.

Es ist auch der Wirthschaftsauffeher Schuldigkeit, bey anhaltendem Regenwetter im Herbst, und bey Abgange des Schnees im Frühjahre, das Roggenfeld zu umgehen, und zu sehen, wo das Wasser auf der Saat liegt; welches dadurch geschieht, daß die Furchen sich versetzt haben. Diese versetzte Furchen müssen sie mit einem bey der Hand habenden Spaten reinigen, und wo sich nur das Wasser gesetzt hat, den Ablauf zu befördern suchen. Geschieht dieses nicht, so fault gewiß vieler Roggen aus, und dieses beobachtet man jedoch an den wenigsten Orten, wenn nicht der Herr selbst darauf siehet, und diese nachlässigen Leute zu dieser für die Saat so nothwendigen Arbeit antreibt.

Einer der allerwichtigsten Vortheile, den man durch das Säen unter der Egge gewinnt, ist auch dieser, daß der Wurm der Saat nicht schadet.

Der Wurm schadet nur dem Roggen in einer gewissen Tiefe von drey Fingern, oder einer Hand breit.

breit. Ich habe bey aller Untersuchung niemals gefunden, daß von den Körnern, die ein bis zwey Finger tief in der Erde gewesen, der Keim beschädiget worden sey. Ich behaupte auch, daß der Wurm den Roggenkeim nicht zu seiner Nahrung, sondern weil er seinem Gange im Wege steht, absticht. Bey der Untersuchung wird jeder finden, daß bloß der Keim abgestochen ist, und daß der obere sowohl, als der untere Theil des Keims mit sammt der Wurzel unbeschädiget sind. Man lasse also nur diesem muthwilligen Feinde freyen Gang, er wird keinen Schaden thun.

Auch im Sande ist es nothwendig, den Roggen nicht gar zu tief unterzupflügen, sondern man muß nur halbtief den Pflug gehen lassen.

Wenn nun die Roggenfaat nach der von mir so einleuchtend beschriebenen Art richtig und gut bestellet worden ist, so kann man sich ganz sicher, wenn nicht durch ganz besondere nie zum voraus einzusehende Zufälle, diese Arbeit ohne unsere Schuld vereitelt wird, die seegenvolleste Aernte versprechen.

Die Waizensaat geschiehet hier bey uns in
Rurland,

Kurland, nach alter angenommener Weise, auf Matthäitag neuen Styls, oder den einundzwanzigsten September, nach dem auch alten Principium, daß der Waizen nicht nöthig habe, erst einzugrasen, und daß es schon genug sey, wenn er nur vor dem Winter aufkömmt. Ich behaupte aber, daß, so alt auch dieser Satz ist, er dennoch sehr falsch sey, weil er dem guten Fortkommen des Waizens hinderlich ist, und schon viele Saaten dadurch mißlungen sind.

Es ist wohl sicher und unbezweifelt wahr, daß der Waizen ein stärkeres und zum Ausdauren härteres Getraide als der Roggen ist; allein ich sehe doch nicht ab, warum man ihm, wenn es nicht besondere Zufälle nothwendig machen, so spät säen soll, da doch das frühe Säen des Wintergetraides von so großem und erheblichem Nutzen ist, und die kleine Versäumniß durch das Besäen des Waizenfeldes hernach immer eingeholet werden kann.

Ehe ich aber von der Bestellung der Waizensaat rede, halte ich es für nothwendig, erst anzuzeigen,

zeigen, welcher Acker zum Waizentragen der beste und tauglichste sey.

Alle schwarze Erde mit Leimen gemengt, alle Erde, die Leimgrund hat, und besonders der rothe Leimen, der aber eine ganz besondere vorsichtige Bearbeitung erfordert, um ihm die gar zu große Strenge zu benehmen, und seine kalte Natur in etwas zu mildern, diese sind für den Waizen die vortheilhaftesten Erdarten.

Der rothe Leimen muß nicht anders, als mit Pferdedünger gedüngt werden. Wer also rothen Leimen in seinen Feldern hat, muß seinen Pferdedünger hauptsächlich dazu aufbehalten. Damit er nicht einen zu großen Verlust, durch das Ausbrennen des Düngers, erleiden möge, so ist es nothwendig, daß er ihn vor Luft und Sonne, durch das Bedecken mit Stroh und Tannenreisern, auf das sorgfältigste und beste verwahre. Kann man nun mit diesem Dünger Reichschlamm, oder andere gute fette Erde mit aufführen, so ist es gar vortreflich.

Ich würde auch hier von der Verbesserung des sandigen Ackers etwas anführen, da sie aber in
großen

großen Feldern viele Weitläufigkeit und Kosten erfordert, so werde ich bloß in der häuslichen oder innerlichen Wirthschaft etwas darüber sagen.

Sobald der Schnee abgegangen und die Erde zum Pflügen tauglich ist, muß sogleich aller Weizenacker bedüngt und umgepflügt werden. Nach geschehener Mistfuhr, wenn der Roggenacker abgeegget wird, muß dieser unbeegget queer durch aufgepflüget und angerollt werden, damit durch das bessere Ausfaulen der strenge Leimen mürber werde. Bey dem übrigen Weizenacker ist dieses nicht nöthig; man verfährt, wie bey dem Roggen; allein der rotze Leimen, wenn er gute Frucht liefern soll, muß in der Art bearbeitet und viermal gepflügt werden.

Die wahre Weizensaat ist in Kurland, wo das Klima schon sehr kalt ist, der achte September.

Die Hauptfeinde des Weizens sind die bekannten Roggenblumen, und dann der Windhans, (letzlich Wege Kannep). Diese seine Erbfeinde über ihn nicht Meister werden lassen, ist erste ökonomische Klugheit.

Wenn also die Saat geschehen und einen halben

den Pflug tief eingepflüget ist, so egget man nach acht Tagen ab, und furcht aus. Das Abeggen muß bey gutem Sonnenscheine geschehen, und es kömmt darauf nicht an, ob es einen Tag früher oder später geschieht. Fällt aber ein Regenwetter ein, so muß man schon so gut zueggen, wie man kann, und dann ist die Saat doch in Gefahr.

Der Waizen kömmt nicht vor dem zwölften Tage auf, und in den ersten acht Tagen hat das Unkraut schon stark zu wuchern angefangen, da es dann durch die Eggen zerrissen und auf den obern Theil des Bodens zusammen gezogen wird, wo es völlig durch Luft und Sonne verdorrt und gänzlich verdirbt. Ehe das Unkraut sich wieder erholet hat und aufkömmt, hat der Waizen schon die Oberhand erhalten, ist schon aufgekomen und hat die Erde bedeckt, das nachkommende Unkraut also muß, da der Waizen ihm schon zuviel Schatten macht, und die Nahrung entzieht, ersticken und umkommen.

Der Waizen muß sehr undicht gesäet werden, weil er in einem gutgedüngten und ihm gefälligen Acker eine große Staube macht.

Ich habe einmal fünf Pofftellen Roggenland zu Waizen zubereitet, und es mit ein und einem Sechstheil Loß Waizen besäet, und dennoch sieben- undvierzig Loß erbaut, obgleich vieler Waizen vom Hagel beschädiget war.

Ein andermal habe ich zwey und ein halb Loß Roggenland sorgfältig zu Waizen zubereitet, und es mit einem Loß besäet. Der Waizen hatte sich aber aller gelegt, weil er noch zu dicht stand. Viele der untersten Aehren waren verdorben, und der Waizen sehr klein von Korn; demohngeachtet erbaute ich neunundvierzig Loß.

Wo also zwey Loß Roggen gesäet werden, muß nur ein Loß Weizen gesäet werden, und wenn der Acker gehörig und auf vorbeschriebene Art zubereitet ist, ist die Saat noch zu dicht. Da aber nicht allezeit die nöthige Aufmerksamkeit beobachtet wird, so ist dieses schon das wahre Verhältniß.

Wenn der Waizen im Herbst gut eingegraset hat, daß man nichts von Unkraut sieht, so kann man sich gewiß eine gute Aernthe versprechen. Ist aber schon im Herbst viel Unkraut zu sehen, und fällt noch dazu ein trockenes Frühjahr ein, welches
das

das Fortkommen des Unkrauts noch mehr begünstiget, so schlägt die Aernte gewiß fehl.

So viel von der Winterfaat. Nun folgt die Sommerfaat, und die Art und Weise, wie sie behandelt werden muß.

Die in Kurland gewöhnlichen Gattungen des Sommergetraides sind: Sommerroggen, Sommerweizen, Gerste, gewöhnliche, große, schwere, englische, oder sogenannte zweykantige, und dann die kable Gerste; Haber, gewöhnlicher kleiner, großer lithauischer gelber und großer lithauischer schwarzer; Buchweizen; Erbsen, graue und weiße; Feldbohnen, Pansen, graue und weiße, Flachs, und denn Hanf.

Die Bestellung des Ackerß ist dieselbe, wie bey dem Wintergetraide, nur bey der Saat wird noch verschiedenes zu erinnern seyn.

Der Sommerroggen ist in der Handlung nicht sehr begehrt, allein ein sehr gesundes und zu Brod gar vortrefliches Getraide, und dem Winterroggen vorzuziehen, weil er nicht so viel Brandkorn als der Winterroggen hat. Dieses Jahr, da so vieles Roggenland, der gar zu großen Nothe wegen, unbesäet geblieben, wäre es höchstnothwendig,

dig, daß eine jede Herrschaft in Kurland, hier im Lande, oder von auswärtig, soviel Sommerkorn besorgte, als zum Besäen der nachgebliebenen Ländereyen nöthig wäre.

Den Sommerroggen säet man in der dreyzehnten oder zwölften Woche in gutgedüngten leichten Acker: auch in mittlem Acker geräth er gut. Man hat hier in Kurland den höchstfalschen Gebrauch, daß man in den schlechtesten Acker Sommerroggen, Buchweizen und Haber sät, als wenn diese Getraidearten nicht die gesegnete Wirkung eines guten Ackers nöthig hätten. Ich werde unten bey der Habersaat, durch selbstgemachte Versuche, zeigen, daß ein guter Acker weit vortheilhafter für dieses Getraide sey.

Der Sommerroggen geräth in allen Aeckern, nur in leimigem Boden nicht, weil er seiner Strenge und kalten Natur wegen, dem Wachsthum dieses Getraides hinderlich ist, welches die gütige Vorsehung nur für ein mildes Klima geschaffen hat. In wärmern Ländern, wo es im Frühjahre nicht so kalt ist, muß dieses Getraide auch im leimigen Boden gedeihen.

Der Sommerroggen wird, wie alles Sommergetraide, unter dem Pfluge gesäet, nur Hanf und Flachß ausgenommen.

Der Sommerwaizen ist von dem Winterwaizen nur dadurch unterschieden, daß er feinkörniger ist, und nicht so lang ins Stroh wächst. Zu Brod ist er aber eben so gut, doch ist das Mehl nicht so weiß.

Er verträgt schon mehr Kälte, als der Sommerroggen, wird gleichfalls in der zwölften oder dreyzehnten Woche gesäet, und kömmt in gutgedüngtem leimigen Boden gut fort, besonders aber in Erde mit Leimen gemengt oder Leimgrunde. Für diese beyde Getraidearten muß das Land schon im Herbst bestellt worden seyn.

Die Gerste ist des östern Misliiegens wegen gewiß eine für den Landmann traurige Saat, die nur fruchtbare, gleich nach der Saat eintreffende Regen, zu entscheiden pflegen.

Die Gerste vor der eingefallenen Hitze zu sichern, ist so wenig ein Mittel, als gewiß alle unsere Mühe und Arbeit von einer höhern Direktion abhängt. Wenn wir nur das unfrige gethan, und den Acker
feiner

seiner Beschaffenheit nach bestellet haben, so müssen wir das übrige der göttlichen Weisheit und Güte überlassen.

Was dem guten Fortkommen der Gerste die größte Hinderniß in den Weg legt, ist das bekann- te Unkraut, lettisch Perkohnen genannt. Für dies- ses Unkraut die Gerste auf eine der Natur ange- messene Art zu sichern, ist wahrer ökonomischer Gewinn.

Dem Herrn Verfasser der Abhandlung Ueber die Ausrottung des Hederichs, vom Februar die- ses Jahres, ist seine ganz falsche, und zur Aus- übung zu bringen fast unmögliche Methode, gern zu verbergeben, da er diese Abhandlung selbst nur theoretisch benennt. Der Herr Verfasser muß noch zu wenige praktische Kenntniß haben, da er nicht einmal bemerkt hat, daß ein neun Jahre steril gelegenes Land in einem Sommer nicht ur- bar gemacht werden kann. Er kann es mir auf meine Ehre glauben, daß ich, in dem verwichenen des Hederichs wegen ganz besondern Jahre, in ganz neuem Lande, welches aus eben dem Grunde nicht gehörig bearbeitet war, den herrlichsten Hederich

R

gehabt,

gehabt, da doch das übrige ganze Feld nur sehr wenig, an den meisten Stellen gar keinen Hederich hatte. Der Herr Verfasser beliebe auch nur menschensfreundlich zu bedenken, daß selbst der reichste Besitzer nicht so treuherzig zu machen ist, dem Hederich die Holz- und Wiesenutzung von acht neuen Theilen Land mehr, als sein Feld beträgt, aufzuopfern.

Die Gerstensaart in Kurland ist des verschiednen Ackers wegen, und wegen der verschiedenen Gattungen der Gerste sehr von einander unterschieden.

Die gewöhnliche Gerste geräth in allen guten tragbaren Aeckern, wenn nur die Saat gehörig getroffen wird; doch pflegt die frühe Saat selten zu gelingen, weil sie in den schweren Aeckern, und zu einer Zeit, da die wenigsten Regen einzutreffen pflegen, geschieht.

Die Saat der gewöhnlichen Gerste ist in schweren leimigen Aeckern die zehnte Woche, in Mittelaekern, die mit Leimen gemengt sind, die neunte, in denen, die nur wenigen, oder gar keinen Leimen haben, die achte, und in ganz leichten und
san

sandigen Aeckern, die siebente und Ausgangs der siebenten Woche.

Wenn die Saat geschehen und eingepflügt ist, läßt man sie bis in den vierten Tag unbeeget liegen, und eggt sie erst den vierten Tag gegen Sonnenuntergang ab, damit, weil die Saat schon gewurzelt hat, die Wurzel, durch den frischen Thau gestärkt, Zeit gewinne, Nachts über Schutz in ihrer Mutter Schooß zu suchen. Ist aber ein trüber, nebelicher, oder regniger Tag, so kann man auch schon des Morgens abeggen.

Dieses ist das sicherste Mittel, den Hederich, der nur unter dem Namen der gelben Blumen in Kurland bekannt ist, aus der Gerste zu vertilgen: mir hat es wenigstens auf die Art geglückt.

Diese gelbe Blumen finden sich am häufigsten ein in leichten und sandigen Aeckern. Diese Aecker müssen mit den schweren Aeckern zugleich zur Saat bestellet werden, damit die Blumen Zeit gewinnen, sich recht auszubreiten.

Ist nun ein solches Blumenjahr; denn nicht alle Jahre finden sie sich, besonders in trockenen Sommern, und Nässe verträgt dieses Unkraut
gar

gar nicht: so wird man finden, wenn man zum Säen der leichten Aecker geht, daß das ganze Feld das Ansehen hat, als wenn es mit Rüben oder Kettig besäet wäre. Das Unkraut ist auch schon so stark geworden, daß die Saat ordentlich auf die Blätter bey'm Säen rauscht. In der neunten und achten Woche kommt dieses Unkraut am häufigsten hervor, und bis zur siebenten Woche ist es schon ziemlich stark geworden. In schweren Aeckern, die schon in der zehnten Woche besäet werden müssen, findet sich dieses Unkraut nicht so häufig.

Dieses ausgepflügte Unkraut verdorret in drey Tagen gänzlich: und bleiben noch einige Wurzeln in der umgepflügten Erde, so werden sie durch die Eggen auf den obern Theil der Erde gebracht, wo sie denn völlig verderben. Ist in der Zwischenzeit des Abeggens trockenes Wetter, auch noch den Tag nach dem Abeggen, so ist dieses schädliche Unkraut ganz sicher getödtet; fällt aber ein Regen ein, dann ist es schon mißlich, doch findet es sich nicht so häufig.

Leichte Aecker müssen den dritten Tag nach der Saat abgeegget werden.

Daß dieses Unkraut so große Verwüstungen in der Gerste anrichtet, ist die wahre Ursache, daß die Gerste in den leichten Aeckern viel zu zeitig gesät wird.

Ich rathe also einem jeden noch einmal wohlmeynend, die leichten sandigen Aecker nicht vor der siebenten Woche zu besäen; lieber etwas später, als früher.

Wegen des Reifwerdens sey man ja unbesorgt. Wenn die Gerste im schweren Acker reift, wird diese auch reifen. Dieses ist eine durch viele Versuche bestätigte Wahrheit.

Die große englische schwere Gerste ist ihres schönen Wachses und wahren innerlichen Werthes wegen, ein recht herrliches Getraide.

Diese Gerste erfordert einen außerordentlich guten Boden; in schweren Aeckern geräth sie niemals. Ihres späten Reifens wegen muß sie sehr zeitig gesät werden. Sie geräth in allen guten tragbaren Aeckern, nur in ganz leichten und sandigen nie, weil sie nicht zur Reife kömmt. Wird sie
im

im Sande früh gesäet, so erstickt sie das Unkraut.

Die rechte Saat der englischen, oder zweykantigen Gerste ist in schweren Aeckern Ausgang der eilften und Anfangs der zehnten Woche. In Mitteläckern, Ausgang der zehnten und Anfangs der neunten Woche. Wird sie später gesäet, und es ist nicht ein ganz besonders guter Sommer, so wird sie gewiß nicht reif. Ich habe einmal die ganze Saat durch den Frost gänzlich verloren, und fast alle Jahre hat sie durch den Frost etwas gelitten; demohngeachtet habe ich eine erwünschte Aernthe gehabt. Wenn diese Gerste geräth, macht sie dem Landmann eine große Freude.

Bev der Saat verfähret man eben so, als bev der gewöhnlichen Gerste.

Die sogenannte kahle Gerste wird im Lande nur sehr wenig und bloß zur Haushaltung gesäet. Sie giebt, weil sie wenig Schlauben hat, vor aller Gerste die beste Erüge.

Diese Gerste erfordert einen fetten und guten Boden. Man säet sie in gutem Mittelacker zu Anfange der neunten Woche.

In ganz schwerem Ucker pflegt sie nicht zu gerathen. Bey dem Säen verfährt man eben so, wie bey der andern Gerste.

Den für die Landwirthschaft so höchsterforderlichen Kleebau in Kurland zu kultiviren, wäre es wohl höchstnothwendig, daß eine jede Oekonomie sich so viel Kleesaamen besorgte, als zum Besäen des frischen Düngers nöthig wäre. Ich nehme auch keine Wirthschaft für regelmäßig an, wo noch die großen Felder statt finden, die keinen Nutzen weiter schaffen, als daß sie den Bauern gänzlich ruiniren und seinen Untergang befördern.

Jeder kluge Oekonom muß nicht mehr Uckerland haben, als er nach dem einmal eingeführten Gehorche der Bauern oder ihrer Pflichten, gehörig zu bestellen im Stande ist, es wäre denn, wenn er selbst Leute hielte, um mehr zu bestellen. Für dieses Land muß er den nöthigen Viehbesatz besorgen, und mit größter Klugheit darauf bedacht seyn, diesem Vieh das nöthige Futter zu schaffen. So lange also halb Feld in einer Oekonomie noch nicht gedünget wird, halte ich sie nicht für regelmäßig.

Eine so große Quantität Kleesaamen gleich anzuschaffen, würde freylich große Kosten verursachen: man darf nur den zehnten Theil sich besorgen, so hat man in ein Paar Jahren die nöthige Quantität. In gutgedüngtem Acker wächst auch unser wilder Klee gar sùrtreflich. Ich habe selbst einheimischen Klee gehabt, der dem holländischen nichts nachgegeben hat. Der holländische Klee kommt hier im Lande vortreflich fort; den brabantischen kenne ich nicht.

Wenn nun die nöthige Quantität von Kleesaamen, den frischen Dünger zu besäen, besorgt ist, so muß alle Jahre das Kleesäen im frischen Dünger, mit der Gerste vermengt, fortgesetzt werden.

Der große Nutzen und Vorthheil ist augenscheinlich da. Ich vorthheile nicht nur durch den jungen Klee unter der Gerste das vortreflichste Viehfutter, sondern nuzt auch das Jahr darauf meine halbe Brache durch den Kleebau.

Mit diesem Klee und dem Heuertrage kann die Fütterung in der Oekonomie hinreichend bestellet werden.

Da die Brache gleich nach Johannis umgepflügt

pflügt werden muß, so sind dennoch, des grünen Futters wegen, einige Kleeärten nöthig. Die Verbesserung des Ackerß ist mit eine Hauptsache. Dieses wird man doch wohl, wenn man auch schon die große ökonomische Wahrheit bezweifelt, daß alle Vegetabilien Dünger seyn, einem so liebenswerthen Manne und so großen erfahrenen praktischen Wirth, als der Hofrath Schubart ist, glauben können.

Sollten diesem edlen Menschenfreunde meine wenigen Blätter zu Händen kommen, so wird er mir meine Anmerkungen herzlich vergeben, da sie aus der reinsten Quelle, um nur belehret zu seyn, flossen, nicht aber einen so großen Mann zu widerlegen, unter welchen ich mich in Betracht ökonomischer Kenntnisse zu tief fühle.

So ist es mir gleichfalls auffallend gewesen, wie doch die große Menge der Futterkräuter, die alles menschliche Vermuthen übersteigt, hat bearbeitet und eingesamlet werden können.

Die Wirthschaftsart, besonders in Teutschland, ist beynabe bis zu ihrem höchsten Gipfel gestiegen. Für die Hände einer jeden Oekonomie sind denn doch

doch auch wohl die Arbeiten hinreichend besorgt; nur im Görlizischen waren noch soviel müßige Hände, daß eine so sehr in die Augen fallende große Menge Futterkräuter eingesamlet werden konnten.

Dieses ist auch bey dem von mir angezeigten Kleebau die einzige große Besorgniß, ihn gehörig einsamlen zu können. Ein jeder kluge und verständige Wirth wird also nicht weiter gehen, als seine Kräfte reichen, und gehörig bestritten werden kann.

Der ordinair kleine Haber ist von dem großen litthauischen nur dadurch unterschieden, daß er kleiner von Korn und nicht so gelb ist.

Dieser Haber erfordert gewiß einen guten Boden, und es ist höchst falsch, ihn in schlechtes Land zu säen. Die wahre Zeit der Saat des kleinen Habers ist die achte Woche. Wenn man nur das Land zu diesem Haber hat, so ist er in der Wirthschaft weit vortheilhafter, als der litthauische. Das Vieh frißt das Stroh davon weit lieber, und er lohnt in der Riege fast noch einmal so gut, als der große.

Der große litthauische gelbe Haber verträgt schon eher einen schlechten Boden. Die rechte Zeit der Saat ist die zwölfte Woche.

Der schwarze litthauische Haber ist von dem gelben bloß durch die Farbe unterschieden und seiner innern Natur und Beschaffenheit nach dem gelben ganz gleich. In guten Aeckern verändert er sich und wird gelb. Ich habe eine große Quantität aus Litthauen zur Saat für mich und meine Leute holen lassen, er wurde aber nach einigen Jahren ganz gelb, daß kein schwarz Korn mehr zu finden war.

Es ist schon beynabe allgemein angenommen, den Haberacker nur zweymal, die Saat mitgerechnet, zu pflügen. Ich will keinem dazu rathen; der Acker wird dadurch auf die gottloseste Art verdorben.

Ich lasse den Haberacker zweymal vor der Saat gut pflügen und ausarbeiten, dann säen, die Saat einpflügen und zwölf Tage unbegt liegen, auch wohl vierzehn Tage, wenn trocken Wetter ist. Der kleine Haber wird den achten Tag abgeegget, und so ist es recht.

Fast in allen Oekonomieen wird nur der schlechteste Acker zu Haber und Buchwaizen genommen, und daran fehlt es denn auch wohl keiner Oekonomie in Kurland, weil das größte Verdienst der Oekonomen in Kurland eine große Ausfaat ist. Dieser kann aber nicht gebdrig bedünget werden; da geht es denn an Haber und Buchwaizen säen, und denn noch dazu nur zweymal gepflüget: so kann man schon zum voraus denken, wie der Roggen, der in solchen Aeckern wieder gesäet wird, aussehen muß.

Der Herr Oekonom also, um sich zu empfehlen, rasiret links und rechts alles weg, ohne sich zu bekümmern, ob der arme Bauer seinem Gehorche nach diese Arbeit zu leisten schuldig ist, noch weniger, ob er Rechtens nach dazu gezwungen werden kann. Dieses ist das größte Unrecht und wahre Tyranny, auch der größte Schade für den Besizer selbst. Denn so lange der Bauer in einer Ungewißheit schwebt, und ihm nicht seine Pflichten klar bestimmt sind, kann er nicht seine Haushaltung einrichten, und wird nutzlos, faul und zuletzt liederlich.

So lange es nun noch was zu rastren giebt, geht es an für einen andern ehrlichen Mann. Ist aber nichts mehr zu machen, die großen Felder haben nicht gehörig unter Dünger gehalten werden können, also muß der Ertrag auch nothwendiger Weise kleiner seyn; und dieser, wenn er auch die Wirthschaft noch so gut versteht, muß für einen schlechten Wirth passiren. Eine solche Wirthschaftsart ist wider alles Staatsinteresse, und den Domainen eines Landes höchst nachtheilig und schädlich.

Die Einkünfte der Oekonomien bey einer regelmäßigen Wirthschaftsart müssen steigen nicht aber fallen: die jetzt in Rußland gewöhnliche Wirthschaftsart prophezeit nichts Gutes.

Auch die kurze Zeit der Urrenden bringt die Güter in Verfall. Der Urrendator sucht seinen Vortheil so gut er kann, ohne auf die wahre Verbesserung des Gutes zu sehen; hat er aber die Urrende auf zwölf Jahre, wie Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland die Urrenden vergiebt, so kann er zur Verbesserung alles verwenden, weil er Zeit hat, zu seinem Schaden zu kommen.

Wenn

Wenn daher die großen Felder abgeschafft werden, jeder Gutsbesitzer nicht mehr Land hat, als nach den Kräften seiner Bauern gehörig bearbeitet und regelmäßig bedüngt werden kann; so muß sich der Ertrag der Güter verbessern, nicht aber verschlimmern.

Wie herzlich zu wünschen wäre es, daß dieses liebe kleine segenvolle Land seinen innern Verfall einsehen, und auf sichere Mittel denken würde, denselben auf eine kluge und vernünftige Art zu verbessern. — —

Der Buchweizen, ein Getraide welches der schönen Gröhe und des so vortreflichen Mehles wegen bekannt genug ist, wird in dem allerschlechtesten Lande gesäet. Daß aber dieses Getraide sowohl als der Haber im guten Lande mehr Nutzen schafft und Vortheil bringt, und wie unnütz (also auch hier die großen Felder sind, will ich durch selbst gemachte Versuche klar und deutlich beweisen.

Ich besäete zwey Loffstellen frischen Düngers mit zwey und einem halben Lofe großen Habers: der kleine würde noch besser eingeschlagen seyn. Das gewöhnliche Verhältniß der Habersaat gegen Rogg'

Roggen und Gerste ist: wo zwey Loß Roggen oder Gerste gesäet werden, werden drey und ein halb Loß Haber gesäet. Nicht die Getraidegattung, sondern die Würde des Ackers bestimmt die Saat. Von diesen zwey und einem halben Loß Haber erbauete ich über dreyßig Loß, da ich doch aus den übrigen schlechten Aeckern nicht drey Korn über die Saat erbauet habe. Wie nothwendig ist es also, die großen Felder abzuschaffen, da nicht einmal die Arbeit, des schlechten Ertrages wegen, ersetzt wird.

Wir wollen eine Dekonomie von 400 Loß Aussaat annehmen, und sie bis auf 200 Loß reduciren. Von diesen werden jährlich 100 Loß gedüngt: so muß nach ein Paar Jahren der Ertrag größer seyn, als er von 400 Loß gewesen ist. Wo ist denn noch der große Vortheil, den man durch die geringere Arbeit erhält?

Kann ich nach dem Gehorche meiner Bauern mehr Arbeit bestellen, so räume ich soviel Heuschlag aus, als nöthig ist, das Vieh zu erhalten, um das neue Land zu düngen. Ist aber kein Terrain zu Heuschlag, und kann ich es durch Futterkräu-

kränter nicht erzwingen, so nuzte ich lieber Holz und Jagd, als daß ich meine Bauern zu Grunde richte, und am Ende doch nichts habe.

Es ist eine andere Art zu wirthschaften bey Dispositionen, eine andere bey Arrenden, und eine von beyden sehr unterschiedene bey Erbgütern, welche ich eines jeden Fach überlasse. Ich rede nur von der, für die jetzige Verfassung des Landes, einzig möglichen besten Wirthschaftsart.

Eben so besäete ich zwey Lofstellen, wo das Jahr zuvor Mistroggen gewesen war, mit einem Lof Buchweizen, und erbauete nahe an zwanzig Lof, da ich in den gewöhnlichen Buchweizenäckern niemals drey Korn über die Saat erbauet habe.

Die Zeit der Buchweizensaat ist im schweren Acker die zehnte, in Mittelacker die neunte und im leichten die achte Woche. Das Verhältniß, zwey Lof Gerste gegen ein Lof Buchweizen; aber gewöhnlich ein und ein halb Lof, und dabey kömmt doch nichts heraus.

Erbfen, eine nothwendige und für den Landmann ganz unentbehrliche Frucht, die vorzüglichste unter allen Hülsenfrüchten, verdient denn doch
auch

auch wohl, daß wir über ihre Kultur ein Paar Worte sagen.

Der Acker muß für die Erbsen schon im Herbst umgepflüget seyn. Erbsen erfordern schweren, oder doch wenigstens den schwersten vom Mittelsacker; er muß aber nicht zu fett seyn, sonst schießen sie stark ins Stroh und tragen wenige Schoten.

Die Saat der Erbsen ist denn auch wohl ihren Gattungen nach von einander unterschieden.

Die Saat der großen grauen Erbsen, oder sogenannten Spürre, ist mit der großen weißen, oder sogenannten krausen Erbse einerley. Diese Gattungen der Erbsen müssen so früh als möglich, so bald man nur in die Erde kommen kann, gesäet werden, besonders bey Nordwinden, weil die Erbsstöhe ihnen alsdenn nicht schaden.

Diese sind die größten Feinde der Erbsen, besonders schaden sie ihnen, wenn bey dem Aufkommen trockenes und warmes Wetter einfällt, und verzehren das ganze Feld gänzlich. Indessen glaube ich, daß das frühe Säen sie mehr, als die Nordwinde, gegen dieses Ungeziefer schützt. Deswegen ist es notwendig, mit der Saat zu eilen; wenn

man sie schon im April bestellen kann, desto besser, denn diese Erbsen wollen durchaus früh gesäet seyn.

Der Acker muß für Erbsen besonders gut ausgearbeitet werden, daß keine Klöße bleiben, auch ist es nicht gut, die Erbsen nach der Saat abzu-eggen, weil sie durch die Eggen auf einen Haufen zusammen gezogen werden. Wenn die Erbsen gesäet und eingepflüget sind, so müssen sie mit einer Rolle angerollt werden, und alsdenn, wenn man hinreichend Stroh hat, werden sie mit Stroh bedeckt. Den mit Stroh bedeckten Erbsen schaden die Erdflöhe gewiß nicht.

Die ordinairen kleinen grauen und auch weißen Erbsen werden später gesäet, und sind schon mehr der Erdflöhe wegen in Gefahr, weil sie in der zehnten Woche sind gesäet worden, wo die Witterung schon sehr warm ist: nur mit Stroh bedeckt, so schaden sie ihnen nicht. Sie erfordern denselben Acker und dieselbe Pflege, wie die großen Erbsen. Wüste Aecker, die einige Jahre ausgeruhet haben, sind die allerbesten für Erbsen.

Auch sind Feldbohnen eine in der Haushaltung
ganz

ganz unentbehrliche Frucht, die nicht nur zum Verspeisen, sondern auch in der Mästung mit großem Nutzen zu brauchen ist, und die noch viel zu wenig im Lande angebauet wird. Es wäre nothwendig, bey der Bauerschaft darauf zu sehen, daß ein jeder Wirth für seine Haushaltung die nöthige Quantität Bohnen hätte. Sie sind nicht nur der Gesundheit zuträglich, sondern der Bauer kann sich dieser Bohnen auch statt des Brodtes bedienen.

In den Höfen werden die Feldbohnen fast gar nicht gesäet, der Bauer säet sie noch lange nicht hinreichend genug in die Gärten, und der lieberliche hat nicht einmal die Saat. Gute Wirthhe, die fortkommen wollen, wissen wohl, wie unentbehrlich ihnen diese Frucht ist, und man kann schon ganz sicher es als ein Merkmal einer guten Wirthschaft annehmen, wenn der Bauer viele Bohnen säet.

Die Feldbohnen erfordern einen sehr guten und fetten Acker, der gut zubereitet seyn muß, und dürfen nicht sehr früh gesäet werden, weil sie nicht den geringsten Frost ertragen; auch abeggen muß man sie nicht, aus eben dem Grunde, wie bey den Erbsen.

Erbfen. Wenn die Bohnen besäet und untergepflügt sind, so müssen sie mit feinem Mist, besonders recht frischem Pferdemist, bestreuet werden.

Die Linsen, eine allgemein bekannte Frucht, die auch weiter nicht, als bloß zum Verspeisen in der Haushaltung gebraucht wird, wird aus dem Grunde leider! auch nur sehr wenig gesäet.

Man säet die Linsen in gutem fetten Mittelacker in der zehnten Woche, pflüget die Saat unter, und egget sie, des Unkrauts wegen, den dritten oder vierten Tag ab, und hiebey hat es sein Bewenden.

Flachs ist ein im Handel und Wandel sehr bekanntes, und in der Haushaltung unentbehrliches Gewächs, wovon der Halm sowohl, als die Saat, Nutzen und Vortheil bringt.

Dieses Gewächs sicher und gut anzubauen, erfordert eine ganz besondere Kenntniß des Ackers, hauptsächlich der rechten Zeit der Saat, und denn wenn es reif ist, der Behandlung der Saat selbst und des Flachsens.

Ich will also diese praktische Erkenntniß, so wie sie mir in der Ausübung sehr zu Statten gekommen

men

ist, und großen Nutzen und Vortheil geschafft hat, aufrichtig und wahr, zu Jedermanns Wissenschaft bringen.

Der Flachß erfordert einen nicht gar zu fetten auch nicht zu mageren Acker. In einem sehr fetten Acker wächst er zu stark und grob von Harz, welches ein großer Fehler ist; und im schlechten mageren Acker geräth er gar nicht.

Ein frischer Acker, wenn er sonst die nöthige Qualität zum Flachßtragen hat, schiekt sich dann erst recht zum Flachßbaue, wenn er ein oder zweymal anderes Getraide, nachdem er Kraft besitzt, getragen hat.

Der beste und vorzüglichste Acker zu Flachß ist ein ebener oder niedriger Acker, der lockere schwarze Erde und unten Leimengrund hat: ferner weißer Leimen, wenn er gut gedüngt ist, und wenn man diese Gattungen nicht hat, rother Leimen, auch Sand.

Die Zeit des Flachßsäens ist so unbestimmt und so geheimnißvoll, daß eine ganz besondere praktische Kenntniß dazu erfordert wird, sie richtig und wahr zu treffen.

Der Mond hat doch einen sonderbaren Einfluß in unsere Erde, wovon wir die Wirkungen sehr oft empfinden, die wahre Ursache aber nie erklären können; und so äußern sich auch diese Wirkungen ganz besonders beym Flachssäen.

Es ist eine sehr große Seltenheit, wenn der im neuen oder zunehmenden Monde gesäete geräth. Man muß den Flachß immer im alten Lichte säen. Drey Tage zu Anfange des neuen Lichts wird noch immer für alt gerechnet.

In schweren Aeckern, sowohl weißen als rothen Leimen, ist die rechte Zeit der Saat die zehnte Woche, wo man sich dennoch nach dem Lichte zu richten hat, doch auf ein Paar Tage kömmt es nicht an.

In dem zu erlebenden Jahre 1786. wäre also die rechte Zeit der Flachßsaat vom fünfundzwanzigsten bis neunundzwanzigsten May.

In Mittelaeker, oder ganz neu gerissenem leichten Acker, vom neunten bis zwölften Junius, und in ganz sandigem Acker vom dreyzehnten bis an den siebzehnten Junius.

Mer Flachßacker muß besonders ausgearbeitet und

sehr fein gemacht werden, daß ja keine große Rasenstücke bleiben, durch welche der feine Keim des Flachses nicht durchdringen kann.

Bei der Saat wird erst aufgepflügt, wenn der Acker etwas feucht, oder, wenn er schwer ist, dann besäet und nur ganz wenig beegget.

In gutem feingearbeiteten Mittelacker und reinem Sande wird die Saat nur ganz leicht eingepflügt, und nur ein wenig mit der Egge abgeglühen.

Neugeriffen Land wird aber auf eine ganz besondere Art zu Flachs zubereitet. Wenn das Land umgestürzt ist, so werden die Rasen alle umgekehrt, daß die Grasseite nach unten zu liegen kömmt, und so wird gleich auf die Rasen gesäet und gut abgeegget. Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß der Flachs ja nicht im Regen gesäet wird, sonst ist die Saat gewiß verdorben.

Im untern Theile von Kurland ist die Bearbeitung des Flachses noch ein Geheimniß, und es heißt, daß der Flachs daselbst nicht geräth. Warum sollte er nicht gerathen, wenn er nur gehörig bearbeitet

tet würde, da das Klima doch im obern Theile Kurlands eben so und dasselbe ist.

So bald der Flachs abgepflückt ist, muß so gleich die Saat abgeschlagen, und der Flachs zum Weichen ins Wasser gebracht werden.

Es kömmt vieles darauf an, und es ist eine Hauptsache, in was für Wasser der Flachs geweicht wird. Ein gutes reines Teichwasser ist das beste zum Weichen des Flachses. Quellwasser, Wasser in Sümpfen und Flußwasser taugen nicht zu Flachs.

Ersteres macht den Flachs roth, und letzteres macht ihn hart und strau.

Man muß sich hüten, den Flachs in Teiche, wo Fische sind, zu weichen, weil die Fische davon sterben. Ist aber der Teich groß, so schadet es nicht. Man weicht den Flachs am Damme, und wenn der Flachs herausgenommen ist, so läßt man das saule Wasser weglassen.

Die Zeit des Weichens hängt von der Witterung ab. Ist es warm, so wird der Flachs eher weich, ist es kalt, so dauret es schon länger.

Wenn

Wenn also das Wetter warm ist, so währet das Weichen nicht über acht Tage. Die sicherste Probe, ob der Flachs genug geweicht hat, ist folgende:

Man nimmt einige Halme von dem geweichten Flachs, und wickelt sie um den Finger; bricht der Stengel leicht und löst sich gut vom Harl, so hat der Flachs genug geweicht und muß sogleich heraus. Bricht der Stengel aber schwer und löst sich nicht vom Harl ab; so ist der Flachs noch nicht gut und muß noch länger weichen.

So bald der Flachs aus dem Wasser kömmt, muß er sogleich ganz dünn in einer Pläne zum trocknen ausgelegt werden. Wenn er in der Bleiche gut Wetter hat, und ein paarmal durch kleine Regen abgospült wird, so geräth er gar sùrtreflich. Fällt aber zu viele Nässe ein, so muß man Stangen auf Hacken legen, die halb so hoch als der Flachs sind, und an diese Stangen muß man den Flachs zu beyden Seiten stehend legen, daß der Wind durchstreichen kann. Braucht man diese Vorsichtigkeit nicht, so verdirbt und verfault der Flachs auf der Erde. Allein in der Art schadet ihm die Nässe nicht.

Wenn

Wenn der Flachs vierzehn Tage gebleicht hat, so nimmt man eine Handvoll und bracht ihn. Ist er gut, daß die Stengel in der Brache sich leicht vom Harl lösen, der Harl auch das nöthige Sanfte hat; so nimmt man ihn auf: ist er aber noch strau und hart, so läßt man ihn so lange liegen, bis er gut wird, und die nöthige Probe hält.

Nachdem der Flachs aufgenommen ist, muß er in einem sichern und festen Orte in Verwahrung gebracht werden, daß er nicht naß wird, weil die Nässe ihm geschwind schadet: auch muß man sich hüten, daß der Flachs nicht feucht oder gar naß aufgenommen wird.

Weil das Brachen viele Arbeit erfordert, so muß man es anstehen lassen, bis alle übrige Feldarbeit verrichtet ist: man muß auch nur bey gelindem Wetter brachen lassen, weil es sonst die armen Leute zu schwer haben, und für den Flachs ist es nicht gut, weil er im Froste nicht lobnt, sondern zu sehr bricht, und mit der Schewe vieles weggebt.

Nach der Brache, ist es höchst nothwendig, daß der Flachs drey Wochen abzuliegen kriegt, ehe
er

er geschwungen wird: er verbessert sich dadurch an Gewicht, auch an seiner eigenen Güte.

Dieses ist also die wahre und richtige Behandlung des Flachses, nach welcher man ganz sicher schönen und guten Flachs erbauen muß.

Der Hanf wird in Kurland nur so viel, als zur eigenen Nothdurft erfordert wird, angebauet, und nur sehr wenig davon verkauft.

Er erfordert gut gedüngte schwarze Erde, und wird in der achten Woche gesäet, vor der Saat wird erst aufgepflüget, dann besäet und gut beegget, daß die Erde recht gleich wird.

Der Hanf wird eben so wie der Flachs gewicht: die Bearbeitung versteht ein jeder Bauer, doch weiß der oberländische Bauer den Hanf weit besser und feiner zuzubereiten, als der kurische. Der kurische Bauer hat wieder einen besondern Kunstgriff bey dem Hanf, daß er den feinen Hanf, der taub blüht und keine Früchte trägt, mit vielem Fleiße aus dem andern sammlet, und sich davon, weil er der Würde und Stärke nach den Flachs übertrifft, die nöthigen Leinen für sein Haus und und das nöthige Fischergeräthe besorgt.

Der

Der oberländische Bauer weiß diesen Vortheil auch, allein er scheint ihm zu unbedeutend, und er ist auch zu faul, ihn wahrzunehmen, wie er denn auch überhaupt an Industrie und Klugheit dem kurischen Bauer weit nachstehet.

Oberland könnte mit Recht das gelobte Land von Kurland heißen, wenn nur mehr Industrie und Sittlichkeit herrschte; da aber diese im höchsten Grade fehlen, so wird auch der klügste Kopf keine sonderbare Progressen machen.

Zum Ackerbau gehöret nicht nur ein gutes und regelmäßiges Bestellen und Besäen des Ackers, sondern es wird auch dazu ein kluges und vernünftiges Einärnten des durch so viele Mühe und Arbeit erhaltenen Segens erfordert.

Dazu ist am nothwendigsten, für gute, sichere und feste Scheuren zu sorgen, um den von Gott verliehenen Segen auch sicher und gut verwahren zu können. Denn so lange in einer Oekonomie noch das liebe Getraide auf dem Felde bleibt und in Ruyen geworfen wird, ist es noch immer elend und kläglich mit der Oekonomie bestellt. Ganz sicher und unbezweifelt wird dadurch das dritte
Theil

Theil des Getraides verloren, und durch das Ruyenwerfen wird an der Arbeit auch gewiß nichts gevorthellet. Wenn die nöthigen Scheuren vorhanden sind, ist das Getraide bald in Sicherheit gebracht, und man ist vor Wind und Wetter, Vogel, Thier und Ungeziefer, gesichert, und aus allen Sorgen.

Bey dem Wintergetraide ist erforderlich, daß man es nicht gar zu reif werden läßt, weil man durch das Ausfallen der Körner gar zu viel verliert. In aufgesetzten Bänden wird es eben so gut hart. Ein jeder vernünftiger Mensch kann ja wohl sehen, wenn das Getraide reif ist. Das Ueberreifen und Hartwerden trägt zum Reinen und der Schwere des Getraides nichts bey, wenn es nur reif ist. Dieses Jahr hätte man also keinen Roggen abnehmen können, denn das Korn war und blieb weich. Man muß auch den Roggen und Waizen nicht bey gar zu großer Hitze zu Mittage mähen, sondern im Thau des Morgens, einige Stunden nach Mittage, am sichersten und besten in der Nacht.

Der Roggen sowohl als der Waizen müssen ja
nicht

nicht bey starkem Sonnenschein in die Scheuren geführet werden, weil man durch das Ausfallen der Körner, oder durch das sogenannte Riesen entseßlich viel Getraide verliert; sondern bloß bey der Nacht; ist aber ein dunkler oder nebelicher Tag, kann man den ganzen Tag führen. Ich lasse nicht anders, wenn anhaltendes trockenés Sommerwetter ist, als bey Nacht führen, und habe davon den großen Nutzen bey dem Dreschen oft und vielfältig erfahren.

Ein sehr großer Vortheil und eine sehr große Erleichterung der Arbeit in der Wirthschaft ist es, wenn die Hirsiegen zu beyden Seiten große geräumige Scheuren haben.

Was für eine große Menge von Getraide geht nicht durch das viele Auf- und Abladen verloren, es wird schon beynabe halb ausgedroschen, ehe es noch in die Riege kömmt. Wie ist denn also möglich, daß die Riegen lohnen sollen, wenn so viel schon vorher verloren geht?

Es werden auch wohl sehr viele einwenden, daß man des Feuers wegen sich einer gar zu großen Gefahr aussetzet, eine so große Quantität Getrai-

de auf einmal zu verlieren. Denen antworte ich, daß sie, auf ebenem Boden zu gehen, sich der Gefahr aussetzen, ein Bein zu brechen. Denn wie viele haben nicht schon auf ebenem Boden einen Fuß gebrochen?

Zufällen ist alles in der Welt unterworfen. Allein Unvorsichtigkeit ist ein ander Ding, dafür kann der Mensch, dafür kann jeder sich hüten, und die kann er abwenden. Zufall hängt nur von einem einzigen freyen Willen ab, der ihn lenket, schickt und auch gnädiglich abwendet.

Es ist auch höchstnothwendig, darauf zu sehen, daß das Getraide so niedrig, als nur immer möglich, abgehauen werde. Man vortheilset dadurch nicht nur besseres Viehfutter, sondern auch mehr an Stroh. Es ist eine allgemeine Antwort des Bauern, auch wohl der Aufseher selbst, wenn man sie darüber verweist: bleibt es doch, Herr, auf dem Felde. Allein es ist besser, wenn das Stroh mit dem Dünger wieder auf das Feld kömmt.

Bey dem Abnehmen des Sommergetraides ist wohl eben nicht viel zu erinnern, weil da nur wenige und sehr selten Fehler gemacht werden.

Was also dabey zu erinnern wäre, wäre folgendes: Die Gerste nicht überreifen zu lassen, weil durch das starke Brachen der Aehren, um sie wieder aufzusammeln, eine unnütze Arbeit verursacht wird. Da aber die Gerste nur selten auf einmal reift, so entgeht man auch nur sehr selten dieser Arbeit.

Der Haber muß vor allen Dingen, besonders wo er noch in Ruyen geworfen wird, so bald er nur anfängt gelb zu werden, abgenommen werden. Er fällt noch weit mehr aus, als der Roggen, wenn er überreift ist; und kömmt ein starker Wind, so wirft dieser, dieß ist ausgemacht wahr, auf dem Felde den dritten Theil der Frucht ab, und wie viel geht nicht beym Auf- und Abladen, und hernach wieder noch bey dem Einführen verloren?

Weil unter dem Sommergetraide doch allezeit mehr Gras und Unkraut, als unter dem Wintergetraide befindlich ist, besonders wenn Klee unter das Getraide gesäet wird, so ist es höchsterforderlich, dafür zu sorgen, daß dieses Gras gut auszutrocknen bekömmt, ehe noch das Getraide vom Felde

Felde abgeföhret wird. Geschieht dieses nicht, so erhitze sich das Getraide, es müssen oft ganze Ruyen von neuem geworfen und ganze Scheuren aufs neue ausgeföhret werden, und es geht dem noch nicht ganz ohne Schaden ab.

Hier in Kurland wird der Ackerbau allgemein bloß durch den Gehorch, oder die Pflichten der Bauern bestellet: darum ist es einleuchtend wahr, daß er ohnmöglich auf einen sichern und festen Fuß kommen kann, wenn nicht die Wohlfahrt des Bauern sicher und fest gegründet ist.

Die wenige Kenntniß des Bauern, die noch so schlechte Moralität, und fast sein natürlicher Hang zur Liederlichkeit, machen freylich wohl diese menschenfreundliche Bemühung schwer; allein Klugheit und Vernunft und ein geheimer Segen, der gewiß eine jede gute und fromme Handlung begleitet, werden auch diese zum Wohle des Menschen abzweckende Bemühungen begünstigen, und sie denn auch nicht ganz fruchtlos seyn lassen.

Vor allen Dingen müßte der Bauer für sich, seine Kinder und Kindeskinde, seines Eigenthums gesichert seyn, sein Gehorch oder seine Pflich-

ten müssen auf das allergenaueste und deutlichste bestimmt, und er über dieselben auf keine Weise und unter keinem Vorwande beschweret werden.

Bei einer glücklichen Vermehrung, die nur eine wahre und dauerhafte Glückseligkeit bewirken kann, muß eine jede Familie auf eben und dieselbe Art wieder etabliret werden.

Die gesittetsten, unbescholtensten, und von dem besten Lebenswandel, müßten zu Wirthen bestellet werden.

Jeder gute und seinen Pflichten getreue Wirth müßte durch besondere Belohnungen ermuntert, so wie jeder lieberliche, faule und in seinen Pflichten saumselige Wirth, mit harten Strafen belegt werden.

Alle Bauerländerereyen sowohl, als auch Heuschläge müßten allen gleich zugemessen werden, es wäre denn, daß ein schlechterer Acker es nothwendig machte, dem Besizer mehr Land zuzutheilen.

Mit dem zu seinem Gehorche nöthigen Gesinde, als auch Vieh und Pferden, müßte jeder gleich versehen seyn, damit des Gehorches wegen, auf keine Art und Weise, eine Entschuldigung oder Ausrede

rede statt fände, woran es dem Bauer bey der geringsten Gelegenheit nicht fehlet.

Die ganze Bauerschaft müßte zu zehn oder fünf Wirthen, nachdem es die Entfernung erforderte, eingetheilt, und den zehn oder fünfen ein Aufseher aus ihren eigenen Mittein gesetzt werden, von denen der Hof die gute Wirthschaft der ihnen anvertrauten Leute fordern könnte.

Alle Sonntage müßten diese Aufseher im Hofe erscheinen, die nachlässigen anzeigen, von allem, was unter ihren Leuten vorgefallen, Rede und Antwort geben, und ihre zum allgemeinen Wohl abweckende Desideria beybringen.

Ihr Gehorch und ihre Pflichten müßten so beschaffen seyn, daß sie auch ihre Haushaltung versehen und ihre eigene Wirthschaft gehörig bestellen könnten. Dieses kann auch sehr gut bewerkstelliget werden, wenn eine gehörige Repartition gemacht wird, alle Bauerländereyen richtig ausgemessen und gleich unter alle Wirthe vertheilt werden. Da der Gehorch ganz gleich seyn muß, so müssen auch alle gleiches Gesinde haben, und keiner vor dem andern besondere Vorzüge genießen.

Alle

Alle Buschländerereyen müßten gänzlich aufhören; denn diese machen den Bauer wirklich liederlich, und befördern seinen Ruin. Da seine Felder von Dünger abgekommen sind, so glaubt er sich da zu erholen, und bringt seine ganze Zeit in den Wäldern zu. Fällt nun Kälte ein, oder andere Umstände vereiteln es, daß er die Buschwälder nicht besäen kann, so bleiben diese unbesäet, und die wahren Gesindsländerereyen bleiben auch unbesäet liegen, und auf die Art richten sich wahrlich die mehresten Bauern selbst zu Grunde.

Der Bauer muß durchaus sein Land um sein Gesinde liegen haben, daß er seine Wirthschaft auf einmal übersehen kann, und nicht durch das Hin- und Herschleppen so viel Zeit zur Arbeit verlieren darf, in welcher Zeit schon manche Arbeit verrichtet werden könnte.

Jede Bauerschaft müßte auch ihr besonderes Magazin haben, aus welchem sie bey besondern Vorfällen versorgt werden könnte. Brodmangel kann bey der angezeigten zu machenden Einrichtung gar nicht statt finden, und der erste, der dann doch nach Brodt käme, müßte auf das nachdrücklichste bestraft

bestraft werden; es wäre denn, daß er und die Aufseher dem Hofe schon vorher seine Unglücksfälle angezeigt hätten, worauf denn nur bloß auf Zufall gesehen werden müßte, nicht aber auf seine eigene Schuld und Liederlichkeit.

Es müßte einem jeden Aufseher und Zehntner bey der härtesten Strafe angedeutet werden, alle Sonntage in dem Hofe zu seyn; nur Krankheit sollte ihn für das Außenbleiben schützen, und wenn er nicht kann, müßte das Weib oder ein anderer vernünftiger Kerl da seyn, damit der Hof allezeit von der Verfassung der Bauerschaft unterrichtet wäre, für ihre Wohlfahrt die nöthige Sorge tragen, und auch bey Vorfällen, wo schleunige Hülfe erfordert wird, sie gehörig unterstützen könnte.

Gewisse Höfe müßten auch zusammen einen geschickten Arzt für ihre Bauerschaft annehmen, zu welchem sie in schweren Krankheiten ihre Zuflucht nehmen könnte. Man müßte aber von der Geschicklichkeit eines solchen Mannes hinreichend überzeugt seyn, und ihn so etabliren, daß ihn an seiner Bequemlichkeit nichts abgienge, und er auch aus
den

aus den nächsten Städten allezeit die nöthigen
Medikamente haben könnte.

Bey guten Schulen für die Bauerschaft, und jenen
so heilsamen Einrichtungen, kann es gar nicht fehlen,
daß diese zum Theil noch so fehlerhafte Verfassung von
Kurland sehr bald auf den besten und glücklichsten
Fuß kommen, Ackerbau im höchsten Wohlstande
blühen, und die Wohlfahrt und Glückseligkeit des
ganzen Landes auf die festeste und dauerhafteste
Art bewerkstelliget werden muß.

 Singe.

Zilweks, Iaimu melledams,

Melle firbninā,

Ubra, gohds irr isfuhdams

Rā sneegs wassarā.

Selts un fudrabs apmahna,

Laimigu ne darr,

Dabbas selta, fahrtiba

Zikkai fwehtibt warr.

Kad kas kluffam preezajabs.

Labbu darrijis,

Un to firdi apstannabs.

Irr kà debbesis.

Taisnumš falmu juintinā,

Pilli ne eenihd.

Swehtš, kad tawa taisniba

Labbā firdi spihd.

Menschen, wollt ihr glücklich seyn,
 Send's durch euer Herz,
 Alles Außenwerk ist Schein,
 Ist wie Schnee im März.

Gold und Silber blenden nur,
Machen nicht beglückt,
Nur die mäßige Natur
Segnet und entzückt.

Stille Freuden — sich bewußt
Mancher schönen That,
Dieß sind Güter einer Brust,
Die Empfindung hat.

Unterm Strohdach neidet nie
Tugend den Palast.
Glücklich bist du, wenn du sie,
Mensch, im Herzen hast.

Mitauische

Monatsschrift.

Junius, 1785.

Mitau,

gedruckt bey J. F. Steffenhagen, Hochf. Hofbuchdrucker.

Von den Säften in den Pflanzen, von
der Abscheidung der Säfte, von der
daher entstehenden Ernährung und
vom Wachstume.

Der Nahrungsfaft der Pflanzen ist ein Wasser,
in welchem eine zarte Erde, die salzige und ölige
Theile enthält, aufgelöset ist. Nur ein mit solchen
Theilen gemischtes Wasser kann den Pflanzen
Nahrung, Wachsthum und Fruchtbarkeit geben;
weil eben Wasser, Erde, Oel und Salz die einzigen
Bestandtheile der Körper des Pflanzenreichs
sind. Reines Wasser, das heißt, welches keine
dergleichen Theilchen enthält, kann daher kein Nah-
rungsmittel für die Pflanzen seyn. Unmittelbar
aus einer Quelle, oder auch aus Brunnen genom-
menes Wasser, wenn es auch im chemischen Ver-
stande nicht ganz reines Wasser zu nennen ist,
hat doch so wenig von dieser nährenden Mischung,
daß

daß davon keine Pflanze in gehöriger Art unterhalten werden kann. Flußwasser hat aber diese schickliche Mischung, so daß dieses allein schon bey vielen Arten von Gewächsen, besonders solchen, die sehr schwammig sind, zureichend ist; daher zieht man Kressen, Zwiebelgewächse u. s. w. wohl ganz ohne Erde, in bloßem Wasser mit Moos, Sägespänen, Sand, Wolle und Papierschnitzeln, die nur bloß dazu dienen, den Wurzeln des Gewächses die nöthige Haltung zu geben. Pflanzen dagegen, die eine festere Struktur haben, erfordern eine stärkere Mischung aus den genannten Theilen, daher sie eine fette Erde, das ist, eine solche, die viel verwesete Thier- oder Pflanzenkörper, dergleichen sich schon in schicklicher Mischung im Dünger befinden, nöthig haben.

Nach den Arten der Gewächse muß sich also auch die Beschaffenheit des Bodens in Ansehung der Grade solcher Mischungen richten: weil eben der Dünger mit den Bestandtheilen der Pflanzen die meiste chemische Verwandtschaft hat, indem beyde aus Erde, Oel, Salz und Wasser bestehen. Eine Pflanze, die also viel solcher salzigen und blis-

gen

gen Theile, das heißt, viel Dünger nöthig hat, würde daher in einem mageren Boden, das ist, in welchem die genannte Mischung fehlt, nicht fort kommen. Und eben dieses Verhältniß der salzigen und öligen Theile zu der Art des Gewächses ist der Grund, warum der Gärtner nach Verschiedenheit der Gewächse den Boden mit Dünger — der aber freylich ganz verwest seyn muß, wenn er Nahrungstheile, und nicht bloß Wärme, vergeben soll, — und wohl mit Dünger von verschiedener Art zubereiten muß. Wenn daher zur Zubereitung der, nach den Gewächsbarten erforderlichen, Erde, eine Mischung aus grobem Sande, dergleichen der Flußsand ist, aus verfaulten Holzerde und verfaultem Mist gemacht wird, so dienen die beyden letztern Stücke zur Ernährung, der Flußsand aber dient, um diese Mischung immer locker zu erhalten, damit das Wasser vom Begießen, oder vom Regen leichter eindringen, und die noch zu groben Theile des Düngers zu einem Nahrungssafte auflösen könne.

Auch die Gewächse, welche wild, das ist, ohne alle Pflege, erwachsen, haben doch immer einen,
mit

mit solcher Mischung versehenen Boden, und erhalten aus der Luft, vom Regen und von vorjährigen verweseten Blättern oder Wurzeln ihre Nahrung. Ganz reine Erde, z. B. reiner Sand, würde also nur für solches Gewächs taugen, welches bloß mit Wasser, oder mit feuchten Dünsten der Luft, wie z. B. die Flechten und Moose, die auf dürrer Felsen wachsen, ernährt werden kann. Ganz dürrer Erde kann eben so wenig zum Wachstume taugen, weil ihr die Feuchtigkeit fehlt, wodurch die Salze und Oele in der Erde aufgelöst werden, die hernach in die Gefäße der Pflanzen fortgeführt werden müssen. Die Pflanzen, welche ganz ohne Erde und zwar auf andern Pflanzen wachsen, dahin die Smarogerpflanzen, Flechten und einige Moosarten gehören, die sich zu andern Pflanzen verhalten, wie im Thierreiche die Läuse zu den Thieren, von deren Säften sie zehren, erhalten schon von den Ausdünstungen der Pflanzen einen für sie zubereiteten Nahrungssaft, ohne daß Erde und Wasser für sie erforderlich ist.

Nach der Menge des Saftes, welche eine Gewächspflanze

wachbart mehr, als eine andere nöthig hat, ist auch mehr Regen oder Begießen nöthig; daher Gewächse, welche weniger Nahrungssäfte aus der Erde bedürfen, bey mehrerer Nässe umkommen würden, indem ihre Gefäße von dem gar zu stark herjudringenden Saft zerrissen werden würden; oder sie müßten sonst verderben, weil zur Zubereitung des Saftes in den Zellen nicht Zeit genug gelassen würde. Die Gewächse dieser Art haben mehrentheils sehr weite Zellen, sie sind sehr schwammig, ihre Häute sehr fein, und ihr ganzer Bau verräth, daß sie weit mehr Nahrungstheile aus der Luft, als aus der Erde hernehmen, daß also ihre Wurzeln mehr zur Festhaltung, als zum Einsaugen dienen.

Wenn nun ein solcher aus Salz, Del, Erde und Wasser bestehender Saft im Boden ist, so dringt er in die Oeffnungen der Wurzelgefäße. Die Kraft, wodurch der Saft in die Pflanze steigt, ist dreyfach; theils eine mechanische, theils eine physische. Die mechanische Kraft liegt erstens, einmal in der Struktur der Gefäße, die nach der Höhe hin immer enger werden, so daß sie als ein

Pum:

Pumpenwerk mit Röhren und Ventilen angesehen werden kann, vermöge welcher die äußere, um die Pflanze freystreichende Luft der Grund von dem Aufsteigen des Saftes ist. Wenn also die Erde denjenigen Grad der Wärme leidet, der die in ihr befindliche Luft sowohl, als auch die Luft in den Wurzelgefäßen ausdehnt, so erreicht der Nahrungsast in dicker Dunstgestalt die untern Zellen, und mit ihm steigt der Saft in die Wurzelgefäße, die von unten erhaltene Wärme theilt sich den zunächst daran liegenden Zellen mit u. s. f. Die Zellen erweitern sich eine nach der andern, führen den Saft immer weiter fort, bis in die äußerste Spitze der Blätter. Kommt nun die äußere stärkere Bewegung der Luft noch hinzu, so läßt sich erklären, warum eine an einem luftigen Orte stehende Pflanze besser wächst, ein vom Winde oft geschüttelter Baum fruchtbarer ist. Läßt diese zum Treiben nöthige Wärme nach, wie in den kühlen Nächten geschieht, so läßt auch das Saugen der Erde bey der Pflanze nach, oder hört auch nach Beschaffenheit der Witterung ganz auf. Daher leidet bey im Herbst eintretender Kälte

der

der Wachsthum gänzlichen Stillestand, die nach der äußern Rinde hinliegende Gefäße, die von der kalten Luft eher getroffen werden, werden von der Kälte zusammengezogen, erhärten und thun mithin keine Dienste mehr; nur das innere Mark, welches Schutz vor den kalten Winden hat, dringt durch den Splint bis zur Oberhaut, und bildet daselbst noch das Auge, das sich wegen Mangel der Wärme nicht mehr entwickeln kann; endlich fallen die Blätter aus Mangel der Nahrung ab, und der Baum steht den Winter über wie todt da. Mit dem kommenden Frühjahr wird die, mit vielen Säften durch Regen und Schnee außs neue mild gemachte, Erde von der Sonne erwärmt, die Ausdehnung der Gefäße und Zellen, und mit ihr das Saugen der Pflanze fängt wieder an, und so geht sie dann wieder zum neuen Wachstume fort. *)

Es liegt die mechanische Kraft zum Saugen der

Ge

*) Was hier gesagt worden, gilt nur in Ländern un-
ter gemäßigtem Himmelsstriche. In der kalten
Zone gedeihen viele Früchte und Saamen nicht, da
fallen die Augen ab und geben Bäume. In der
heissen Zone, haben viele Bäume beständig Blätter,
Blumen und Früchte zugleich.

Gewächse auch zweytenß in der haarröhrartigen Beschaffenheit der Gefäße, vermöge welcher der spezifisch leichtere Körper, dieser ist der Nahrungsfaß, von dem spezifischschwereren Körper, dieser ist der feste Pflanzenkörper, angezogen und in die Höhe gebracht wird. Die physische Kraft liegt in der chemischen Verwandtschaft der Bestandtheile der Pflanzen mit den Bestandtheilen des Nahrungsfaßs, wodurch der Nahrungsfaß angezogen und dem Körperbau der Pflanze assimilirt wird.

Der in die Gefäße, vermöge dieser mancherley Art von Kraft, gestiegene Saft wird in den Zellen *) aufgehalten, von der ausdehnenden Wärme von unten, und durch die von außen wirkende Luft auß neue durchgearbeitet, in die feinsten Röhrgen
bis

*) Für die, mit der Struktur der Pflanzen unkundige, Leser muß ich mich über das, was man Gefäße und Zellen der Pflanzen nennt, kurz erklären. In den mehresten Pflanzen sind die Gefäße runde Röhren, welche mit sehr feinen Häuten durchwebt sind. Diese feine Häute bilden in den Röhren die Zellen. Diese Röhren mit den Zellen sind, nach der Mitte des Pflanzenkörpers zu, viel härter, als nach der äußeren Oberfläche hin, und heißen zusammen das Holz; in der Mitte dieses Holzes, also das Innerste des

bis zu den äußersten Spitzen immer weiter getrieben und weiter bearbeitet, so daß davon in allen Theilen der Pflanze etwas abgeschieden werden und sich daselbst als Bestandtheil anhängen kann. Durch was für Kräfte die Absonderung der zum Wachsthum erforderlichen Säfte geschieht, ist schwer zu bestimmen, und es kann wohl nichts weiter, als bloße Vermuthung herausgebracht werden. Denn daß die Säfte äußerst verschieden in den Pflanzen bearbeitet werden, sieht man aus der verschiedenen Farbe, aus dem verschiedenen Geschma-

cke

Stamms, ist ein feineres zelliges Gewebe enthalten, welches das Mark heißt. Das Holz mit seinem Marke wird von einer festen durchsichtigen Haut, die mit der Oberhaut der Thiere viel ähnliches hat, bedeckt; sie ist aber nach Verschiedenheit der Pflanzen von verschiedener Dichtigkeit und Stärke. Unter dieser Oberhaut liegt ein mit Gefäßen durchwirktes zelliges Gewebe, dieses heißt die Rinde. Sie macht den ganzen weichen Theil aus, der sich zwischen der Oberhaut und dem Holze befindet, und ist je näher nach dem Holze zu, um so härter, weil die an dem Holze zunächst liegende Schicht, welche der Splint heißt, für das folgende Jahr, wenn anders der Baum seinen vollen Wachsthum hat, schon als zum Holze gehörig verhärtet ist; solche einzelne verhärtete Holzlage heißt dann ein Jahrwuchs.

cke und aus der verschiedenen Flüssigkeit der Säfte in verschiedenen Pflanzen, die doch von einerley Boden ernähret worden sind. Bey einigen ist der Saft ein Harz, bey andern ein Gummi, bey andern ist er ein äußerst flüchtiges Wasser, bey andern ist er ein Schleim, bey andern eine Milch, bey andern ein gelbes Del u. s. f.; bey einigen ist er bitter, bey andern süß, bey andern herbe, bey andern scharf, bey andern äßend u. s. w. bey einigen ist er grün, bey andern weiß, bey andern blau, bey andern roth u. s. f. Die Verschiedenheit nach Graden hierin ist ungemein groß. Ja selbst in einer und derselben Pflanze ist der Saft nach Verschiedenheit der Theile des Gewächses verschieden z. B. in der Wurzel bitter, im Stamme herbe und in den Blättern süß, und so wieder umgekehrt, ebenfalls nach vielen Stufen der Mannigfaltigkeit.

Unstreitig ist die innere Struktur der Gefäße und Zellen der Grund von der Zubereitung der verschiedenen Arten von Säften, und der Absonderung derselben. Wollte man aus der Aehnlichkeit der Absonderung in den Thierkörpern etwas zur Erklärung herleiten, so könnte man viele Theile

le des zelligen Gewebes, die wie kleine Schläuche ge-
 staltet sind, als Absonderungswerkzeuge ansehen, und
 ihren Dienst mit dem Dienste vergleichen, den
 die Drüsen im thierischen Körper verrichten. Aus-
 serdem ist auch wahrscheinlich, daß die Gefäße und
 Zellen durch ihre Häute, deren Oeffnungen sehr
 verschiedentlich gestaltet, und von verschiedener Grö-
 ße seyn mögen, schon seiner bearbeitete Säfte aus-
 schwitzen, diese wieder andern Zellen, oder Gefäßen
 oder Drüsen, durch stärkeres oder schwächeres saug-
 en, je nachdem hier in diesem Gewächse die Häute
 elastischer sind, als in einem andern, oder nach Ver-
 schiedenheit der Länge der Zeit, daß hier die Säfte
 längere oder kürzere Zeit verweilen, mehr oder
 weniger also durch Wärme und Luft zubereitet
 werden, auch mehr oder weniger von gewissen Be-
 standtheilen ausschwitzen, und daher mehr von die-
 ser Mischung, als von einer andern Mischung der
 Erde, oder des Oels, oder des Salzes, oder des
 Wassers, erhalten u. s. w. Kurz, innere ver-
 schiedene Struktur, mehrere oder wenigere Ein-
 wirkung der äußern Wärme und der Luft, mag wohl

wohl die Ursache von der verschiedenen Bereitung der Nahrungssäfte seyn.

Außer diesen aus der Erde aufsteigenden Säften ist es aus Gründen, — die hier alle anzuführen der Ort nicht ist. — höchst wahrscheinlich, daß auch die Pflanzen aus der Luft viele Dünste, welche Wasser, Del und Salz enthalten, einsaugen, und daß, nach der Verschiedenheit dieser Saugwerkzeuge, welches nach Beschaffenheit der, nach der Oberfläche hin liegenden, Drüsen und Gefäße mit ihren Oeffnungen, auf verschiedene Weise geschehen kann, auch verschiedene Dünste zu den, in der Pflanze schon befindlichen, Nahrungssäften hinzugemischt werden, so daß auch hierin ein Grund von der Verschiedenheit der Säfte in den Pflanzen liegen kann.

Wie es aber zugehe, daß auch die Pflanzen sowohl ausdünsten, als aus der Luft Dünste einsaugen, das wollen wir jetzt etwas näher untersuchen. Man erwäge, daß die Erde zu gewissen Zeiten mehr erwärmt ist, als die äußere Luft, und daß die Erde, als ein dichterere Körper, länger die von der Sonne empfangene Wärme

in

in sich behält, als die äußere Luft, so folgt, daß der Trieb der Säfte aus den Wurzeln in die Pflanzen weit stärker nach Untergang der Sonne, als bey dem Sonnenschein seyn müße, daß also die Pflanze in der Regel, wegen des durch die innere Wärme, und durch äußere Kälte vermehrten Triebes von innen nach außen, zur Abendzeit weit mehr, — vielleicht wegen ihrer Struktur keine andere, als gar zu wässerige, oder gar zu flüchtige (daher denn der Geruch der mehresten Pflanzen im Kühlen stärker, als in der Sonnenhitze ist) — ausdünsten, als bey Tage. Diese Ausdünstungen sammeln sich mehrentheils in Tropfen, — doch, nach Verschiedenheit der Oberfläche der Blätter und ihrer Struktur, unter verschiedenen Gestalten, — die man des morgens nach einer kühlen Nacht, und die der Thau genannt werden, auf dem Obertheile der Blätter zu sehen pflegt. Nun stelle man sich die erste Morgenzeit vor, so ist während der Nacht die Erde wieder abgekühlt, und wird durch die aufgehende Sonne später erwärmt, als die Luft, welche die Pflanze umgiebt; was kann nun wohl anderes erfolgen, als es wird nun die, von der Spitze

Spitze an eher, als unten bis zur Wurzel hin, erwärmte Pflanze, die im Thau und in der Luft befindlichen Nahrungssäfte, — die wegen ihrer Feinheit ganz anders beschaffen sind, als die Säfte welche aus der Erde in die Wurzel steigen, und also wohl den umgekehrten Weg von feinem Werkzeugen zu gröbern hingehen können, — einsaugen, und so lange, als noch die äußere Wärme stärker ist, als die Wärme in der Erde, immer weiter in die entfernteren Gefäße und Zellen nach der Wurzel hintreiben, bearbeiten, und die Bestandtheile zur Nahrung abscheiden. Wird durch die weiter heraufkommende Sonne, und durch ihre längere Einwirkung auf die Erde, nun dies, als ein dichterer Körper, mehr erwärmt, so fangen die Säfte aus der Wurzel auch wieder an, in die Höhe steigen u. s. w.

Auf solche Weise wird also die Pflanze, an einem sonnenreichen Tage, des Morgens aus der Luft einsaugen, des Mittags aber anfangen, Säfte aus der Erde zu ziehen und folglich bis gegen den Abend hin in zunehmenden Grade ausdünsten, und am Abend am stärksten ausdünsten; und dies wird
sich

sich mit der allmählich abnehmenden Wärme der Erde vermindern, bis diese gegen den Morgen wieder abgekühlt und kälter, als die Luft, geworden ist; da dann das Einsaugen aus der Luft wieder anfängt. Aus diesen Gründen kann man folgern, daß eine Pflanze, die ganz im Schatten steht, und also nie Sonnenschein erhält, fast beständig ausdünsten muß, und dagegen selten einsaugen kann; daß daher ihr jähliger Wuchs, ihr grasiger Geschmack, ihre weichliche Struktur und ihre bleiche Farbe entsteht; daß im Schatten gewachsene Pflanzen, weil sie weniger im Stande gewesen sind, den Nahrungsfaft zu verarbeiten, auch nicht eine so gesunde Speise für Menschen und Thiere seyn können, als diejenige Pflanzen, welche abwechselnd Sonnenlicht und Schatten gehabt haben. Man schließe ferner hieraus, daß der Abendregen weit fruchtbarer seyn müsse, als der Morgenregen, weil der Abendregen, indem er die Erde abkühlt, die Pflanzen eher zum Einsaugen aus der Luft geschickt macht, und weil er mehr Zeit hat, die Nahrungsäfte in der Erde in Salze und Oele aufzulösen und zuzubereiten, auch in größerer Menge gegen

D

den

den Mittag des folgenden Tages, den Pflanzen den Nahrungsaft darreichen könne. Bedenkt man nur, daß durch Saugen aus der Erde Säfte nach obenhin, und durch Saugen aus der Luft Säfte nach untenhin getrieben werden, so können auf solche ähnliche Art die Säfte auf eine sehr geschickte Weise, fast wie durch Hin und Herstoßen die Milch zur Butter wird, indem darin die fetten Theile von den wässerigen abgeschieden werden, zu Bestandtheilen der Pflanze zubereitet werden. Hiezu kommt noch, daß die Pflanzen viel Phosphorsäure enthalten, welche den in den Röhren aufgestiegenen Nahrungsaft gerinnen machen, und dadurch die erdigen Bestandtheile, zu Bestandtheilen der Pflanzen, aufnehmen; ja schon die bloße Verdampfung und die Bewegung durch Reiben ist vermögend, die Scheidung der, im Nahrungsaft verschiedenen, Theile zu bewirken. Endlich kann man sich noch erklären, warum die Pflanzen mehr nach der Sonnenseite wachsen, weil der Einfluß des Lichts auf alle organische Körper ganz besonders wirksam ist. In welcher Art dieser Einfluß statt habe, das müßte aus eigenen chemischen Grund-

Grundsätzen erklärt werden, dazu ist aber hier der Ort nicht.

Zum Einsaugen der feinen salzigen und öligen Dünste, die sich des Morgens so stark auf den Blättern anhäufen, daß sie in der Gestalt der Tropfen darauf liegen, oder auch nur zum Einsaugen der in der Luft befindlichen Dünste, scheinen die Blätter allein geschickt zu seyn, so daß man sie mit den Lungen der Thiere, oder auch zugleich mit den Verdauungswerkzeugen derselben vergleichen kann. Mancherley Beobachtungen und Erscheinungen an den Blättern, bestätigen diese Vermuthung. Die erste und vorzüglichste unter ihnen ist, daß die Blätter voll kleiner Oeffnungen sind, wie die Poren in der Haut der Thiere, und daß die Poren auf kleine Schläuche passen, welche viel Saft anzunehmen im Stande sind. Neben jeder dieser Oeffnungen befinden sich, bey den meisten Gewächsen, Spitzen, wie Haare oder Wolle gestaltet, die bey einigen länger, bey andern kürzer sind, oder statt derselben Vertiefungen, aus welchen sich die Poren wie Warzen erheben, da dann besonders jene Spitzen, zur Anhäufung des

Thaus,

Thaus, zur Bildung des Tropfens, und zur Erhaltung desselben dicht vor den Poren, damit diese Feuchtigkeit nach und nach eingesogen werden könne, und also nicht zusammenfließen, oder in kleinen Strömen vom Blatte herabrinnen möge, dienen müssen. Die andere Erfahrung ist, daß Pflanzen, die ihrer Blätter beraubt sind, sogleich im Wachsthum einen Stillestand machen, zu kränkeln anfangen, und wohl gar an der Wurzel faulen und absterben.

Daß auch die bloße Luft, und nicht allein ihre ölige und salzige Dünste, von den Pflanzen eingesogen werde, läßt sich aus dem bisher gesagten folgern. Die Erfahrung, welche Priestley durch geschickte Versuche mit verschiedenen Lustarten gemacht, in welche er Töpfe mit eingepflanzten Gewächsen gebracht hat, bestätigt diese Folgerung, weil er gefunden, daß wirklich die Pflanzen von manchen Lustarten Schaden gelitten haben. Dazu kommt noch, daß man den Nutzen der in dem Innern der Pflanzen befindlichen hohlen Gefäße, *)

welche

*) Hedwig hält diese Gefäße, seinen angestellten Beobachtungen zufolge, für die Stämme, aus welchen

welche kein zelliges Gewebe in sich haben, wodurch sie den empfangenen Saft aufbehalten, zubereiten und absondern könnten, gar nicht begreifen würde, wenn man nicht annehmen wollte, daß diese besonders zu Luströhren bestimmt seyen. Nimmt man aber dieses an, so läßt sich igt noch leichter, als vorhin, die zur Ernährung erforderliche innere Wirksamkeit der Pflanzen erklären, indem die, in diesen hohlen Röhren befindliche Luft, durch ihre Ausdehnung sowohl, als Zusammenziehung, nach Beschaffenheit der äußern Wärme oder Kälte, vieles zu der Abscheidung der Säfte in den Zellen beytragen mag.

Diese ganze igt geschilderte Wirksamkeit der Gefäße und Zellen und Luströhre, wodurch Säfte aus der Erde und aus der Luft eingesogen, bearbeitet und zu Bestandtheilen abgeschieden werden, heißt nun das Ernährungsgeschäft der Pflanzen.

Durch

die Geschlechtstheile der Blume entstehen, und wirkt damit die Theorie des Linne, nach welcher sie aus dem Marke und Splinte entstehen soll, über den Haufen.

Durch neu hinzugekommene Theile, die, der Struktur der Pflanze gemäß, hier oder dort an den Häuten und Zellen, an Rinde und Holz und Mark, folglich auch an Blättern, Blüthen und Früchten sich ansetzen, entsteht mehr Ausdehnung aller Theile, mehr Dichtigkeit derselben, stärkere Ausbildung, kurz, mehr Wachstum.

Durch die Ansetzung neuer Bestandtheile, und durch die dadurch bewirkte Ausdehnung aller Gefäße, entsteht auch das allmähliche Zusammenwachsen der durch einen Schnitt verwundeten Stellen, es mag dieser Schnitt nach einer Richtung geschehen, nach welcher es wolle. Nach dem geschehenen Schnitte, wenn dieser nur durch eine harzige Materie vor der rohen Feuchtigkeit der Luft und vor eindringendem Wasser verwahrt wird, setzt sich der Nahrungsaft sogleich vor die Oeffnungen der Gefäße, schließt dieselben, und bildet allmählich eine neue Oberhaut und Rinde wieder, bis die beyden Seiten des Schnitts zusammentreffen, und dann verwachsen. Daher verwächst das in die Rinde eingefeste Auge, bey dem okuliren; und eben so ist das psropsen, kopuliren, ablaktiren zu erklären.

ren. Die Ursache aber, warum das okulirte Auge, das gepfropfte Reis u. s. w. gerade die Früchte des Baums trägt, von dem es genommen ist, liegt in der Struktur des Auges, des Pfropfreises u. s. w. welche der Struktur des Baums, von dem es genommen war, vollkommen ähnlich ist. Doch darf die Abweichung der Struktur des Pfropfreises von der Struktur des Mutterstamms nicht gar zu groß seyn, weil sonst, wegen der zu großen Ungleichheit der zusammengebrachten Gefäße sowohl, als wegen der zu großen Verschiedenheit des, nach Beschaffenheit jeden Gewächses, zubereiteten Nahrungsafts, gar kein Wachsthum erfolgen könnte.

Gewächse, deren Gefäße zeitiger die Ausdehnung erhalten, die der Struktur nach möglich ist, machen eher im Wachsthum einen Stillstand, und vergehen dann. Daher giebt es Gewächse von einigen Tagen; die meisten dauern nur einen Sommer. Andere Gewächse verlieren im Sommer ihr Kraut, behalten aber doch noch ihre Wurzel den Winter hindurch, setzen aber auch dann, im Herbst schon, in ihrer Wurzel neue Knoten an, die sich mit der wiedereintretenden Wärme im Frühjahr entwickeln,

wickeln, und das vorjährige Gewächß [wieder dar-
stellen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergebe
ich das, was hier noch über die Krankheiten der
Gewächse, über die natürlichen und gewaltsamen To-
desarten, über das Wiederaufleben gewisser Pflan-
zen, die deswegen anastatische Gewächse genannt
werden, über Schlaf, Reizbarkeit, Empfänglich-
keit und Beweglichkeit der Pflanzen, und noch über
einige andere merkwürdige Erscheinungen gesagt
werden könnte. Nur zwey Stücke kann ich nicht
unberührt lassen, nämlich, welches der Grund
der grünen Farbe der Pflanzen sey, und
was die Pflanzen, vermöge ihres Ein-
saugens und Ausdünstens, für einen
wichtigen Einfluß auf Atmosphäre und
Athmen der Thiere, die mit Lungen ver-
sehen sind, haben.

Der Chemiker, der seit wenigen Jahren der
Naturgeschichte so treulich die Hand geboten hat,
und nebst dem Physiker und Philosophen sie zu ei-
ner Wissenschaft zu erheben strebt, die den, über
alles edlen, Namen der Naturkunde verdienen
wird.

wird, lehrt, daß aus den grünen Theilen der Pflanze sich eine Substanz abscheiden läßt, welche weder im bloßen Wasser, noch im Weingeiste, noch in Oelen auflösbar ist, und in der Verwesung den Geruch von faulenden thierischen Körpern giebt; diese soll sich, bey chemischer Bearbeitung, völlig wie eine thierische Substanz verhalten, von der man die Phosphorsäure und Dippels animalisches Del erhält. Im Weizen, Roggen, Gersten und anderm Geträme, vornehmlich in Gräsern und Schotenpflanzen, hat man diese Substanz in Menge angetroffen. Beccaria, Rouelle, und die französischen Scheidekünstler haben diese Sache am besten ins Licht gesetzt. Die Phosphorsäure, welche in dieser thierartigen Pflanzenmaterie (*materia vegeto-animalis*) befindlich ist, hält wahrscheinlich in den Blättern, die Eisentheilchen, — dergleichen man in allen Pflanzen, so wie in allen Naturkörpern, findet, und die in dieselben mit dem Nahrungsstoffe gekommen sind, — aufgelöset. Nun ist bekannt, daß, wenn in irgend einer Säure aufgelösetes Eisen stark mit Brennbarem versetzt wird, eine blaue Farbe entsteht. Die Luft enthält eine solche Men-

ge Phlogiston*), daß aus derselben, bey dem Einsaugen der Pflanze, so viel abgeschieden werden kann, daß die, in der Phosphorsäure aufgelöst erhaltenen Eisentheilchen mit diesem hinzugekommenen Brennbarren ein Blau darstellen, welches mit dem gelb aus der Knospe hervorkommenden, oder ohne freye Luft und Sonnenlicht wachsenden Blättern, das so verschiedentlich in der Natur schattirte Grün darstellt. Bey Tage, wenn das Sonnenlicht auf das in der Luft enthaltene Brennbarre wirkt, entweicht dasselbe aus der Luft, wird von den Pflanzen angezogen, und dient, in so fern ein Theil desselben in der Pflanze fixiret wird, mit als Ernährungs und Wachsthumsmittel. Der Theil des Brennbarren, der den Tag über nicht in der Pflanze

*) Phlogiston (Brennbares) ist ein besonderer, trockner, zündbarer Bestandtheil, vornehmlich der brennbaren Körper. Es scheidet sich bey der Entzündung, oder Glühung der Körper, unter der Gestalt eines Dampfes oder zarten Russes, und kann in dieser Gestalt sich mit anderen Substanzen verbinden, und neue Körpermischungen eingehehen; und nur in solchem Zustande, nie allein für sich bestehend, kann es angetroffen werden. Wahrscheinlich besteht es aus zweyen elementarischen Körpern, nämlich aus der Feuermaterie und einer Erde.

Pflanze fixirt, und ein Bestandtheil geworden, wird in der Nacht wieder ausgedünstet, oder, wie der Chemiker spricht, von der Luft, wegen ihrer nähern chemischen Verwandtschaft mit dem Phlogiston, angezogen. Daher erklärt sich von selbst nunmehr die Erfahrung, die Ingenhouß so vortreflich angestellet hat, daß die Pflanzen im Sonnenlichte die Luft reinigen, im Schatten und zur Nachtzeit aber phlogistisiren, faul machen und also verderben. Die am sonnenreichen Tage durch die Pflanzen in dieser Art gereinigte Luft, nähert sich der reinen dephlogistisirten Luft, die ein himmlisches Geschenk für die Thiere mit Lungen ist, ihnen Leben, Gesundheit, Stärke, Erquickung und Freuden giebt. Man braucht aber deswegen nicht, auf eine unzeitige Weise, vor der nächtlichen Luft sich zu fürchten, weil nach Ingenhoußens Berechnung, das Quantum der schädlichen Luft, welche eine ganze Nacht hindurch sich aus einer Pflanze entbindet, noch nicht den hundertsten Theil der dephlogistisirten Luft beträgt, welche das nämliche Gewächs, an einem schönen Sonnentage, binnen zwei Stunden giebt. Ueberdem ist ja die Luft der At-

mosphäre

mosphäre in beständiger Bewegung, und das Phlogiston, vermöge seiner Leichtigkeit, steigt so hoch, nach den Beobachtungen des Saugure, daß es nur erst in einer Gegend, die, fünf bis sechshundert Klaftern hoch, über dem mittelländischen Meere erhaben ist, anfängt die Luft zu vergiften. Würde aber die von den Pflanzen ausgehauchte phlogistisirte Luft in einem eingeschlossene Raume seyn, so würde eine einzige Pflanze, die man ohne Mühe mit der Hand zusammendrücken kann, in einer Nacht, zwey Köffelmaaß Luft dergestalt vergiften, daß ein Thier augenblicklich darin sterben würde. — Doch genug.

Mit so großer Weisheit, als die ist, wovon ich hier nur einen schwachen Schattenriß entworfen habe, ist jedes Werk der Natur eingerichtet; der fleißige Forscher erkennt die Fußstapfen des großen Werkmeisters, erstaunt darüber, bewundert die mit ihr durchwebte Güte, und betet an mit Ehrfurcht und mit Dank.

Johann von Besser.

(Beschluß)

Während dieser Zeit, die er besonders dem Studium der Rechte widmete, um dadurch, dem Wunsche seiner Geliebten gemäß, zu einem ansehnlichen Civilamte sich tüchtig zu machen, gerieth er in einige Verdrießlichkeiten, die seinem ohnedieß schon verwundeten Herzen desto kränkender waren. Es gieng nämlich um diese Zeit in Leipzig eine Art von Satire auf den berühmten Theologen, D. Karpzov, herum, für deren Urheber man unglücklicher Weise Bessern hielt. Karpzov predigte gegen den unbekanntten Verfasser dieser Schmähschrift auf öffentlicher Kanzel, und brauchte dabey den zweydeutigen Ausdruck: Soll ich ihn nennen? (den Urheber) Es ist besser, ich schweige. — Besser, der seiner Unschuld gewiß war, stellte Karpzoven deßhalb mündlich zur Rede, und dieser bezeugte ihm auch auf sein Wort, daß er ihn nicht gemeynet habe. Doch gerieth er, bald nachher, eines Gedichtes wegen, daß er wirklich verfertigt hatte, mit Karpzoven in neue Händel; die Sache ward ordent-

dentlich bey der Akademie anhängig gemacht; die ganze theologische Fakultät machte Parthey wider ihn; und um diesen fürchterlichen Feinden, so wie mehreren, die den Besitz seiner geliebten Kühlewein ihm mißgönnten und tausend Kadalen wider ihn anzettelten, zu entgehen, verließ er, mit Willen und Wissen seiner Geliebten, (1680) Leipzig und gieng nach Berlin, um da sein Glück zu suchen.

Daselbst fand ihn eines Tages der damalige Fürst von Dessau, — der ihn vorher schon persönlich kannte, und selbst in eigener Person dazu gekommen war, wie Besser, unweit Dessau, sich mit zween Officieren im Zweykampfe geschlagen und eben so fertig, als brav gethan hatte, — bey Hofe, nahm ihn bey der Hand und stellte ihn einigen Großen und Generalen mit diesen Worten vor: Meine Herren, hier ist der wackere junge Kurländer, von dessen Tapferkeit ich euch so viel erzählt habe.

Dadurch ward er auch bald dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm bekannt, der ihm Kriegsdienste und zuletzt gar eine Hauptmannsstelle
 anbie-

ten ließ. Aber diese schlug er aus, weil seine Kühnheit dagegen Abneigung fühlte. Doch ward er bald darauf, vornehmlich durch die Bemühung des Staatsministers von Fuchs, der ihn besonders schätzte, zum churfürstl. Rathe, jedoch noch ohne Besoldung, ernannt. In diesem Jahre (1681) starb zu Frauenburg sein Vater, eben, als er, nach der ihn so kränkenden Duellgeschichte, noch das Unterkommen seines Sohnes am berlinischen Hofe, zu seinem großen Troste, vernommen hatte.

Als noch im May desselben Jahres der Churfürst, um die Erbhuldigung einzunehmen, nach Halle und Magdeburg gieng, begleitete Besser ihn dahin und verfertigte daselbst bey dieser feyerlichen Gelegenheit sein erstes Gedicht auf Friedrich Wilhelm, der es auch mit solchem Beyfall aufnahm, daß Besser wenige Wochen darauf als wirklicher Legationsrath, mit jährlichem Gehalte, bestallet ward.

In Halle auch besuchte ihn unvermuthet seine Geliebte, um mit ihm, ihrer beyder baldigen Verbindung wegen, die noch immer von ihren Leipziger Anverwandten behindert ward, die letzte Ver-
 abre

zung zu nehmen. Doch vollzog er endlich noch mit dem Ende dieses Jahres seine so lang erseufzte Vermählung, zu Leipzig; nachdem Churfürst Friedrich Wilhelm selbst, durch ein für Bessern sehr ehrenhaftes Handschreiben an den Obrist Titel, den Pflegevater der Braut, die endliche Vollziehung derselben gnädigst gefördert hatte.

Im May des folgenden Jahres führte er seine junge Vermählte in seiner nunmehrigen Heimath Berlin ein, die gar bald durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens sich Freundschaft und Hochachtung erwarb. Ein so liebreicher Ehestand, sagt König, könnte wohl nicht anders als gesegnet seyn. Er hatte mit ihr, seine Freunde zu besuchen, eine Reise nach Leipzig gemacht, und daselbst hatte er das Vergnügen, von ihr die erste Frucht ihres Ehestandes, einen Sohn, zu erhalten.

Als das Jahr darauf der Churprinz, der nachherige erste König von Preußen, seine Gemahlinn durch den Tod verlor, überreichte Besser ihm auf diesen Trauerfall ein Gedicht, wofür der Prinz ihn ansehnlich beschenkte.

Noch größern Beyfall erhielt ein Jahr nachher sein Churbrandenburgischer Glückskdwe, ein Lobgedicht auf den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, das auch unter allen Besserschen Gedichten, als Poesie, das größte Verdienst hat.

Und nun ward er (1680) von seinem Herrn nach England geschickt, wo er den achten Julius bey König Karl dem Zweyten die erste Audienz hatte, bey dem er besonders durch seine Geschicklichkeit im Ballspielen, welche Leibesübung der König sehr liebte, sich in Gunst brachte. Seine ihm aufgetragene vornehmste Verrichtung an diesem Hofe war, durch Englands Vermittelung die Befreyung eines nach Afrika bestimmten von den Spaniern genommenen brandenburgischen Schiffes zu bewirken. König Karl war dazu nicht abgeneigt; aber er beschwerte sich eben bey dieser Gelegenheit, daß man einige Anhänger des Herzogs von Monmouth im Klerischen heimlich sich aufhalten lasse, und warf alle Schuld auf den Minister von Fuchs. Er versprach endlich des aufgebrachten Schiffes wegen sich nachdrücklich bey dem spanischen Hofe zu verwenden, und verlangte dabey ausdrücklich von

V

Bessern,

Bessern, diese Sache dem Churfürsten selbst, aber keinem seiner Rätthe, zu berichten.

Besser ließ sich dazu verleiten, und begieng dadurch einen Fehler, der ihm unendlich viel schadete; denn er zog sich dadurch die Feindschaft eines mächtigen Mannes, des von Fuchs, zu und konnte weder durch die demüthigsten Briefe, noch durch wiederholte Entschuldigungen ihn wieder besänftigen. Aber die Loslassung des von den Spaniern ausgebrachten Schiffes bewirkte er doch, durch wirkliche Vermittlung des englischen Hofes.

Bald darauf (1685) starb König Karl der Zweyte. Besser hatte Gelegenheit, dessen Leichenbegängniß sowohl, als die Krönung seines Nachfolgers, König Jakobs, mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten, und bey dieser Gelegenheit bekam er den ersten Geschmack an der Ceremoniewissenschaft, in der er nachher es so weit brachte. Als die verschiedenen auswärtigen Gesandten, einer nach dem andern, dem Könige zu seiner Thronbesteigung feyerlich Glück wünschten, bekam Besser ganz unvermuthet Gelegenheit, wegen eines entstandenen Rangstreites, sich, nach seiner
Art,

Art, trefflich hervorzuheben. König erzählt diese lustige Geschichte also:

Der königl. Ceremonienmeister hatte den Abend vor dem zwölften May ihm und dem Residenten von Venedig, Herrn Vignola, zu Ablegung ihres Glückwunsches bey dem Könige, wegen seiner Erhebung auf den Thron, gemeldten Tag anberaunt und eine gewisse Morgenstunde dazu ernannt. Vignola begehrte sofort den Vorzug und berief sich auf das Verhalten des Churkölnischen Gesandten, welcher ihm bisher ohne Widerspruch gewichen wäre. Besser im Gegentheile setzte sich hartnäckig dawider, mit dem Bedeuten, daß er, vermöge seiner schriftlichen Verordnung, nicht das allermindeste seinem Churfürsten vergeben würde, als welcher schlechterdings keiner Republik den Vortritt zugestünde. Einige andre damals gegenwärtige Gesandten legten sich dazwischen, und brachten endlich beyde dahin, daß sie sich das Wort gaben, derjenige, welcher auf gesetzten Tag eher als der andre, in dem königl. Vorsaale anlangen würde, sollte, ohne alle weitere Einwendung, auch sodann zuerst vor dem Könige reden. Der Kaiserliche Ge-

sandre

sandte aber kriegte Bessern, als Bignola nach Hause gefahren war, auf die Seite, und sagte ihm, der Italiener wäre ein alter durchtriebener Fuchs, er sollte auf seiner Hut seyn, weil jener bereits einen listigen Anschlag im Kopse haben müsse; sonst dürfte er sich nicht so leicht bequemt haben; und alsdann würde er ungescheut vorgeben, der Churbrandenburgische Resident wäre ihm gewichen. In diesem Falle aber könnte er sich nicht entbrechen, solches an den Kaiserlichen Hof zu berichten, nachdem der kölnische dergleichen dem venetianischen schon zugestanden, und dennoch die Churfürstlichen Gesandten an dem Kaiserlichen Hofe das Vorrecht gegen die Republiken zu behaupten suchten. Besser ließ sich dieses nicht vergebens gesagt seyn, und fand ein Mittel, die ganze Nacht bey Hofe zu verweilen, so daß er mit anbrechendem Tage in dem Königl. Vorzimmer war, und Bignola, der erst hernach, aber auch sehr früh ankam, große Augen machte, als er sahe, daß ihm der junge Resident bereits den Paß abgerannt hatte. Er vermochte auch nicht, seinen Verdruß darüber zu verbergen, und erklärte kurz, daß er dem
noch

noch den Vortritt behaupten würde, ob ihn gleich Besser vor Schimpf und Schande warnete. Der Ceremonienmeister kam endlich herbey, der Vershörsaal ward eröffnet, und beyde traten zugleich hinein. Bignola war so schlau, daß er schon von weitem und eher zu reden anfieng, als es sonst der Gebrauch war, oder der Wohlstand leiden wollte. Nachdem er aber, auf Bessers wiederholtes heimliches Anmahnen, nicht schweigen wollte, brachte dieser einen glücklichen Streich aus seiner Fecht- und Ringekunst an, und kriegte, ohne das Gesicht von dem auf dem Throne sitzenden Könige abzuwenden, den guten Italiener plötzlich mit solcher Behendigkeit und Stärke hinten an den Beinkleibern zu packen, daß er ihn einige Schritte hinter sich wegschleuderte, und zugleich mit der besten Anständigkeit, ganz nahe vor dem Throne, seine Rede fast schon vollendet, ehe jener sich wiederum zusammengerafft und von dieser unvermutheten Ueberraschung in etwas erholt hatte. Zwar wollte er noch was hersagen, Besser aber zog sich mit der schönsten Ordnung zurück, und erhielt des ganzen Hofes und aller Anwesenden, ja was noch

mehr

mehr ist, selbst des Königes Beyfall wegen seiner geschickten Entschlossenheit. *)

Ein seinem Residenten so wohlgelungener Streich gefiel dem Churfürsten ausserordentlich, und war das Mittel, Besser sog sich wieder in die vorige Gnade zu setzen; wie denn alsfort nicht nur die Zahlung der rückständigen Monatgelde, sondern auch eine ziemliche Zulage erfolgte.

Einige Wochen nach diesem lustigen Auftritt erhielt Besser, auf sein wiederholtes Ansuchen, seine Zurückberufung, worauf er alsbald vom Könige sich beurlaubte und auf das gnädigste von ihm entlassen ward.

Bey seiner Wiederkunft in Potsdam empfienß ihn der Churfürst außs gnädigste, aber der Herr von Fuchs war desto kalsinniger gegen ihn. Daher gab Besser sich nun desto größere Mühe, seinen zweyten Sönnner, den Herrn von Dankelmann, ganz zu gewinnen; und dieß zu seinem großen Vortheile.

*) Der alte Venetianer ward darüber von allen, sonderlich von dem spanischen Gesandten mit diesen Worten verlacht: Caro Vecchio, havete fatto una granda cacata!

theile. Doch besänftigte er auch nach und nach wieder den Minister von Fuchs, vornehmlich durch ein Glückwünschungsgeicht, daß er bey der Vermählung einer Tochter des Ministers mit einem von Schmettau drucken ließ. Besser ward, nebst seiner Gemahlinn, auf dieses Beplager von dem Minister schriftlich eingeladen; erschien, gewann seinen erzürnten Wohlthäter wieder, und ward, allermeist durch dessen Einwirkung, in kurzem als Regierungsrath im Herzogthume Magdeburg bestellet und vom Kanzler von Jena zu Halle als wirkliches Mitglied zu Ende des Herbstes in dasige Regierung eingeführt.

Und nun kam wieder ein Fall, wo Besser durch seine ihm natürliche Behendigkeit und Geistesgegenwart sich Ehre erwarb. König erzählt die Geschichte also: Indem er sich nun bey seiner Zurückkunft in Berlin beschäftigte, seine völlige Haushaltung nach Halle zu versetzen, fiel eine Gelegenheit vor, da der Hof eines geschickten und entschlossenen Mannes zu einer geheimen Abschiebung nach Preußen benöthiget war. Der Herr von Dankelmann schlug unsern Besser als denjenigen dazu

dazu vor, der sich nicht nur schon in London, bey gleichem Vorfalle, so beherzt erwiesen, sondern auch in Königsberg die erforderliche Bekanntschaft dazu hätte. Also erhielt Besser, zu Anfange des Christmonats, geheimen Befehl, sich dahin zu verfügen, und sich daselbst, mit Zuziehung des Preussischen Kanzlers von Kreuz, so unvermerkt als es seyn könnte, der Person eines gewissen Baron Piccinardi zu bemächtigen, der sich, unter dem Namen eines kaiserlichen Agenten, in dem fürstlich-radzivilischen Hause eingeschlichen und dadurch in den Verdacht gesetzt hatte, daß er ein und anderes, zu des brandenburgischen Hofes Nachtheile, die Wiederverheurathung der markgräflichen Wittwe, Prinzessin Radzivil, betreffend, allda auszuführen Sinnes wäre.

Besser kam den zehnten in Königsberg an, woselbst er sogleich erkundschastete, daß Piccinardi ein großer Liebhaber des Ballschlagens sey. Dieses war ihm um so lieber, als er selbst in solcher Leibesübung kein Lehrling, und in dem Ballhause, von vorigen Zeiten her, wohl bekannt war, auch
dadurch

dadurch Anlaß fand, mit gedachtem Italiener sich als von ungsähr einzulassen.

Alles ging nach Wunsche. Sie spielten zusammen im Ballhause. Piccinardi, der selbst ein geschickter Poet in der lateinischen und italienischen Sprache war, gewann eine besondere Zuneigung zu Bessern, und dieser dadurch den zwölften darauf die beqvemste Gelegenheit, den Vogel in das Garn zu locken.

Besser, nachdem er die gehörigen Anstalten imgeheim vorgekehret und Vormittags mit ihm Ball geschlagen hatte, wußte ihn so lange aufzuhalten, bis es Zeit zu Tische war, da er denn den Italiener im Herausgehen ersuchte, mit ihm zur Tafel zu fahren, und zu dem Ende in seinen Wagen zu steigen. Dieser entschuldigte sich zwar, daß er schon versagt wäre; Besser aber griff ihm, unter währendem Wortgepränge, als sie sich dem Wagen näherten, plötzlich an den Degen, und mit der andern Hand an die Brust, mit dem Vermelden: er sollte kein Aufsehens machen, sondern auf churfürstl. Befehl mit ihm fahren, sonst er genöthiget seyn würde, Gewalt zu brauchen, und ihn

ihn durch die nicht weit davon gestellten Soldaten, die er ihm zeigte, öffentlich in Verhaft führen zu lassen.

Er gab daher in größter Bestürzung Bessern seinen Degen, dieser aber solchen einem herbeegerufenen vorher dahin bestellten Officier, der sich zugleich mit ihnen in die Kutsche setzte, da sie dann ihren Gefangenen, ohne daß fast ein Mensch was davon erfuhr, in geheime Verwahrung brachten, bis auf Bessers Bericht nach Hofe, Befehl von Berlin zurückkam, den Italiener gar nach der Bestimmung Pillau abzuführen.

Hier gestand er gleich, daß er zwar ein kaiserlicher Kammerjunker, und in Verschiedungen bisher gebraucht worden, aber kein wirklicher kaiserlicher Agent sey. Besser mußte allemal dem Verhör allda selbst beywohnen, die Aussage nach Berlin senden, und kam endlich im Hornung des folgenden Jahres (1688) wieder daselbst an, um mündlich von allem ausführlichen Bericht abzustatten.

Der Tod des großen Churfürsten, der wenige Wochen nach Bessers Wiederkunft in Berlin un-

vermuthet erfolgte, so wie der Verlust seiner geliebten Küblewein, die gegen Ende des Jahres in ihrem dritten Kindbette, in der Blüthe ihrer Jahre, starb, versetzten ihn, mitten unter den schönsten Aussichten, auf lange Zeit in Betrübniß und Kummer. Dazu kam noch, daß auch sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, sieben Monate nach ihrem Ableben, ihr ins Grab folgte.

Doch begann das folgende Jahr (1690) für ihn höchst erfreulich. Durch den Herrn von Danielmann, seinen nun alles vermögenden Gönner, ward er in Königsberg, wohin er dem Hofe zur Erbhuldigung gefolgt war, von dem neuen Churfürsten zum Ceremonienmeister, mit dem Range des jüngsten geheimen Rathes, ernannt, zu gleicher Zeit für sich und seine Nachkommen in den Adelsstand erhoben und seine Besoldung vergrößert.

Im Sommer begleitete er den neuen Churfürsten auf seinem Feldzuge in die Niederlande, wo er zu Lüttich sich aufhielt und in mancherley wichtigen Geschäften gebraucht ward. Im Winter kam er wieder nach Berlin zurück, und hatte da

ver.

verschiedentlich Gelegenheit, durch seine Poesie sich immer mehr hervorzuthun.

Einige Jahre nachher bekam er vom Churfürstem Befehl, die Ceremonien zur Einweihung der neugestifteten Universität Halle einzurichten, welches er auch zur Freude des Hofes und aller Anwesenden vollführte.

Mit jedem Tag wuchs nun sein Kredit bey dem Churfürsten, der ihm seine für den Hof verfertigten Gedichte oft königlich bezahlte. Besser war auch durch seine Ceremonienwissenschaft, die er mit großem Aufwande studirt hatte, der rechte Mann für diesen Herren, dem, wie selbst der erlauchte Verfasser der Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg freymüthig bemerkte, Prunk und Feyerlichkeiten über Alles am Herzen lagen. In dieser Gunst des Churfürsten wußte der Herr von Dantelmann, sein großer, thätiger Wohlthäter, ihn bey jeder Gelegenheit immer mehr zu befestigen.

Als im Jahre 1697 eine moskowitische Gesandtschaft, in der, wie man sagte, Peter der Große selbst unter dem strengsten Incognito war, nach Königsberg kam, ward Besser befehligt, das Ceremoniel

nie zum Empfange derselben zu veranstalten. Alles lief zu großer Zufriedenheit des damals in Königsberg befindlichen Hofes ab, und Besser ward, durch die Bemühungen des Herrn von Dankelmann, von dem Churfürsten reichlich beschenkt. Aber dieß war auch die letzte Gunstbezeugung, die der vortreffliche Minister unserm Dichter erzeigen konnte, denn er fiel bald nachher in Ungnade; so wie auch um selbige Zeit sein zweyter großer Freund und Gönner, der Freyherr von Kanitz, der geistreichste Dichter seines Zeitalters, unvermuthet und in seinem besten Alter starb.

Der Hof zu Berlin erhielt, wie König sagt, mit dem neuangehenden Jahrhunderte (1700) einen ganz neuen Glanz; und nach Dankelmanns Falle war nun der Graf von Wartenberg der erste Minister. Auch an ihm fand Besser sogleich einen großmüthigen und thätigen Freund, und er half ihm bey verschiedenen Gelegenheiten zu ansehnlichen Anwartschaften und Geldgeschenken.

Bey der wirklichen Krönung des Churfürsten zum Könige von Preußen, die mit außerordentlicher Pracht zu Königsberg (1701) geschah, und bey

bey der Besser das ganze Ceremoniel eingerichtet und ausgeführt hatte, erhielt er den Titel eines königlichen Oberceremonienmeisters mit fünfhundert Thalern Zulage, zur Belohnung seiner bey dieser Gelegenheit geleisteten Dienste. Im folgenden Jahre ward er auch Ceremonienmeister des Ritterordens vom schwarzen Adler, und empfing für seine Beschreibung der Ordnungsgeschichte von seinem Monarchen das erste königliche Geschenk von zweytausend Thalern. Bald darauf ward er mit dem Orden der Großmuth begnadiget, und für sein Gedicht auf den Tod der regierenden Königin, Sophia Charlotta, schenkte der König ihm ein Geschenk von dreytausend Thalern; welches königliche Geschenk aber mit einiger Aufopferung, von Seiten des Dichters, verbunden war.

Auch ein Ballet, das Besser zu dem Beylager des Kronprinzen (1706) auf königl. Befehl verfertigen mußte, trug ihm nicht allein wieder ein Geschenk von tausend Thalern ein, sondern bey dieser Gelegenheit ward ihm auch, auf sein Ansuchen, der Herr von Drost, ein ostpreußischer Edelmann, zum Gehülfen in seinem sauren Amte, mit dem Titel

tel eines Ceremonienmeisters, zugegeben. Dieser von Drost verheurathete sich im nächstfolgenden Jahre mit der einzigen Tochter des von Besser, der ihm bey dieser Verbindung großmüthig fünfhundert Thaler von seiner eignen Besoldung abtrat, um ihn dadurch, als seinen Nachfolger, in seiner Hofbedienung desto mehr festzusetzen. Dieser Zug ist der schönste in Bessers ganzem Leben; denn er verräth den Mann von Gefühl und Verläugnung, welches ihm um so vielmehr Ehre macht, als er, besonders in seinen letzten Tagen, vielfältig als ein sehr eigennütziger und eigensinniger Mann erscheint.

Die Trennung von seinem großen Gönner, dem Grafen von Wartenberg, der (1712) unvermuthet vom Hofe verabschiedet ward, war nur der Vorbothe eines weit größern Verlustes, den Besser selbst durch den Tod seines Königes, Friedrich des Ersten, bald darauf (1713) erlitt.

Der Herr von Besser war der erste, den der neue König gleich im folgenden Monate, nebst allen seinen Bedienungen, ausstrich. Dieser Schlag war für ihn äußerst schmerzhaft und betäubend;

er gab eine schriftliche Vorstelllung ein, die etwas zu freymüthig geschrieben war, und die der König darum, als er kaum angefangen hatte sie zu lesen, sogleich erzürnt ins Kaminfeuer warf; alle Vorbitten seiner Gönner und Freunde waren vergeblich und er befand sich sehr bald in einer höchstmißlichen Lage. Er hatte das ansehnliche Vermögen seiner Frau im Dienste des Hofes zugesetzt, und war nun auf einmal arm und bedauernswerth. Seine Tochter gieng mit ihrem Gemahle, dem von Drost, auf dessen Güter in Preußen. Alle Aussichten, die sich ihm zu einem neuen Unterkommen öffneten, blieben unerreicht; und so gerieth er in einigen Jahren in Schulden und lebte fast einzig von den Vorschüssen seines Schwiegersohnes.

Endlich ward er mit einem male aus diesem Zustande der Verlassenheit und des Kammers, zu einer Zeit und von einem Orte her, gerettet, da er es am wenigsten vermuthet hatte.

Die Grafen Flemming und Wanteuffel, der eine Feldmarschall und der andre Kabinetminister König August des Zweyten, die Bessers große Wissenschaft in Ceremonielsachen kannten und ihn
hoch

hochschätzten, fanden endlich eine Gelegenheit, diesen für ihre Zeiten so nützlichen Mann an den dresdner Hof zu ziehen. Sie empfahlen ihn dem prachtliebenden Könige, bey der Vermählung seines Kronprinzen, als einen Mann, der nicht allein bey den deshalb anzustellenden Feyerlichkeiten unentbehrlich, sondern auch künftig in allerley Ceremonienfällen zu brauchen sey. Der König berief ihn auch, auf Empfehlung dieser beyden Günstlinge, mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Ceremonienmeisters und einem jährlichen Gehalte von funfzehnhundert Thalern, sogleich an seinen Hof. Der Feldmarschall Flemming schoß ihm, um seine Gläubiger in Berlin befriedigen zu können, auf seine Bibliothek, die im Fache der damals so wichtigen Ceremonienwissenschaft die vollständigste, kostbarste und erste in ihrer Art war, freywillig viertausend Thaler vor: so zog er mit erleichtertem Herzen, (1717) nach einem Aufenthalte von mehr als dreyßig Jahren, weg von Berlin, und der Graf Manteuffel brachte ihn in seinem eignen Wagen nach Dresden. Als er bald nach seiner Ankunft daselbst von einigen Gliedern des Ministeriums in

Pflicht genommen ward, dankte er mündlich auf eine feine und rührende Art für diese seine nun angetretene Stelle, besonders dem Grafen Flemming, der mit bey dieser Beeidigung war, als seinem ersten und großmüthigen Besörderer.

Um diese Zeit kam auch König, der Freund seiner letzten Tage, nach Dresden. Der Anfang ihrer Bekanntschaft war sonderbar. König war ein junger Poet, der an den glänzenden dresdner Hof kommen war, theils die bevorstehenden großen Feyerlichkeiten bey dem Beylager des Kronprinzen mit anzusehen, theils aber und vornehmlich, um da ein Amt zu suchen. Besser lernte ihn zuerst aus einem kleinen Gedichte kennen, das er auf die Hochzeit eines Mohren und einer Mohrinn die Königin August mit vielen Lustbarkeiten feyerte, verfertigt hatte. Besser kam darauf mit dem jungen Poeten persönlich zusammen, gewann ihn lieb und würdigte nachher, als er bey einer ganz eigenen Gelegenheit gezeigt hatte, wie sehr er Bessern hochschätze, ihn seines ganzen Vertrauens. Der Fall war folgender: Besser hatte den Entwurf zu der Einholung und dem Einzuge der königl. Prinzessin

zessinn aufsetzen müssen; aber August legte diesen beyseite und veranstaltete jedes und alles selbst. Nun hatte König nicht lange hernach sein Heldenlob dieses Monarchen zu dichten angefangen, er las Bessern den ersten Theil des Gedichts vor; und Bessern gefiel alles ganz ausnehmend, bis auf die Verse:

Zug, Anstalt, Ordnung, Lust geschieht allein
durch Dich,

Und alles, was geschieht, ist unverbesserlich.

denn er meynte, am Ende des zweyten Verses würde Jedermann auf seinen Namen und auf seinen verworfenen Ceremonientwurf fallen. König änderte, stehenden Fußes, in Bessers Gegenwart beyde Verse dahin:

Du ordnest alles selbst, giebst alles selber an,
Und so, daß auch die Kunst daran nichts meistern kann.

Der alte Ceremonienmeister nahm diese gefällige Aufopferung des Dichters sehr hoch auf und betrachtete sie als ein untrügliches Merkmal einer aufrichtigen Zuneigung. Als König, nach Uebergung dieses Heldenlobes, wirklich in Dienste des Hofes

Hofes kam, ward er so ganz sein Freund, daß er auch seine geheimsten Angelegenheiten ihm vertraute und am Ende keinen Tag mehr ohne ihn leben konnte.

Endlich fand König (1727) eine Gelegenheit, ihm einen weit größern, als jenen poetischen Freundschaftsdienst zu erweisen. Sein Schwiegersohn in Preußen, dem er nach und nach eine sehr ansehnliche Summe schuldig worden war, hatte durch einen unglücklichen Brand alle Gebäude seines Gutes verloren, so daß er nun bey dem Schwiegervater um Wiedererstattung des erhaltenen Vorschusses auf das dringendste anzuhalten sich genöthiget sah. Bessern machte dieser Vorfall große Sorge; und so ungern er daran gieng, so entschloß er sich doch zuletzt, seine Bibliothek diesen noch bis hieher erhaltenen, ihm über alles werthen Schatz, zu Bezahlung jener Schuld, zu veräußern. Aber wer sollte sie kaufen? Der kostbarste Theil dieser Sammlung waren Werke, die in das Ceremonielwesen einschlugen und die Besser mit großen Kosten nach und nach aus allen Ländern zusammengebracht hatte. Sie in Holland in öffentlicher

Ver-

Versteigerung zu vereiteln, wie er anfangs willens war, fand er am Ende selbst nicht rathsam. Der Graf Mantuffel wollte sie kaufen; aber der Handel kam nicht zu Stande. Aus dieser großen Verlegenheit, die Bessern so sehr beunruhigte, daß er, wie sein Biograph bezeugt, weder schlafen noch arbeiten konnte, half ihn dieser unvermuthet. Er hatte den königlichen Oberkammerherrn, Graf Friesen, nach vielen Schwierigkeiten, dahin bewogen, Sr. Majestät selbst diesen seltenen Büchervorrath zum Kauf anzutragen. Als König dieß so weit gebracht hatte, machte der Verkäufer deßhalb sogleich eine schriftliche Vorstellung an den König; der Oberkammerherr übergab sie; und der großmüthige Monarch war ohne Widerrede dazu bereit, und erklärte zugleich: daß man aus der gegenwärtigen Noth des Besizers keinen Vortheil zu ziehen suchen, sondern einen billigen Kauf mit ihm treffen müsse, und befahl dem Grafen Friesen, diese Bibliothek noch desselben Tages in Augenschein zu nehmen und mit dem Besizer den Handel zu schließen. Dieß alles ward in wenig Tagen, zu Bessers großer Freude, vollkommen berichtigt und

und ihm für den ganzen Büchervorrath zehntausend Thaler bewilliget. Dazu kam noch, daß diese seine Bibliothek, aus besonderer königlicher Gnade, so lang er lebte, zu seinem Gebrauch in seinem Hause bleiben sollte; wogegen aber Ihre Majestät verlangten, daß er Jemanden, zum Dienste des Hofes, in der Ceremoniewissenschaft und dem Gebrauche der vorhandenen Bücher und Handschriften unterrichten möchte. Besser war äußerst erfreut über den glücklichen Ausgang dieses Handels und bat sich zu vorgedachter Absicht seinen jungen Freund König aus. Dieser fuhr auch bald darauf zur Wesse nach Leipzig, bewirkte die Auszahlung der ersten viertausend Thaler auf Abschlag, und übermachte diese Summe sogleich dem Schwiegersohne des Herrn von Besser nach Königsberg.

Als nun, so erzählt König, nach erhaltener Bezahlung sein Eidam ihm auf eine sehr verpflichtete Art Dank sagte, und bey dem Schwiegervater die Zärtlichkeit gegen die Seinigen durch öftern Briefwechsel sich wieder je mehr und mehr zu regen anfing, suchte ich ein so gutes Vernehmen durch mein Zureden bestens zu unterhalten. Seine Tochter

Tochter schrieb endlich, daß sie, um ihren Vater noch einmal zu sehen, mit den Ihrigen eine Reise nach Sachsen machen und ihn besuchen wolle. Weil er aber in Dresden weder in seiner Wohnung, noch in andern Dingen so eingerichtet war, wie vormals in Berlin, so sahe er, andre Umstände zu geschweigen, diesen Besuch nicht gern. Aber er fühlte gleiche Sehnsucht, die Seinigen noch einmal zu sprechen; er entschloß sich daher, selbst zu ihnen nach Preußen eine Reise zu thun, und that mir den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. Indeß kam vielerley dazwischen, welches verhinderte, daß die Reise, wie er anfangs willens war, im Frühjahre (1738) nicht vor sich gehen konnte. Binnen solcher Zeit steng er an, nach seinem Verzeichnisse seine Bibliothek mit mir durchzugehen, mir selbige Stück für Stück zuzuzählen und das merkwürdigste bey jedem zu erinnern. Seine Ceremonielschriften, von denen er vorher in so vielen Jahren mich eins und das andere nur stückweise hatte sehen lassen, gieng er nun alle mit mir durch, zeigte mir seine gemachte Einrichtung und Eintheilung derselben, brachte sie so mit mir

in genauere Ordnung und unter gewisse Titel, und zeigte mir endlich, wie ich, nach seinem Begriffe, die Register zu meinem künftigen Gebrauche darüber zu verfertigen, auf was Art und Weise ich mich derselben nützlich bedienen, in welchen Büchern ich dieß und jenes finden und was und wie ich dereinst dasselbe dazu noch nachtragen sollte. Als der Sommer darüber zu Ende gieng, zeigte er mir eines Tages die schriftlichen Anmerkungen, die er zu Stievens Ceremoniel, welches Buch er für das beste dieser Art hielt, selber aufgesetzt hatte, sprach noch mancherley von dieser Wissenschaft überhaupt und entdeckte mir zuletzt unvermuthet, daß er nun seine festgestellte Reise nach Preußen nicht länger verschieben könne, weil er nicht wüßte, ob er künftiges Frühjahr überleben werde: er habe mir in Ceremonieldingen schon so viel Anleitung gegeben, daß ich, wenn er auch morgen stürbe durch eignen Fleiß und bey dem vorhandenen Vorrathe von Ceremonielnachrichten sehr wohl fortkommen werde: er wolle daher die fernere Uebergebung der Bibliothek bis zu unserer Zurückkunft verschieben und sodann in Ceremonielsachen

das

das übrige nachholen. Ich ließ mir alles gefallen. Nachdem ich ihm auch, auf Abschlag seiner Forderung, abermal tausend Thaler zur Reise angewirkt hatte, giengen wir wenig Tage darauf, nach erhaltener Erlaubniß von Hofe, von Dresden ab und trafen nach einer schnellen Reise glücklich in Königsberg ein."

Die Freude des Wiedersehens war von beyden Seiten gleich, herzlich und innig, und Besser schien im Kreise seiner zahlreichen, frohen Enkel so wie an der Seite seiner geliebten einzigen Tochter, wie von neuem aufzuleben. Dennoch besiel ihn zuweilen schon hier diejenige böse Laune, die gegen das Ende seiner Tage ihn sich selbst so ganz unähnlich machte und zuletzt selbst Königen unerträglich ward. Nach einem Aufenthalte von etwan vierzehn Tagen nahm er, auf immer, Abschied von den Seinigen und kam glücklich mit seinem Reisegefährten und Freunde wieder in Dresden an.

Noch im Winter desselben Jahres, gleich nach seiner Zubausekunft, fieng er zu kranken an, ward immer launischer und selbst gegen seinen Freund König kalt und zurückhaltend. Diese zurückhal-

tende

tende Kälte artete zuletzt in offenbaren Frost aus, den böshafte Leute noch immer weiter vermehrten, und mit welchem Vesper, nach einem Lager von kaum vier Tagen, im vier und siebenzigsten Jahr seines Alters aus der Welt gieng. Er hatte noch an seinem Sterbetage sehnlich verlangt, Königen zu sprechen; aber er verschied eben, als dieser, ihm das letzte Lebewohl zu sagen, ins Zimmer trat. Sein unvermutheter Tod ward durch keine gewaltsame Krankheit, sonder bloß durch einen unüberwindlichen Ekel vor allen Speisen verursacht. Er hatte selbst, wenige Tage vor seinem Ende, darüber folgende ganz originelle Betrachtung niedergeschrieben: "Ob eine Festung durch Sturm und andre Gewaltthatigkeiten, oder auch nur durch Hunger übergeheth; die Festung ist doch allemal gewiß verloren. Also auch wenn ich an meinem bösen Magen und dem Mangel an Lust zum Essen erliege, was braucht es bizigen Fiebers, Seitenstechens, Schlag, oder Steckflusses? Ich verliere dennoch durch meinen Ekel vor allen Speisen und daß ich nichts genießen kann, eben so gewiß mein Leben, als
wenn

wen ich eine von solchen großen Krankheiten, oder sie alle miteinander beyammen hätte."

König führt bey Gelegenheit seines Todes noch folgendes an: "Ungeachtet er in Glaubenssachen sonderlich gegründet, dabey eifrig lutherisch, und in der heiligen Schrift ungemein belesen war, wie seine Handbibel ausweiset, die fast über und über von ihm durchschrieben ist; ungeachtet er auch, außer andern geistlichen Büchern, sonderlich Dreilincourts bekanntes Buch: Wider die Anfechtungen des Todes selten aus den Händen legte, so habe ich doch auch bey dem jüngsten Menschen niemalsen eine solche Liebe zu einem längern Leben, als bey ihm, verspüret. Schon seit einigen Jahren hatte er sowohl aus den öffentlichen Zeitungen, als andern Büchern und mündlichen Erzählungen, alle diejenigen Alten fleißig aufgezeichnet, die ihr Leben über achtzig Jahr gebracht hatten, wovon ich noch ein ganzes Buch voll, von seiner eignen Hand, vorzeigen kann. Und ob er gleich selbst merkte, daß seine Krankheit täglich zunahm, so unterhielt er doch seine Hoffnung zu einem hohen Alter durch mancherley Vorstellungen. Als ich ihn das letzte
mal

mal in seiner Unvorfichtigkeit besuchte, und ihm zu verstehen gab, daß mir sein Zustand gefährlich schien, fuhr er ungeduldig auf und antwortete: Ja, ja; ich fühle wohl mancherley Zufälle zugleich; aber ich hoffe bloß darum in diesem Jahre noch nicht zu sterben, weil ich nicht glaube, daß Gott des elenden Jobs Prophezeiung wird wollen wahr werden lassen, Dieser Job war ein Sachwalter in Berlin, in dem Besserischen Hause wohl bekannt und wegen seiner aus der Geburtsstunde gestellten Wahrsagungen sehr berufen gewesen. Unter andern hatte er auch dem Herrn von Besser, auf dessen Verlangen, sein künftiges Schicksal bereits vor vielen Jahren schriftlich aufgesetzt, und darinn bis zur Verwunderung in den meisten Hauptumständen nach der Hand richtig eingetroffen; eben wie unserm Verfasser auch ehemals seine Gefahr bey Maydels Entleibung, wenige Zeit vorher, durch den wegen seiner Prophezeiung nicht weniger berühmten May voraus verkündigt worden war. Danun Job in gedachter schriftlichen Weissagung dem von Besser das vierundsechzigste Jahr angezeichnet hatte, und dieser zuletzt wirklich merkte, daß es wohl

ein

eintreffen dürfte, warf er die ganze Prophezeiung, die er vorher sonst öfters mit mir durchgelesen hatte, ins Feuer, damit, wie er sagte, nach seinem Tode niemand dadurch in dergleichen Überglauben bestärkt werden möchte. Inzwischen kam sein Beichtvater, der Hosprediger Engelschall, verschiedene mal zu ihm, und er selbst schrieb, doch sonder ordentlichen Zusammenhang, mancherley schöne Todesbetrachtungen nieder, wie er schon vorhin gewohnt war, und bereits seit einigen Jahren viel erbauliches über die Worte aufgesetzt hatte: Der Herr aber wird mich erlösen von allem Uebel, und ausbelfen zu seinem himmlischen Reiche. Die letzte Nacht brachte er mit vieler Unruhe und innerlicher Hitze, auch daher mancherley verwirrtem Reden zu; des Morgens aber verließ ihn alles dieses zugleich, und er ward wieder so munter und heiter von Verstande, daß er sagte: Nun, Gottlob! ich habe überwunden, die Krankheit hat mich verlassen, und ich werde dieses Jahr noch überleben. Aber kaum eine Stunde hernach verschied er, mehr in seinem Bette sitzend als liegend, unter des Predigers, R. Strangens Zuspruch und Einsegnung und

und zwar so sanft, als ob er nur eingeschlummert wäre. Er war der letzte von seinen Geschwistern, deren eilfe und alle jünger als er waren. Etliche starben in der Kindheit oder zarten Jugend. Ein Bruder, Namens Heinrich, ward Prediger in Kurland, woselbst er (1705) mit Tode abgieng, drey andere kamen im Kriege um ihr Leben; Eberhard ward in dänischen, bey Gelegenheit einer Schlacht, und Christian Dieterich als wirklicher Hauptmann in französischen Kriegsdiensten, gleichfalls in einer Feldschlacht bey Indoigne (1706) erschossen. Diesen folgte bald hernach die Mutter im Tode nach, wie vorher die älteste Tochter, welche mit einem kurländischen Edelmann von Adeling, wie die andere, Katharina, an einen Prediger zu Rabissen in Kurland, Namens Richterling, verheurathet, lange Zeit Wittwe gewesen, und erst nach ihren vorhergenannten Geschwistern verstorben ist. Der jüngste Bruder Niklas beschloß sein Leben zu Ende des Jahres 1714, an der Lungensucht, als Schwedischer Hauptmann zu Stockholm, da er eben im Begriffe war, sich zum andern male, und zwar auf eine vortheilhafte Weise zu verheurathen,

wie

wie seine hinterlassene Braut selbst solches unserm Herrn von Besser nach Dresden berichtet hat. Also war unser Poet, obgleich der erste von Geburt, unter allen seinen Geschwistern doch der letzte im Grabe, und zwar, wie er sich festiglich beredte, aus einem besonders über ihm ruhenden Segen seines seligen Vaters, der gegen ihn, als den erstgeborenen, und von dem er die größte Hoffnung hegte, jedes mal eine ausnehmende Zuneigung bezeigt hatte."

Der Charakter dieses zu seinen Zeiten so berühmten Mannes war, so wie das der Fall häufig ist, ein Gemisch von sehr großen und rühmlichen Eigenschaften und eben so sichtbaren Fehlern. Ehrgeiz und Liebe hatten ihn in seiner Jugend zu mancher schönen That angeflammt; aber in seinem Alter verleiteten sie ihn oft zu Fehlritten und Thorheiten. Er wollte durchaus, als ein Greis, noch fort derselbe seyn, der er als Jüngling war. Dieß machte, daß er seinen besten Freunden am Ende seiner Tage manchmal sehr lästig ward und ihre Geduld bis zum äußersten ermüdete. In seinem häuslichen Leben war er von Jugend auf ein Muster
von

von Ordnung; sein Haus war, besonders in Berlin, sehr wohl bestellt, und er machte beynahе mehr Aufwand, als er der Klugheit nach sich erlauben durfte. Als er in seinem Alter in seinen Umständen sich so weit zurückgesetzt sahe, zog er sich, aus Unmuth, zurück aus der Welt in sich selbst; und darinn auch lag der Grund seines eigensinnigen, störrischen und wunderlichen Wesens, das ihn selbst seinen Freunden oft unerträglich machte. Bey seiner brennenden Eigenliebe, die bis ins Grab ihn begleitete, war es ein großes Glück, daß er mitten unter seinen Lorbern starb, und nicht, wie viele Männer seiner Art, seinen Ruhm überleben mußte.

Seine Schriften, die König in zweyen Theilen (Leipzig, 1732) herausgegeben hat, werden in unsern Tagen nicht mehr gelesen: die prosaischen sind meist Ceremoniestücke, oder Beschreibungen von feyerlich Aufzügen, Hoffesten und Lustbarkeiten, und interessiren darum nicht mehr; doch die poetischen verdienen noch eher Erwähnung. Er war ein Freund und Zeitgenosse des Freyherrn von Kanitz; aber er erreichte diesen angenehmen Dichter nicht. Seine Verse sind weit schwerfälliger, seine

Ge

Gedanken gesuchter, seine Sprache gekünstelter und sein Witz weniger anziehend. Man sieht es allen seinen Gedichten gleich an der Stirne an, daß er bey den meisten Gelegenheiten mehr aus Pflicht, als aus innrer Neigung, gesungen hat. Doch ist seine Sprache für jene Zeiten rein und korrekt. Sein Name wird immer unter den guten Köpfen aus der Kanizischen Periode seinen Rang behaupten, wenn gleich seine Verse immer weniger gelesen, oder gar bey dem allergrößten Theile der Nation vergessen werden sollten.

Vom Bierbrauen.

In Kurland, wie in allen nordischen Ländern, wo kein Weinstock bis zur Kelter gedeiht, waren Bier und Meth in alten Zeiten die gewünschten festlichen Getränke der tapfern und abgehärteten Einwohner. Selbst in den Poesien der alten Normannen, Schweden und Dänen, die man in unsern Zeiten noch mit Erstaunen liest, sind Bier und Meth die Lösung der Freude, wie etwa Cyberwein, oder Falerner, in den Liedern des Anakreon und Horaz. Jene Nationen kannten die berauschende Frucht des wärmern und weichlichern Klima's nicht, und thaten Wunder der Tapferkeit ohne sie. Sie nutzten, was ihr Himmel ihnen gab, und tranken im ausgekochten Saft ihres Getraides, oder im edlen Honige ihrer Wälder oft weidlicher sich froh, als ihre ausgearteten Nachkommen in Weinen, die meist nicht einmal immer in Trauben gekocht, sondern sehr oft in ordentlichen Fabriken weinmäßig bereitet sind. Sie waren gesund, lebten fröhlich, thaten Wunder von Thaten

und

und starben alt. — Der Wein kam erst durch die Züge und Rückzüge jener tapfern Völker gen Italien und Frankreich und dann durch die teutschen Ritter, die Livland und Kurland unterjochten, in die nordischen Länder. Aber Jahrhunderte lang ward er, besonders im eigentlichen Norden, in Schweden, Norwegen und Dännemark nur selten, oder als eine Arzeneey, und bey der Kommunion gebraucht; in Preußen, Livland und Kurland führten die Kreuzherren ihn ein: aber sie waren auch die einzigen die lange bis zur Völlerey in immer vollem Maaße Wein tranken; und sie tranken ihn mit den Geistlichen, ihren Brüdern, wacker. Als jene wilden, heiligen Krieger alles Land von der Weichsel bis zur Narova unterjocht und aus ganz Teutschland Pilger und Anbauer in Menge verschrieben und in ihren eroberten Wildnissen angefetzt hatten und diese nach mancherley Mühseligkeiten in ihren Besitzungen durch die Länge der Jahre sich endlich ruhig und sicher fühlten, verlor sich mit der Kultur die Schwelgerey der ersten übermüthigen Eroberer wieder gänzlich; teutsche Eingezogenheit, Wirthlichkeit und Mäßigkeit herrschten

ten just in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von der Weichsel bis zur Narova in Land und Städten. Dieser altteutschen Genügsamkeit und Eingezogenheit haben wir, besonders in Kurland, das Aufkommen vieler nun angesehner Familien und selbst den noch immer geringen Flor der wenigen Städte zu verdanken.

Der neuere Luxus, der in allen möglichen Dingen Kurland so ganz auszeichnend seit noch nicht einem halben Jahrhunderte auf mehr als Ein Jahrhundert verändert, entnervt, und ausgezogen hat, hat auch diesem nun bis aufs äußerste verdorbenen Nahrungsweige des Landes, dem Bierbrauen, das in keinem teutschen Lande, selbst wo Wein in reichem Maasse wächst, verabsäumet und schändlich verschlechtert werden darf, den letzten Stoß gegeben. Man hält es für gemein und pöbelhaft, auf eine gute Tafel Bier zu bringen; aber man findet es nicht bedenklich, mit sehr oft schlechten, verfälschten, nachgemachten, und mit mineralischen und vergiftenden Ingrediengien verschönerten Weinen seinen Gästen wehe zu thun. Wer dieß übertrieben findet, der lese nur das von Albaum über.

übersehte Werk des Beausobre, und sehe da, für wie viel tausend Thaler Johannisbeeren allein in die Weinfabriken von Hamburg zu Zubereitung der an die Küsten der Ostsee zu verschickenden rothen Weine verkauft werden; — der lasse sich nur von bereiseten und glaubwürdigen Beobachtern unterrichten, wie der Champagnerwein, dieses unerschwinglich theuere und unbegreiflich werthe Getränk, in Lüttich, Aachen und selbst in Rheims, für den Norden, gekostert wird. Aber es ist vornehm, jenen Wein, und es ist pöbelhaft, Meth und Bier zu trinken. Beydes würde aber nicht seyn, wir würden es nicht für Schande halten, unsern Gast mit Bier, und nicht für Wohlstandigkeit, jeden Besuch mit Weine zu bewirthen, wenn wir die Kunst, gutes, wohlschmeckendes und gesundes Bier zu brauen nicht so allgemein vernachlässiget hätten; wenn das Bierbrauen nun leider! nicht ein so verabsäumtes, von aller Polizen verlassenes, sondern, wie in den größten und gesittetsten Städten Deutschlands, ein Gewerbe der nahmbauesten Einwohner des Landes, nach bestimmten, für Jedermann ersprießlichen, heilsamen

men

men und unverbrüchlichen Vorschriften eingerichtes und polizeymäßig gegründetes Gewerbe wäre; wenn der Arme, wie der Reiche, sein kurisches Bier mit Ehren und ohne Schaden seiner Gesundheit trinken, und der Brauer, selbst zu seinem Nutzen und seiner Ehre, durch Ordnung und Gesetze, gutes Getränk zu liefern allenthalben angehalten würde.

In kultivirten Ländern setzt man große Preise aus für diejenigen, die selbst die kleinsten Zweige der innern Landesindustrie zu bearbeiten sich unterfangen wollen; in Kurland ist das Gegentheil; man lacht über den, der neue nützliche Vorschläge auf's Tapet bringt und schilt, auf's gelindeste, seine guten Wünsche Vorwitz. Dennoch will ich über die genannte Materie, jedem zur Beherzigung, vorlegen, was ich bey bewährten Autoren, als passend für unser Land und Klima, aufgefunden, oder durch Erfahrung selbst erlernt habe.

Gutes Bier zu brauen, dazu gehört viel, was wir jetzt noch nicht haben, aber doch haben können, wenn wir wollen: man lese und denke weiter. —

Zu Schweden hat man diesen sehr ernsthaften Gegenstand weit ernsthafter beherzigt. Das wichtigste darüber findet man in den Schriften der schwedischen Akademie fast auß gründlichste vorge-schrieben. Doch haben auch teutsche Patrioten diesen großen Artikel der Oekonomie mit vielem Scharfsinne bearbeitet. Ich nuge, was ich für mein Vaterland nützlich finde, jedoch mit Vorsicht.

Gutes Bier zu brauen, dazu gehört erstlich und vor allen Dingen guter Hopfen, dann gutes Malz, dann das Brauen selbst und endlich die Zurichtung der zur Aufbehaltung des Biers nöthigen Gefäße.

Ich fange mit dem Hopfen an, und lege meinen Landsleuten hier die gründliche Anweisung vor, die ein gelehrter Schwede, Martin Friewald, darüber gegeben hat, die allgemein für die beste über die Wartung dieses beym Bierbrauen so unentbehrlichen Gewächses erkannt worden ist und die jeder, so mühsam sie scheint, leichter als die vor Jahren aufgenommene Eisansche befolgen kann, wenn er dazu Lust und Beruf fühlt. Das weitere folgt künftig.

Martin Friewald, der im Jahre 1740 Präsident der schwedischen Akademie der Wissenschaften war, und wegen seiner großen Einsichten in die Landwirthschaft und Haushaltungskunst sich in seinem Vaterlande viele Verdienste erworben hat, suchte mit einem ganz besondern Fleiße aus den bewährtesten Schriftstellern Englands, Deutschlands und Schwedens alles hervor, um die schwedische Oekonomie zu verbessern und sie zu dem Flor emporzubringen, der ist von vielen fremden Völkern bewundert wird. Er that dazu nicht allein Vorschläge, sondern zeigte auch durch die Anwendung derselben Beyspiele einer merklich verbesserten Oekonomie, wozu er die erwünschte Gelegenheit hatte, indem er selbst einer großen Oekonomie vorstand. Durch einen zehnjährigen Aufenthalt in England, wo er die Hopfengärten und die Art ihrer Pflege selbst gesehen, sahe er sich noch besser in den Stand gesetzt, seine erlangte Kenntnisse in Schweden nutzbar, und die schönen Folgen derselben der Welt bekannt zu machen.

Kurz und doch vollständig will ich seinen Unterricht

terricht von Wartung der Hopfengärten hier mittheilen.

Vor allen Dingen, verlangt Friewald, soll der Hopfengarten eine freye Lage haben, besonders so, daß er den Luftzug von Osten und Süden genieße, damit die Morgensonne zeitig den Thau abtrockne, die Mittagssonne aber das Reifen des Hopfens befördern könne. Auch muß er nicht zu niedrig, nicht bey Sümpfen und Morästen liegen, weil sonst die Wurzeln durch Nässe im Herbst und Frühjahre leicht verderben. Ein guter lockerer Lehmboden ist der beste zur Pflanzung des Hopfens; und zu den Beeten, worin die Hopfenwurzeln eingesetzt werden, wird auch nur solche ausgefuchte, oder zubereitete Erde erfordert, weil die Gänge zwischen den Beeten mit der schlechtesten Erde, z. B. Schutt, ausgefüllt werden können, welches dem Hopfengarten mehr nützt, als schadet. Die Gruben müssen nothdürftig weit und räumlich gegraben, und zwar zehn oder zwölf Spannen breit und ein oder anderthalb Ellen tief gemacht werden. Diese Gruben müssen nachgehends mit den Gängen gleich, entweder mit Pferdemist,

oder

oder auch mit Gerberlohe, welches jedoch jedes ein wenig getreten werden muß, ausgefüllt werden. Hierauf wird sodann die gute, für den Hopfen taugliche Erde gebracht, so daß nun die Beete eine Spanne höher sind, als die darneben befindliche Gänge. Gerberlohe ist wegen ihrer länger dauernden Wärme noch dem Pferdemiste vorzuziehen, und auch deswegen besonders zu empfehlen, weil man von ihr, nach Verlauf von zehn Jahren, da man die Hopfenwurzeln umlegen und die Beete umarbeiten muß, die allerbeste schwarze Erde zu den neuen Beeten erhält. Außerdem, daß man für solche gute Zubereitung des Bodens sorgt, wodurch wirklich eben so reichlicher und kräftiger Hopfen, als in andern Ländern gewonnen werden kann, muß man im Frühjahre, sobald die Ranken eine viertel Elle hoch über der Erde hervorgeschossen sind, frischen Kuhmist über das ganze Beet, aber nur ganz dünn streuen, doch ohne den auf gekommenen Schößlingen dadurch zu nahe zu kommen, oder sie gar zu bedecken. Die Ursache, warum dieses geschieht, ist, theils auch von oben den Wurzeln Nahrungstheile zuzuführen, theils um zu verhüten, daß

daß der von unten aufsteigende Nahrungsfaft nicht zu schnell ausgefogen werde, wozu die in Norden gewöhnlichen stark trocknenden Frühjahrswinde nur zu sehr behüßlich sind.

Wenn dann die Hopfenftangen im Maymonat eingesteckt und die Ranken aufgebunden worden, so fammlet man zum andernmal frischen Kuhmist und umleget damit wiederum die Beete, welches den Nutzen haben soll, daß nicht nur der Hopfen besonders wohlschmeckend wird, sondern auch die Erde fruchtbar erhalten und das Unkraut, welches am wenigsten durch Kuhmist befördert wird, verhindert werden kann.

Die besten Hopfenwurzeln müssen nicht hölzig seyn, und auf jedem Ende zwey Augen haben, und nicht tiefer eingelegt werden, als daß das oberste Ende einen Querfinger breit über der Erde stehe. Acht, neun, höchstens zehn Wurzeln muß man in ein Beet, und zwar im Frühjahre, legen, und sie, wenn sie das erstemal mit Erde bedeckt werden, nicht höher als einen Zoll mit Erde überschützen. Wenn dann die Ranken etwa anderthalb Ellen hoch aufgeschossen sind, so muß man wieder eine
Spanne

Spanne hoch gute Erde aufschütten. In dem ersten Jahre besteckt man ein so beschriebenes Hopfenbeet nur mit drey Stangen, welche nur kurz seyn dürfen und bindet die Ranken mit Bast zusammen, ohne daran zu schneiden, damit die Wurzeln ihre gehörige Stärke erlangen können. Dieses Aufbinden geschieht so oft die Ranken wieder niederzuhängen anfangen, doch nur bis dahin, da sie blühen; nach diesem werden sie nicht mehr gebunden. Bey entstehendem Unkraute muß man fleißig jäten, die Gänge aber umgraben lassen. Besonders ist dieses jäten und umgraben im Herbst, kurz vorher ehe die rauhe Bitterung eintritt, nothwendig, weil man hiedurch sich viele Mühe für das folgende Jahr erspart; und so überläßt man sie dem Winter, ohne sie mit irgend etwas zu bedecken. Im Frühjahr darauf sucht man die zwölf besten Ranken aus, und bindet nur an jede von den im Beete gesteckten vier langen Stangen, drey Ranken, und legt wieder eine halbe Spanne hoch gute Erde um die Wurzeln. Im dritten Frühjahr werden die Beete eben so gepflegt, als im vorigen Jahre, werden gejätet, und im Herbst mit einer Hacke behackt

behackt, damit die Erde locker sey. Sollte die
 Ausjätung gar zu beschwerlich werden, so kann
 man mit einer eisernen Schaufel oder Maurerkelle
 die Erde von oben, zugleich mit den Unkrautswur-
 zeln vorsichtig abnehmen, in die Gänge werfen und
 sie hier austrocknen lassen, da man sie denn, wenn
 dieß erfolgt ist, wieder zum Auffüllen der Beete
 gebrauchen kann. Wenn der Hopfen reif ist, wel-
 ches man an seinem Geruche und an seiner Fettig-
 keit merken kann, schneidet man die Ranken bey
 der Erde ab, und streifet sie von den Stangen.
 Hierauf wird er dünn ausgebreitet, alle Tage ein-
 mal umgewendet, und so zehn bis vierzehn Tage
 lang behandelt; er muß aber weder in der Sonne
 noch im Winde, sondern auf einem lustigen Bo-
 den getrocknet werden, weil er sonst leicht seine
 Kraft verliert. Ist ein Hopfengarten in der Art
 zehn bis zwölf Jahre lang tragbar gewesen, so
 wird er aufgepflügt, und ein Jahr mit Getraide
 besäet, damit der Hopfen gänzlich ausgerottet, und
 im folgenden Jahre neuer gepflanzt werden könne.

Es wird sich vielleicht mancher über diese sorg-
 fältige Pflege des Hopfens wundern, und meynen,

Daß

daß dieß alles so nothwendig nicht zum Umbaue desselben sey, weil er ja so etwas nie an seinem Orte unternommen habe; allein bey Seite gesetzt, daß dieß die gewöhnliche Sprache der trägen Dekonomen ist — oder ich sollte vielmehr sagen, derer ist, die schlechterdings keine Dekonomen seyn wollen, so muß man die Kunst, welche der Natur so merklich, oft zu wundernswürdigen Erfolgen, zu Hülfe kommt, nicht gleichgültig ansehen, noch weniger verachten. Diese bey sogenannten Dekonomen, oder vielmehr Landleuten, so auffallende Gleichgültigkeit gegen jede verbesserte, künstlichere Behandlungsart des Erdbodens, der Saaten, der Gewächse, des Wirtschaftsviehes u. s. w. kann man sich auf keine andere Weise erklären, als aus der höchsten Unwissenheit dessen, der sein Land nach der Väter Weise bewohnt, ohne je Gelegenheit eines Unterrichts gesucht, oder sich die in diesem Fache nützlichsten Bücher zum eigenen Studieren und zur Erlernung dessen, was durch hundertjährigen Fleiß der Menschen, und durch so viele, oft fehlgeschlagene Versuche anderer zu einer Wissenschaft und zu einer Kunst geworden ist, angeschafft zu haben.

haben. Die ganze Wißbegierde vieler unserer Oekonomen äußert sich bey gelegentlicher Erkundigung in Gesellschaften, oder in obngesähren Zusammenkünften, wenn das Gespräch gerade auf Wirtschaftssachen gelenkt wird, wo denn der, welcher doch auch einen Trieb fühlt, seinen Zustand zu verbessern, des andern Handgriffe, die oft auch nicht weit reichen, abzustehlen, und dann, freylich auf's Gerathewohl, nachzuahmen sucht.

Die Fortsetzung künftig.
